Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY

PURCHASED FROM THE
James H. Lawley
Memorial Fund

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1819.

Erstes und zweites Juli-Heft.

Nro. 13. u. 14.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

L905
U22
1819
Pt. 2

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Gesammelt

von

Heinrich Zschokke,

Mitglied des großen Rathes und Oberaufseher der Forsten und Bergwerke im eidsgenössischen Freistaat Aargau.

Jahrgang 1819

Juli bis Dezember.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ueber den gegenwärtigen Stand der Protestanten in Ungarn.

(Geschrieben im Jahr 1817.)

Oeffentliche Religionsübung der Protestanten in Ungarn. — Konsistorien und Synoden. — Studienwesen. — Lektikalgebühren. Zehend. — Aemter. Eheprozesse. Kirchenbesitz und Stiftungen. — Prozelytenmacherei. — Vermischte Ehen. — Relopulationen.

Ein britischer Parlamentsredner hat vor einiger Zeit, zu Gunsten der irländischen Katholiken, sich auf das Beispiel Ungarns berufen, wo mehrere Religionen gesetzlich, friedlich und freundlich neben einander bestehen. — Der Redner wußte nicht, daß der Geist der Unduldsamkeit in Ungarn nicht nur allen schützenden Gesetzen und einer milden, liberalen Regierung zum Trotze, sondern gewissermaßen selbst von den Gesetzen begünstigt, und daher im neunzehnten, wie im siebenzehnten Jahrhundert — nur in einem andern Kleide — fortlebt und fortwirkt.

Die Bedrückungen der Protestanten in Ungarn sind nämlich und waren von jeher von zweierlei Art: einige geschehen gegen den Willen und Sinn der Gesetze, und sind eigentliche Uebertretungen derselben; diese haben ihren Grund in der Schwäche der vollziehenden Gewalt, dem Hauptfehler der ungarischen Reichsverfassung. Andere haben ihren Grund oder Vorwand in dem Gesetze selbst. — Diese letztern sind der Gegenstand gegenwärtiger Abhandlung.

Beispiele dieser zweiten Art von Bedrückungen findet man seit der Reformation in der Kirchengeschichte von Ungarn in jedem Jahrzehend. Die Verbrennungsgesetze von Ludwig II. wollen wir gar nicht erwähnen; aber selbst der Wiener Friede von 1606 enthielt schon die Klausel: „Absque praejudicio Catholicae Romanae Religionis", welche nachher gegen die Protestanten gemißbraucht wurde; denn der katholische Klerus sieht ja schon die Existenz der Protestanten für Beeinträchtigung der katholischen Religion an. In die Krönungsdiplome Ferdinands II. und III., wie auch Leopolds I. wurde das so unschuldig scheinende Einschiebsel aufgenommen: „Propter Regni tranquilliorem permansionem"; ein ähnliches ist im zweiten Artikel des Linzer Friedens: „Propter Bonum Pacis, et tranquillitatem Regni"; — dadurch bahnte sich der Klerus den Weg, nach völliger Beruhigung des Reichs und Vertreibung der Türken, die Religionsfreiheit der Protestanten anzufechten, welche durch jenen Beisatz das Ansehen eines nur einstweilen geduldeten, nothwendigen Uebels gewonnen hatte.

990181

Digitized by Google

Noch viel bedenklicher wurde der bekannte Vorbehalt im 25. Artikel 1681: „Salvo Jure Dominorum terrestrium“ gedeutet, als man das grundherrschaftliche Patronatsrecht auf die Gewissen der Unterthanen auszudehnen anfing. — Wie viel es endlich dazu beigetragen habe, den Protestantismus in Ungarn zu untergraben, daß im 21. Artikel 1687 die Religionsfreiheit der Protestanten nur „ex Gratia et Clementia Regia“ ratifizirt, und im 30. Artikel 1715 eben so: „adhuc“ aufrecht erhalten wurde, ist jedem ungarischen Publizisten bekannt; denn diese letztern zwei Gesetze gingen schon unverhohlen darauf aus, den Zustand der Protestanten zweideutig und gesetzlos zu machen.

So wie den frühern, so ist es auch dem neuesten Religionsgesetze, dem 26. Artikel 1791, ergangen. — Es sei ferne von uns, das hohe, unsterbliche Verdienst Leopolds II. und der helldenkenden Reichstagsglieder von 1791 um Menschenrecht und Gewissensfreiheit verkennen und verkleinern zu wollen. Nein, der Reichstag von 1791 wird in den Jahrbüchern Ungarns — und der Menschheit — ewig schimmern wie ein herrliches und wohlthätiges Gestirn, und den Völkern und Königen beweisen, wie viel Gutes ein fester und wohlthätiger Regentenwille auch auf konstitutionellem Wege — ohne gewaltsame Revolutionen und ohne despotische Machtsprüche — auszurichten vermöge.

Aber soll es uns deswegen nicht erlaubt sein, zu sagen, daß das Leopoldinische Religionsgesetz jene Gleichheit der Rechte aller Religionen bei weitem nicht begründet, welche als ein Heiligthum, sowohl der Natur und Menschlichkeit, als der Politik, von den Schriftstellern und Gesetzgebern unsers Jahrhunderts anerkannt wird? mit einem Worte, daß die Protestanten in Ungarn nicht bloß thatsächlich, sondern auch gesetzlich die bedrücktere oder minder begünstigte Partei sind?

Wir wollen uns in keinen Streit einlassen mit denen, welche die Verbreitung der allein seligmachenden Kirche für das Ziel aller Gesetzgebung halten, und es nicht fassen wollen, wie und warum ein bürgerlicher Gesetzgeber und Herrscher ganz andere Pflichten, Zwecke und Ansichten habe, als ein Apostel oder ein Missionär; — auch nicht mit denen, welche zwei Religionen im Staate sich niemals anders, als einander gegenüberstehend und auf gegenseitigen Ruin losarbeitend, denken können, und daher das einmal zwischen beiden bestehende Verhältniß, wäre es auch nicht gleichgünstig für beide, durchaus nicht abgeändert wissen wollen, weil sie jedes neue Recht der einen für ein Unrecht der andern halten. Wir unsers Theils glauben und bekennen frei: Der bürgerliche Gesetzgeber, als solcher, müsse zu gar keiner Kirche gehören, weil seine Aufgabe etwas ganz Anderes ist, als die ewige Seligkeit; er müsse daher auch die Staatsbürger nicht in zwei Reihen einander gegenüber stellen, und sie um die ewige Seligkeit kämpfen lassen, sondern er müsse jedem Individuum seine angeborne Gewissensfreiheit sichern, wodurch denn die Parteien von selbst aufhören. Aber eben bis zu diesem höhern Gesichtspunkt werden sich jene Frommen nie erheben, und darum eben wollen wir mit ihnen nicht streiten.

Digitized by Google

Lorsqu'il s'agit de prouver des choses si claires, sagt ein geiſtreicher Schriftſteller, on est sûr de ne pas convaincre.

Auch das Religionsgeſetz von 1791 hat ſich nicht zu jener höhern Anſicht erhoben. Gleich im erſten Satz deſſelben kommt wieder die Klauſel vor: „Propter bonum pacis, et tranquillitatem Regni“, wodurch alſo die den Proteſtanten geſtattete Religionsfreiheit nicht als eine Forderung der natürlichen Gerechtigkeit, ſondern wieder nur als eine von den Zeitumſtänden abgenöthigte Nachgiebigkeit vorgeſtellt wird. Auch iſt im Geſetze ſelbſt der Widerſpruch des katholiſchen Klerus und ſeiner Anhänger verewigt: und vom Klerus, deſſen Esprit de corps immer und ewig derſelbe iſt und bleibt, iſt nichts anders zu erwarten, als daß er, falls ihm unglücklicher Weiſe der Zeitgeiſt wieder einmal zuſagte, an dem Umſturz dieſes widerſprochenen Geſetzes eifrigſt arbeiten werde. Zwar läßt er ſich in unſern Tagen, wenigſtens öffentlich, nicht leicht mehr darauf ein, die Gültigkeit des Religionsgeſetzes zu beſtreiten; um deſto unverkennbarer iſt hingegen ſein Beſtreben, die Verfügungen des Geſetzes ſelbſt gegen die Proteſtanten zu kehren. — Und wie leicht muß es einem ſo übermächtigen Körper, wie dieſem Klerus in Ungarn, nicht werden, den ihm verhaßten Proteſtanten alles das zu thun, wozu nur der geringſte ſcheinbare Vorwand ſich im Geſetze finden läßt!

Die römiſch-katholiſche Religion iſt, auch nach dem 26. Artikel 1791, noch immer ausſchließlich die Religion des Staats, das heißt, die Religion, für deren Fortdauer und Glanz der Staat thätig, wirkſam iſt; indeſſen die Proteſtanten, weit entfernt, vom Staate für ihre kirchliche Aufrechthaltung einiger Hilfe zu genieſſen, ſich glücklich preiſen müſſen, wenn ſie nur in ihren Anſtrengungen zur Selbſterhaltung nicht geſtört werden.

Wie dieſer Geiſt des neueſten Religionsgeſetzes ſich in den meiſten einzelnen Abſchnitten deſſelben ausſpreche, ſoll hier im Detail gezeigt werden.

Oeffentliche Religionsübung der Proteſtanten in Ungarn.

Das Recht, Kirchen zu bauen und Prediger einzuführen, wird dem Adel zwar ohne Einſchränkung eingeräumt; eine Bauerngemeinde aber kann es nicht anders erhalten, als wenn ſie ſich erſt vor einer, aus katholiſchen und evangeliſchen Mitgliedern zuſammengeſetzten Deputation, mit Einfluß ihres Grundherrn, darüber ausweiſet, daß ſie die erforderliche Seelenzahl und hinlänglichen Fond dazu habe.

Wir wollen hier über die Schwierigkeiten hinwegſehen, die ein bigotter Grundherr, oder eine parteiiſche Deputation, der Gemeinde in den Weg zu legen im Stande iſt; denn an dergleichen Schwierigkeiten iſt das Geſetz unſchuldig, ſo wie an jedem Urtheilsſpruch, den etwa ein ungerechter Richter gegen den Willen des Geſetzes fällt. Aber, wenn der Staat die katholiſche Kirche ſo reichlich ausgeſtattet hat, daß ſie auch an Orten, wo ſie außer den Kirchendienern kaum einen oder zwei Bekenner zählt, Prieſter, Kirchen und einen glänzenden, koſt-

Digitized by Google

ſpieligen Kultus unterhalten kann, wie es in Ungarn wirklich der Fall iſt: darf es gerecht und billig heißen, einer armen proteſtantiſchen Dorfgemeinde die öffentliche Religionsübung deswegen zu verweigern, weil ſie um einige Gulden Fond, aber um ein halbes Dutzend Familien weniger hat, als man gewöhnlich zur Unterhaltung eines Predigers für nöthig hält? Sollte nicht in dieſem Falle vielmehr der Staat nachhelfen, dem doch jede Religion, die Sittlichkeit und rechtliche Geſinnungen unter den Menſchen verbreitet, wichtig und nützlich iſt? Und warum ſollen die Unterthanen und Genoſſen einer Religion, die doch dieſelben Laſten tragen, wie die der andern, auf die Wohlthaten des Staats gar keinen Anſpruch haben, indeß die der andern Religion im Genuſſe dieſer Wohlthaten mit einem wahren Uebermaas ſchwelgen?

Wir werden auf dieſen Gegenſtand noch einmal zurückkommen; hier nur folgende Bemerkung. Es gibt in Ungarn mehr als eine Stadt, wo aus der öffentlichen Kaſſe weit mehr auf den katholiſchen Gottesdienſt verwendet wird, als die katholiſchen Einwohner zu dieſer Kaſſe beitragen, und wo folglich der Ueberſchuß aus dem beſtritten werden muß, was die proteſtantiſchen Bürger beiſteuern. Da nun das Geſetz beide Religionsverwandten von allen Beiträgen zum Kultus der andern Religion freiſpricht: ſo konnten die Proteſtanten mit Recht fordern, daß man an der öffentlichen Kaſſe entweder keiner von beiden Religionen, oder beiden einen verhältnißmäßigen Antheil geben müſſe. Eine Verordnung der k. ungariſchen Statthalterei vom 8. Oktober 1799 hat aber die Sache dahin entſchieden, daß von dem, was in ſolchen Städten der katholiſchen Kirche hergebrachtermaßen geleiſtet wird, nichts abgebrochen werden könne, hingegen den Proteſtanten aus der öffentlichen Kaſſe nur dann ein verhältnißmäßiger Beitrag für ihren Kultus zu bewilligen ſei, wenn von den gewöhnlichen Ausgaben dieſer Kaſſe etwas erübrigt wird.

Konſiſtorien und Synoden.

Der vierte Satz des Religionsgeſetzes erlaubt den Proteſtanten, Konſiſtorien zu halten, verfügt aber zugleich, daß zu einer Synode die königliche Einwilligung, und wenn der König es für nöthig hält, die Gegenwart eines königlichen Kommiſſärs; zur Gültigkeit der Synodalbeſchlüſſe aber die königliche Beſtätigung nöthig ſei. Dieſe Verfügung iſt weiſe und gut; nur hat das Geſetz leider! die Begriffe eines Konſiſtoriums und einer Synode nicht ſcharf genug von einander geſchieden; daher es denn kam, daß in einem vom 3. Sept. 1816 gegebenen königlichen Handbillet die Diſtriktual- und General-Konvente, in welchen die Proteſtanten ihre Kirchenangelegenheiten zu verwalten pflegen, für Synoden angeſehen wurden.

Daß die geſetzgebende Gewalt in Kirchenſachen, welche zum Geſchäftskreiſe einer Synode gehört, nicht anders, als mit Einfluß eines königlichen Kommiſſärs und mit Vorbehalt der königlichen Beſtätigung ausgeübt werde, iſt gerecht und dem Geiſte ſowohl des Proteſtantismus, als der ungariſchen Konſtitution angemeſſen. Aber die königliche Erlaubniß zu jedem einzelnen

Digitized by Google

der oben erwähnten Konvente verlangen, in deren Wirkungskreis bloße Verwaltungsſachen und keine Geſetzgebung gehören, heißt nichts anders, als die ganze Kraft der Verwaltung lähmen und die Erhaltung der Ordnung und Kirchenzucht unmöglich machen. — Was würden die katholiſchen Biſchöfe für ein Geſchrei erheben, wenn ihnen ohne beſondere königliche Erlaubniß und ohne einen königlichen Kommiſſär keine amtliche Verſammlung zu halten geſtattet würde!

Ueberhaupt iſt die Kirchenverfaſſung der Proteſtanten in Ungarn noch in einem äuſſerſt ſchwankenden Zuſtande, denn weder die Akten der Synode von 1791 ſind noch vom Könige beſtätigt, noch die Konſiſtorien organiſirt, wie es doch in dem Geſetze verſprochen worden. Dieſer Mangel an einem unter königlicher Autorität und als Organ des Königs wirkenden Konſiſtorium iſt die fruchtbare Mutter vieler Uebel. Der Landesfürſt iſt, laut proteſtantiſchen Grundſätzen, überall das Schirmhaupt der proteſtantiſchen Kirche, und folglich auch in Ungarn; die königliche Oberaufſicht hat aber hier noch immer keine andern Mittel, als die, auch im Geſetze dazu beſtimmten „legalia Regni Dicasteria“, das heißt, die ungariſche Staatskanzlei und den Statthaltereirath. In beiden Dikaſterien ſitzen Biſchöfe und weltliche Katholiken. Selten gelingt es einem Proteſtanten, eine Stelle von Einfluß bei dieſen zwei Behörden zu erlangen. Die Proteſtanten werden lieber beim Juſtizweſen, bei der königlichen und Septemviraltafel angeſtellt, wohin Religionsſachen nicht kommen.

Auf dieſe Weiſe wird auch die Verfügung des Geſetzes unnütz, kraft welcher bei Kirchenſachen, namentlich beim Bau neuer Tempel u. ſ. w., Deputationen, aus katholiſchen und proteſtantiſchen Mitgliedern gemiſcht, gleichſam als Richter in erſter Inſtanz angeordnet werden. Denn was hilft es, daß der Richter in erſter Inſtanz unparteiiſch iſt, wenn die letzte Entſcheidung von einer Behörde abhängt, wo die katholiſche Partei das entſchiedenſte Uebergewicht hat?

Studienweſen. — Skolar- und Lektikal-Gebühren.

Der fünfte Satz des Geſetzes entſcheidet, daß die Einrichtung des Studienweſens, welche des Königs Majeſtät auf den Vorſchlag der Stände beſtimmen wird, mit Ausnahme von Religionsgegenſtänden auch auf die Proteſtanten auszudehnen ſei. Die jetzige Regierung hat in einem wahrhaft liberalen Geiſte, vor Einführung des neuen Studienplanes, das Gutachten der proteſtantiſchen Superintendenzen abgefordert, und es iſt zu hoffen, daß ſie es auch beachten werde. Da jedoch der weſentliche Unterſchied, der zwiſchen den Grundſätzen der katholiſchen und der proteſtantiſchen Kirchen obwaltet, nicht bloß in die Theologie, ſondern mehr oder weniger faſt in alle Zweige des menſchlichen Wiſſens eingreift: ſo dürfte ſich das Studienſyſtem ſchwerlich für alle Religionen über einen Leiſten ſchlagen laſſen, und das Geſetz ſcheint, da es bloß Religionsgegenſtände ausnimmt, wohl keine hinlängliche Bürgſchaft zu gewähren,

Digitized by Google

daß in dem neu einzuführenden Studienplan der Geiſt des Proteſtantismus ganz ungefährdet bleiben werde.

Der ſechste Satz des Geſetzes ſchafft die Stolar- und Lektikal-Gebühren ab, welche bisher die Proteſtanten der katholiſchen Geiſtlichkeit in Geld, Naturalien oder Arbeiten geleiſtet hatten; erlaubt aber den Proteſtanten, ſich freiwillig katholiſcher Geiſtlichen zu bedienen, und verpflichtet ſie in dieſem Falle zu einer ähnlichen Stolargebühr, wie die Katholiken bezahlen.

Dem Katholiken iſt es in keinem Falle erlaubt, ſich eines proteſtantiſchen Geiſtlichen zum Taufen, Kopuliren, Begraben u. ſ. w. zu bedienen, und der proteſtantiſche Geiſtliche, der ſich dazu gebrauchen läßt, hat, königlichen Befehlen zufolge, ſcharfe Strafen zu gewärtigen. Wie kommts, daß das Geſetz dem katholiſchen Geiſtlichen einen Eingriff in Rechte erlaubt, der dem proteſtantiſchen verboten iſt? Wie kommts, daß das Geſetz um die Entſchädigung des proteſtantiſchen Geiſtlichen ſich gar nicht bekümmert, dem dadurch, daß ſeine Pfarrkinder ſich eines katholiſchen Pfarrers bedienen, ein Theil ſeines rechtmäßigen Einkommens entgeht, da doch daſſelbe Geſetz andererſeits ſo aufmerkſam dafür ſorgt, daß dem katholiſchen Geiſtlichen, indem er einen Proteſtanten tauft, kopulirt oder begräbt, folglich eigentlich etwas thut, was ſeines Amts nicht iſt, die Bezahlung nicht vorenthalten werde?

Es ſei erlaubt, hier etwas vom Zehend einzuſchalten, deſſen im Religionsgeſetze von 1791 keiner Erwähnung geſchieht, der alſo ganz in dem Zuſtande, wie er vor dem Geſetze war, gelaſſen, auch jetzt noch ohne Unterſchied der Religion, und folglich auch von Proteſtanten an den katholiſchen Klerus geleiſtet wird. Beim Reichstag von 1791, ohnehin fürmiſch genug, war offenbar nicht der Zeitpunkt, dem Klerus die Zehenden zu entreiſſen. Vielleicht wird aber der Tag einmal kommen, wo dieſe, ſowohl an ſich ſelbſt, als durch die Art ihrer Abnahme ſo äuſſerſt drückende Abgabe entweder ganz aufgehoben, oder doch zweckmäßiger angewendet wird. Für dieſen Zeitpunkt mögen denn folgende Betrachtungen aufgehoben bleiben.

Stephan I. führte den Zehend in Ungarn ein, um der Geiſtlichkeit, die berufen war, das Chriſtenthum unter tauſend Gefahren zu predigen, ein unabhängiges Beſtehen zu ſichern. So lange nun die römiſch-katholiſche Religion die einzige in Ungarn war und ſich jedermann zu ihr bekannte oder bekennen mußte, war wohl jedermann verpflichtet, zur Erhaltung ihrer Prieſter beizutragen. Aber dies iſt nach dem Wiener und Linzer Frieden nicht mehr ſo. Die Proteſtanten haben ihre eigenen, geſetzlich anerkannten Religionsdiener; ſie ſollten alſo billig der Verpflichtung enthoben werden, Andere, deren Dienſte ſie nicht mehr bedürfen, zu unterhalten. Und doch gibt es in Ungarn viele katholiſche Prieſter, die, den engliſchen Sinecuriſten gleich, nichts anders zu thun haben, als den Zehend, den ihnen Proteſtanten geben, zu verzehren.

Daß die hier angegebene Anſicht des Zehends dem Geiſte der ungariſchen Verfaſſung nicht entgegen ſtehe, läßt ſich z. B. aus den Geſetzen erſehen, welche lange vor der Reformation die Raitzen, Ruſſen und Wallachen von der Zehendabgabe freiſprachen, weil ſie als orien-

Digitized by Google

talische Gläubige von der römisch-katholischen Geistlichkeit keiner Dienste bedurften. Die Worte des Art. 45. von 1495 sind merkwürdig: „Et quia ipsae Decimae in patrimonium Christi dedicatae, a Christi fidelibus, et non aliis schismaticis hominibus (praesertim vero illis, ad vocationem et assecurationem Regiae Majestatis ac Waywodarum, Banorum et reliquorum Officialium, ipsa confinia Regni tenentium, dicta loca incolentibus) exigi solent: ob hoc ordinatum est et conclusum: quod a modo de caetero, ab ipsis Rascianis, Ruthenis, Vallachis, et aliis Schismaticis, in quibuscunque terris Christianorum residentibus, nullae penitus Decimae exigantur.“

Gleich nach der Reformation traten in Ungarn die meisten Gemeinden zugleich mit ihren Geistlichen zur Sache des Lutherthums über; die Geistlichen behielten also ihre Zehenden, ob sie gleich protestantisch waren. An den Orten, wo den Zehend nicht der subalterne Klerus, sondern die Bischöfe bezogen, behielten ihn die Bischöfe. Erst im Jahr 1640 wurde das protestantische Kirchenwesen unabhängig von den katholischen Bischöfen gestaltet, indem die Protestanten ihre eigenen Superintendenten erhielten. Es folgte darauf eine traurige, geschlossene Zeit, wo innere Kriege schnell auf einander folgten, und kaum dann und wann auf eine kurze Zeit ein rechtlicher Zustand eintrat; wo man endlich unter Leopold I. die protestantischen Prediger wegjagte und ihre Kirchen wegnahm. So ergibt sich jetzt z. B. in den meisten der sechszehn Zipser Städte der Uebelstand, daß, wo kaum der zwanzigste Theil des Ackergrundes von Katholiken gebaut wird, doch der katholische Pfarrer vom Ganzen den Zehnden bezieht.

Die gesetzgebende Macht hätte das Recht, den Zehend entweder ganz abzuschaffen (was wohl dem Zeitgeiste am gemäßesten wäre), oder gerechter und zweckmäßiger zu verwenden. Es ist ein Täuschungsschluß, daß man den Klerus nicht antasten könne, ohne zugleich die grundherrschaftlichen Rechte des Adels zu entkräften und die Konstitution umzustoßen. — Was ist denn der Klerus? Nicht eine Person (weder eine physische, noch eine moralische), die als solche ein unverletzbares Eigenthum hätte, sondern eine Zahl von Staatsdienern, die der Staat unterhält. Es ist ganz etwas anders, wenn ein König von Ungarn einem Edelmann ein Landgut schenkt, und wieder etwas anders, wenn er einer Klasse von Staatsdienern zu ihrer Erhaltung eine Abgabe anweist. Jener Edelmann wird durch die königliche Schenkung zum Eigenthümer seines Landgutes (welches er gewöhnlich bezahlt hat), steht als solcher unter dem Schutz der Gesetze, und darf ohne Verletzung des Eigenthumsrechts, welches älter ist, als alle Konstitutionen, des Seinigen nicht beraubt werden. Aber eine Klasse von Staatsdienern kann der Staat entweder, wenn sie überflüssig wird, eingehen lassen, oder mit ihrer Subsistenz auf einen andern Fond verweisen. In vorigen Jahrhunderten wurde der Zehend von vielerlei Dingen, sogar von Kindern und Sklaven, von den königlichen Salzgefällen u. s. w. gegeben; dies Alles wurde, als es der Zeitgeist so erforderte, abgeschafft, und noch neuerlich hat die gewiß fromme und religiöse Maria Theresia, bei Einführung des Urbariums, den Zehend noch nicht eingeschränkt, ohne daß die Konstitution deswegen zu Grunde gegangen wäre.

Der achte Satz des Gesetzes verordnet, daß öffentliche Aemter ohne Unterschied der Religion verliehen werden sollen. — Ein Gesetz, so unbestimmt und ohne Bürgschaft, wie dieses, ist so gut als keines, denn die Befolgung desselben hängt ganz von der Willkühr desjenigen ab, der die Aemter verleiht. Auch wird es wenig beobachtet. Im Kameralfache z. E. ist es beinahe ohne Beispiel, daß ein Protestant irgend ein Amt erhalten hätte. In den meisten Städten sind die Protestanten so sehr der Willkühr der bei dem Wahlakte präsidirenden Kommissäre überlassen, daß ihnen öfters sogar die Mitbewerbung verweigert worden ist, und zwar gerade aus dem Grunde, weil das Gesetz die Aemter ohne Unterschied der Religion zu verleihen befehle, folglich ein Protestant nicht verlangen könne, bloß deswegen, weil er ein Protestant sei, vorzugsweise vor einem gleich fähigen Katholiken als Bewerber angesehen zu werden. So weiß religiöse Eifersucht auch die bestgemeinten Verfügungen durch Spitzfindigkeiten zu verdrehen. Quid leges sine moribus vanae proficiunt?

Nach dem eilften Satz des Religionsgesetzes sollten die Ehesachen der Protestanten durch ihre eigenen Konsistorien entschieden werden; aber zur Zeit sind noch weder die Konsistorien organisirt, noch die Grundsätze, nach welchen sie verfahren sollen, festgesetzt. Die provisorische Verfügung des Gesetzes dauert demnach noch immer fort, d. h. die Eheprozesse werden vor den Zivilgerichten und zwar nach dem Ehepatent Josephs II. verhandelt. So geschieht es, daß ein protestantischer Eheprozeß zuweilen lauter katholische Richter, ja zum Theil katholische Geistliche zu Richtern bekommt; denn diese sind bekanntlich fast in allen Zivilgerichten mit, die städtischen Magistrate ausgenommen.

Sonderbar ist es, daß die katholischen Bischöfe in Ungarn die protestantischen Ehescheidungen nicht für rechtsgültig anerkennen wollen, ja daß das Gesetz selbst sie zu dieser Nichtanerkennung berechtigt, und die vor protestantischen Predigern geschlossenen Ehen für wahre Sakramente erklärt; ganz im Gegensatze mit dem ehemaligen französischen Klerus, der umgekehrt die Ehen der Protestanten nicht für gültig anerkennen wollte. Dies ist wieder ein Beweis, wie die Kasuistik der Intoleranz nöthigenfalls auch sich selber widerspricht, um ihren Gegnern wehe zu thun. In Ungarn nämlich handelte es sich darum, die vermischten Ehen, und zwar auch solche, die erst durch den spätern Uebertritt des einen Gatten zur katholischen Kirche vermischt geworden sind, der Gerichtsbarkeit katholischer Bischöfe zu unterwerfen. Um dieses mit einem Schein des Rechtes zu thun, mußten dergleichen Ehen für „veri nomiais Sacramenta" erklärt werden.

Wie zerstörend diese Verfügung auf das ganze Lebensglück manches ungarischen Protestanten einwirken muß, ist aus folgendem zu ersehen. Ein protestantischer Ehemann, der von einem lasterhaften Weibe geschieden sein will, ist ganz der boshaften Willkühr des Weibes preis gegeben; denn sie braucht nur katholisch zu werden, um die Scheidung sogleich unmöglich zu machen, weil der Prozeß dann, kraft des 16. §. des Religionsgesetzes, unter die Gerichtsbarkeit

Digitized by Google

des katholischen Konsistoriums fällt, welches bekanntlich zwischen Nichtgültigkeit der Ehe und der Ehescheidung strenge unterscheidet, und bei einer Ehe, die anfangs an und für sich gültig war, nie eine totale Scheidung eintreten läßt.

Auch werden die Ehevorzeiße noch auf eine andere Art zur Proselytenmacherei gemißbraucht, und zwar so: Ein protestantisches Weib, welches von ihrem Manne (durch das weltliche Gericht) geschieden worden ist, will einen Katholiken heirathen. Ein katholischer Geistlicher muß sie also kopuliren. Aber diesen erkennt die Scheidung nicht an, und verweigert ihr daher die Trauung. Was geschieht? Sie muß vor dem katholischen Konsistorium einen zweiten Prozeß gegen ihren vorigen Mann anfangen, um die Nichtgiltigkeit der Ehe zu beweisen, bei welcher nämlich auch das kanonische Recht eine gänzliche Scheidung gestattet. Um aber diesen Prozeß zu gewinnen, muß sie zuerst selbst katholisch werden. — Dergleichen Fälle sind wirklich geschehen.

Der zwölfte Satz des Gesetzes nimmt in Rücksicht des Besitzes von Kirchen, Schulen, Pfarren und Stiftungen den Status quo zur Richtschnur an, und verbietet (drei Stiftungen ausgenommen) beiden Parteyen alle wechselseitigen Reklamationen. Durch diese Verfügung ist also der ganze unermeßliche, sogenannte Religions- und Studien-Fond ausschließlich den Katholiken verblieben, und die Protestanten scheinen von jeder Theilnahme daran für immer ausgeschlossen zu sein. Gleichwohl ist dieser Fond zum Theil aus Stiftungen, die in stürmischen Zeiten den Protestanten weggenommen wurden, erwachsen, und überhaupt wäre es wohl der Gerechtigkeit gemäß, daß an diesem Fond, der eigentlich doch Staatseigenthum ist, alle im Staat aufgenommenen Religionen gleichen Antheil nähmen. Doch wird es noch lange dauern, bis man sich in Ungarn zu der Idee erhebt, jeden Kultus, der Beförderung der christlichen Frömmigkeit zum Endzweck hat, als dem Staate nützlich und dienend, folglich auch auf Unterstützung von Seiten des Staats Ansprüche zu machen berechtigt, anzusehen. Bisher ist immer die katholische Religion so ausschließlich Schooskind des Staats gewesen, daß der Religions- und Studien-Fond ganz notorisch zur Proselytenmacherei verwendet wird. Es ist in Ungarn nichts Seltenes, daß protestantische Väter ihre Söhne katholisch erziehen, und dies in Bittschriften an die Verwaltungsbehörden öffentlich als Beweggrund anzuführen nicht erröthen, um für ihre Söhne aus dem Studienfond Stipendien zu erhalten, die ihnen dann auch aus diesem Grunde oft bewilligt werden. — Die Behörden überhaupt verhehlen es auch gar nicht, daß sie die Zahl der Katholiken zu vermehren und die der Protestanten zu vermindern streben.

Proselyten.

Der dreizehnte Satz des Gesetzes handelt vom Uebergange eines Katholiken zu einer der protestantischen Konfessionen. Zur unsterblichen Ehre Leopolds II. sei es gesagt, daß dieser Abschnitt des Gesetzes nicht sein Vorschlag war. Jetzt nehmen wir das Gesetz wie es ist.

Wenn man im Eingange des Religionsgesetzes von 1791 gelesen hat, daß das Religions-

Digitized by Google

wesen in Ungarn auf den Fuß des Wiener und Linzer Friedens, und der Artikel 1. (1608) und 5. (1647) zurückgesetzt werde, wenn man sich dann erinnert, daß in eben diesem Artikel 1. (1608) und in den Krönungsdiplomen der zunächst folgenden Könige die freie Uebung der evangelischen Religion allen Städten und Dörfern, die sie freiwillig annehmen wollen (eam sponte ac libere acceptare volentibus) freigestellt, im Linzer Frieden aber auf das förmlichste darauf gedrungen wird, daß Niemand, weß Standes er sein möge, in der freien Ausübung der Religion gestört oder gehindert werde: so muß man sich wundern, daß eben derselbe Artikel 26. (1791), der alle diese Gesetze bestätigt, dennoch die Möglichkeit, von der katholischen zu einer der beiden protestantischen Kirchen überzutreten, nicht anders als mit ausdrücklicher Erlaubniß des Königs gestattet.

Es ist keine Uebertreibung, wenn man behauptet, daß diese einzige Einschränkung alle wahre Gewissensfreiheit in Ungarn aufhebt. In Ungarn hat nur derjenige Gewissensfreiheit, der das Glück hat, von protestantischen Voltätern geboren zu sein, denn dieser kann nach Belieben Protestant bleiben oder katholisch werden; wer von einem katholischen Vater gezeugt ist, der kann und darf nie etwas anders sein, als Katholik. Will er Protestant werden, muß er die Bewilligung des Königs dazu haben; diese muß er auf dem Wege der katholischgesinnten Diäsesterien erhalten, und erhält sie daher, wie die Erfahrung lehrt, entweder gar nicht, oder unter Bedingungen, welche ihm die Erfüllung seines Wunsches sehr verleiden, wo nicht gar bis zum Tode verzögern.

Die gewöhnlichste dieser Bedingungen ist ein Unterricht, oder ein nicht ganz richtig sogenanntes Examen von sechs Wochen oder noch längerer Zeit, welches der Bittsteller — sonst hießen dergleichen Leute Apostatae, jetzt nennt man sie desiderare volentes — bei einem katholischen Geistlichen bestehen muß. Das Gesetz sagt von diesem Examen kein Wort; aber das ist eben das Schlimme, daß es, wie die Sachen jetzt stehen, ganz der Willkühr der Diäsesterien überlassen ist, unter welchen Bedingungen sie die Erlaubniß zum Uebertritt ertheilen wollen, und daß der Bischof, in dessen Diözese sich der desiderare volens befindet, in der Regel ganz freie Hände hat, ihn zum Examen zu verschicken, wohin er will, ihn zu necken, wie er will, das Zeugniß über das Examen zu verweigern, so lange er will.

Die Idee dieser sechswöchentlichen Prüfung schreibt sich von den Zeiten Josephs II. her, wo jedoch nur ein Zeugniß über das überstandene Examen zum Uebertritt nöthig war, ohne daß bei jedem einzelnen Falle die Bewilligung des Königs erforderlich gewesen wäre. Das Religionsgesetz hat daher in diesem Stücke die Gewissensfreiheit nicht nur nicht erweitert, sondern noch enger eingeschränkt, als sie unter Joseph II. war.

Noch ist das Motiv merkwürdig, aus welchem das Gesetz den Uebergang erschweren zu sollen glaubte, nämlich deswegen, weil der Uebergang eines Katholiken zur protestantischen Kirche den Grundsätzen der katholischen Religion entgegen sei. „Der Unbefangene fragt freilich: Können Grundsätze einer Religionspartei ein Zivilgesetz motiviren, und zwar in einem Staate, wo

Digitized by Google

mehrere Religionen gesetzlich existiren? Es handelt sich ja beim Uebertritte zu einer andern Religion gerade darum, daß der Uebertretende den Grundsätzen jener ersten Religion nicht mehr folgen will. Dazu mußte man einen höhern Grundsatz haben, der von den Grundsätzen beider Religionen unabhängig wäre, und an einem solchen fehlt es dem Gesetze gänzlich; denn die Verfügung, ne transitus temere fiat, läßt sich drehen wie man will.

Das Gesetz verbietet bei schwerer Strafe, einen Katholiken zur Annahme des evangelischen Glaubens anzulocken (allicere). — Es ist gut und nöthig für die Ruhe des Staats, der Proselytenmacherei Einhalt zu thun; aber wenn dies gut und nöthig ist, so bedarf gewiß die katholische Kirche, der das Bestreben, Proselyten zu machen, wesentlich eigen ist, des Verbotes weit mehr, als die Protestanten, die, den Grundsätzen ihrer Kirchengesellschaft nach, auf Werbung für ihren Glauben nicht ausgehen. Auch hat das allicere mit seinem vieldeutigen Sinn viele Uebertreibungen veranlaßt. Sollte man es glauben, daß mehrere Statthalterei-Verordnungen, z. B. vom 25. Sept. 1792, 16. April und 28. Mai 1798, vorhanden sind, welche dem evangelischen Prediger befehlen, so wie er einen Katholiken in der Kirche erblickt, ihn sogleich hinaus zu weisen, ja damit sich nicht etwan ein Unbekannter einschleiche, durch den Kirchendiener ausrufen zu lassen, daß sich alle Katholiken entfernen sollen? Ein vor Kurzem verstorbener Bischof hat sich beigehen lassen, den Protestanten einer Stadtgemeinde den Bau eines Leichenhauses auf ihrem Gottesacker unter dem Vorwande streitig zu machen, daß dadurch die Katholiken in die Gefahr geriethen, bei Leichenbegängnissen protestantische Grundsätze einzusaugen, durch Anhörung der Leichenreden. — —

Mit wenigen Worten kann man die Ungleichheit der Religionen in Ungarn (in andern Ländern spricht man doch wenigstens von Gleichheit derselben) nicht anschaulicher machen, als wenn man sagt: Wer einen Katholiken evangelisch machen will, der wird von der Obrigkeit bestraft; wer aber einen Protestanten katholisch macht, der wird von der Obrigkeit belohnt. — Alles propter bonum pacis et tranquillitatem Regni.

Der vierzehnte Satz des Religionsgesetzes nimmt Dalmatien, Kroatien, Slavonien (bis auf wenige Gemeinden) von der Verfügung des Gesetzes aus, wo also die Protestanten auch in Zukunft weder eines Amtes, noch eines adelichen oder bürgerlichen Grundeigenthums fähig sein sollen. — Ein trauriges Denkmal des Obscurantismus in jenen Ländern noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Sie halten es für einen Theil ihrer Freiheit, keine Gewissensfreiheit zu haben.

Vermischte Ehen.

In Ungarn gilt, daß die Trauung bei vermischten Ehen immer von einem katholischen Priester vollzogen werden müsse. Vergebens fügt das Gesetz hinzu, daß es verboten sei, solchen Ehen Hindernisse zu legen; denn ein Verbot ohne Strafbestimmung ist nichts, und den katholischen Priester, der in Dingen seines Amtes nur von seinen Ordensobern abhängt, kann der

Digitized by Google

weltliche Arm hier nicht erreichen. Es ist also tausendmal geschehen und geschieht noch täglich, was sich erwarten ließ; der katholische Klerus macht die vermischten Ehen zur reichsten Quelle der Proselytenwerbereí, indem er dem verliebten Jünglinge die Trauung so lange verweigert, bis er entweder selbst katholisch wird, oder einen Revers unterschreibt, seine Söhne katholisch zu erziehen. Das Gesetz schweigt zwar ganz von diesen Reversen, aber es hat sie unglücklicher und gewiß unvorgesehener Weise begünstigt durch das Wort possint, woraus die katholische Geistlichkeit die Folge zog, daß der evangelische Vater seinen Sohn zwar evangelisch erziehen könne, doch aber es ihm unbenommen sei, seinem Rechte zu entsagen und ihn katholisch zu erziehen. Spätere königliche Resolutionen haben zwar den Unfug solcher Reverse eingesehen, und ihre verpflichtende Kraft, wie billig, ganz aufgehoben; aber die neuesten Befehle heben wieder nur diejenigen Reverse auf, die dem Vater mit List oder Gewalt abgedrungen sind, scheinen also die freiwillig gegebenen in ihrer Kraft zu lassen. — Man könnte freilich fragen, ob ein vernünftiger Mensch jemals etwas so Unnatürliches und Widersinniges, wie ein solcher Revers ist, thun könne, ohne mit List oder Gewalt dazu gebracht zu sein?

Welch' einen Werth übrigens die Katholiken auf das genannte Wörtchen possint legen, ist aus folgender Anekdote zu ersehen. Professor Kelemen in Pesth hatte in seinem bekannten, 1814 herausgekommenen Lehrbuche des ungarischen Privatrechts sich folgendermaßen ausgedrückt: „Si Mater (sit Catholica) solum foemellae Catholicam Religionem sequentur.“ Er fand aber diesen Verstoß so wichtig, daß er es für nöthig hielt, ihn am Ende des Werks ausdrücklich zu verbessern, und die eigenen Worte des Gesetzes hinzusetzen, wobei er das possint unterstrich. — Dergleichen Curiosa charakterisiren die Menschen besser, als manches Andere.

Zweitens verordnet das Gesetz, daß alle Kinder eines katholischen Vaters, ohne Unterschied des Geschlechts, und alle Töchter einer katholischen Mutter katholisch sein müssen. Daraus hat ein Statthaltereibefehl vom 22. Dezember 1812 den Grundsatz gefolgert: quod obligatio Catholicam Religionem sequendi nativitate contrahatur.

Woher aber hat der Staat die Befugniß, den Aeltern zu verbieten, daß sie die Kinder so erziehen, wie sie es für's Beste halten?

Wenn ein Staat einmal zwei Religionen in seinen Schoos aufgenommen hat, muß es ihm nicht gleichviel sein, in welcher von beiden ein Kind erzogen wird?

Kann die Geburt allein eine religiöse Verpflichtung begründen?

Ist es erlaubt, einen Menschen zum Bekenntniß einer Religion zu zwingen, die er nicht für wahr hält, d. h. ihn auf Lebenslang dazu zu verdammen, ein Heuchler zu sein?

Wo ist die im Wiener und Linzer Frieden so heilig stipulirte Gewissensfreiheit, die Jedem die Ausübung derjenigen Religion verstattet, die er, „sponte et libere“, annehmen will?

Der römische Theologe selbst muß, will er anders konsequent sein, fragen: Wenn die Geburt den Menschen verpflichtet, in der Religion seiner Aeltern zu bleiben, wie wollen wir doch die Juden und Heiden verdammen oder bekehren, die ja auch in der Religion ihrer Väter bleiben?

Digitized by Google

Wie vieles könnte man nicht noch fragen! Aber genug, die Maxime iſt einmal ausgeſprochen und wird ſtrenge in Ausübung gebracht.

Wir wollen uns aller Uebertreibungen enthalten; aber es ſind Thatſachen, und keine Uebertreibungen; Thatſachen, die ſich in Ungarn faſt täglich ereignen. Es iſt geſchehen, daß unmündige Kinder ihren Müttern mit gewaffneter Gewalt entriſſen, Meilen weit weggeſchleppt, und ohne daß die Aeltern ihren Aufenthaltsort erfahren konnten, fühllosen Prieſtern übergeben wurden. — Es iſt geſchehen, daß Mädchen ſo lange von einem Pfarrhofe zum andern geſchleppt wurden, bis ſie ihre Unſchuld verloren und entehrt und unglücklich zurückkamen. — Es iſt geſchehen, daß vierzigjährige Männer, die von Kindesbeinen auf evangeliſch waren, wenn ein Prieſter unglücklicher Weiſe die Entdeckung machte, daß ſie einen katholiſchen Vater hatten, mit Gefängnißſtrafe und Stockſchlägen gezwungen wurden, ſich durch einen katholiſchen Geiſtlichen rekopuliren zu laſſen, ihre Kinder katholiſch zu erziehen und ſelbſt katholiſch zu werden. Es iſt geſchehen, daß von einer katholiſchen Mutter geborne Mädchen nicht heirathen durften und oft phyſiſch und moraliſch zu Grunde gingen, weil kein evangeliſcher Prediger es wagen durfte, ſie zu kopuliren, und kein katholiſcher Pfarrer ſie trauen wollte, ehe ſie das katholiſche Glaubensbekenntniß abgelegt hatten. Wenige Worte im Geſetzbuch ſind Urſache, daß die ungariſchen Proteſtanten unter dem Zepter eines ſo menſchlichen und liberalen Monarchen, wie Franz I. unſtreitig iſt, gleichwohl den übermächtigen Druck des Klerus hart empfinden müſſen, deſſen allgewaltiger Einfluß ſtärker iſt, als die Stimme der Gerechtigkeit und ſelbſt als der Wille des edelſten Monarchen. — —

Wir haben abſichtlich nichts von der Parteilichkeit erwähnt, mit welcher das Geſetz dem katholiſchen Vater alle ſeine Kinder ohne Unterſchied des Geſchlechts katholiſch zu erziehen befiehlt, dem evangeliſchen hingegen, der ein katholiſches Weib hat, bloß die Söhne evangeliſch zu erziehen geſtattet. Denn obgleich auch von dieſem Unterſchiede kein ſtatthafter Grund angegeben werden kann und jede Parteilichkeit gehäſſig iſt (Joſeph II. in ſeinem Toleranzpatente gibt, vielleicht nicht ohne Ironie, zur Urſache an, daß dieſes ein Vorrecht der herrſchenden Religion ſei), ſo liegt doch das Ungerechte hier nicht ſowohl in der Parteilichkeit, als vielmehr darin, daß ſich die Geſetzgebung überhaupt vermißt, in die Erziehungsrechte der Aeltern einzugreifen. — Es ſei uns erlaubt, hier etwas länger zu verweilen; Dinge, welche die heiligſten Intereſſen der Menſchheit ſo nahe berühren, können nie genug erwogen werden.

Folgende Sätze dürften wir als unbezweifelt vorausſchicken.

Das Recht, ſeine Kinder zu erziehen, iſt älter und heiliger, als alle Rechte, die der Staat über ſeine Bürger hat, älter als alle Staaten, Verträge und Geſetze.

Dieſes Recht muß in Betreff der religiöſen Erziehung um deſto mehr ungeſchmälert bleiben, je wichtiger die Religion für das Wohl des Kindes iſt, und auch in den Augen der Aeltern erſcheinen muß.

Digitized by Google

Noch mehr: die Erziehung der Kinder nach der dessen Ueberzeugung der Aeltern ist nicht ein Recht allein, sie ist auch eine Pflicht der Aeltern, und eine sehr heilige.

Es kann also durchaus nicht angenommen werden, daß die Aeltern ihrem Rechte, das Kind in demjenigen Glauben zu erziehen, den sie selbst für den besten halten, entsagt und dieses Recht auf den Staat übertragen haben; ja eine solche Entsagung wäre ein sittliches Verbrechen. Wer darf einer Pflicht entsagen?

Es läßt sich jedes Gesetz, welches die Aeltern verpflichtet, ihre Kinder in einer andern Religion zu erziehen, als in derjenigen, die sie selbst für die wahre halten, auf den Satz zurückführen: Du mußt deinem Kinde etwas für Wahrheit ausgeben, was du selbst für unwahr hältst. —

Der bürgerliche Gesetzgeber sollte sich in die religiösen Erziehungsrechte der Aeltern gar nicht, oder höchstens in so fern mischen, als nöthig ist, um Zwistigkeiten zwischen Vater und Mutter, wo diese nicht gleichen Sinnes sind, zu verhüten oder zu entscheiden. Und hier ist freilich der unparteiischen Gerechtigkeit angemessen, entweder die entscheidende Stimme über die religiöse Erziehung der Kinder in jedem Falle dem Vater, als dem Haupte der Familie, oder aber die Erziehung der Söhne dem Vater und die der Töchter der Mutter zu überlassen. — Beides ist auf dem Reichstage von 1791 im Vorschlage gewesen, und mit treffenden Gründen vertheidigt worden. Das Gesetz nahm endlich beides auf, aber mit Parteilichkeit: das erste für den katholischen Vater, das zweite für den protestantischen.

Nur aus dem angegebenen Gesichtspunkte darf der Gesetzgeber ausgehen, wenn er von Kindern vermischter Ehen spricht. Er darf nämlich bloß sagen: Die Söhne müssen so erzogen werden, wie der Vater will, die Töchter, wie die Mutter will. — Niemals aber darf er sagen: Die Söhne des katholischen Vaters müssen katholisch erzogen werden; und noch viel weniger darf er sagen: sie müssen katholisch sein und bleiben. Denn es könnte ja sein, daß auch ein katholischer Vater Ursache zu haben glaubte, seine Söhne evangelisch zu erziehen, oder umgekehrt; es könnte ferner sein, daß auch ein katholisch erzogenes Kind nach erlangter Volljährigkeit Ursache zu haben glaubte, evangelisch zu werden, oder umgekehrt: und da hat das Gesetz nichts darein zu reden.

Das Gesetz von 1791 aber erlaubt wohl dem protestantischen Vater, seine Söhne zu erziehen wie er will (er kann sie auch katholisch erziehen, und wird noch belohnt dafür); aber dem katholischen Vater, oder der evangelischen Mutter, oder auch dem evangelischen Vater in Betreff der Töchter bei vermischten Ehen, gibt es mit nichten freie Hände; diese müssen ihre Kinder, oder doch ihre Töchter, katholisch erziehen, wenn sie auch anders wollten.

Warum dieser Zwang, dieses Eingreifen in die Rechte der elterlichen Gewalt? Darum, weil das Gesetz den Gesichtspunkt, aus welchem es ausgehen sollte, ganz verrückt hat; weil es ihm nicht darum zu thun war, die Rechte des Vaters und der Mutter bei vorwaltender Uneinigkeit zwischen beiden abzugrenzen und festzustellen, worauf es sich doch einzig und allein

Digitized by Google

hätte beſchränken ſollen; weil es im Gegentheil ſtillſchweigend annimmt, daß es noch einen Dritten gibt, der über die Erziehung der Kinder zu gebieten hat, nämlich die katholiſche Kirche. Daher kommt es, daß ſelbſt in dem Falle, wenn beide Aeltern übereinkommen, ein Kind proteſtantiſch zu erziehen, ein Dritter, nämlich ein Geiſtlicher, aufſteht, der es reklamirt; und die Staatsbehörden unterſtützen dieſe Reklamation ſo kräftig, daß ſie im Falle einer ſolchen Uebereinſtimmung der Aeltern ihnen das Kind wegnehmen und es einem Dritten übergeben würden.

Ein Geſetz, welches den Forderungen des Naturrechts und der Politik entſpräche, dürfte unſers Bedünkens nicht anders lauten, als folgendermaßen:

„Die religiöſe Erziehung der Söhne bleibt dem Willen des Vaters, die der Töchter dem Willen der Mutter überlaſſen. Jeder Menſch, ſobald er die Volljährigkeit erreicht hat, iſt verpflichtet, ſich öffentlich zu einer im Staate aufgenommenen Religion zu bekennen, es ſteht ihm aber frei, zu welcher."

Dies wäre das einzige Mittel, die Erziehungsrechte der Aeltern mit der Gewiſſensfreiheit der Kinder in Uebereinſtimmung zu bringen; denn dies ſind die einzigen beiden Angelpunkte, um welche das Geſetz ſich drehen muß. Weg mit der Idee zweier Parteien, die ſich wie feindſelige Heere einander auf Schutz und Trutz gewaffnet gegenüberſtehen! Was für einen Beruf kann der Staat und ſein Oberhaupt haben, das trennende Schwert zwiſchen beiden zu halten, und mit aller Macht zu verhindern, daß nicht einer oder der andere Streiter zur Gegenpartei überlaufe? Laßt ſie laufen, hin und her, nach Belieben, ſo werden ſich die Parteien verſöhnen. Und auf Verſöhnung kommt es doch wohl an; denn innerer Friede muß die Loſung jedes Staates ſein.

Dieſe heilſame Idee hat auch Leopold II. vorgeſchwebt, als er ſeine frühere Reſolution vom 7. November 1790 an die verſammelten Reichsſtände erließ. In dieſer war der 13. §. des Geſetzes ganz anders geſtaltet, als er jetzt iſt. Er lautete ſo:

„Cum genuina Christiana tolerantia omnem coactionem excludat, contra illos, qui ab una Religione de lege in Provincia recepta, ad aliam aeque receptam transiverint, ex capite Criminis Apostasiae Actio fiscalis non intentetur, aut poena aliqua Carcerum, verberum, laborumque publicorum eis infligatur; ut tamen iis, qui ex defectu sufficientis instructionis a Catholica Religione defecerint, reductio mansueta modalitate procuretur, talium in locis et domibus religiosis per decursum sex hebdomadarum omni cum moderamine, et Religioni Christianae conformi mansuetudine adhibenda instructio de veritate fidei tentetur; injungatur autem ministris utriusque confessionis, ne ullum Catholicorum ad amplectendam Religionis Evangelicae professionem quocunque praesummunt allicere medio, aut aliquem ad illam recipiant, qui non testimonialibus de rite peracta praescripta Instructione, a competente Parocho Catholico exarandis, munitus fuerit. Parochorum autem Catholicorum Obligatio erit, finito Instructionis tempore requirenti parti indilate desideratum Testimonium expediendi."

Ehre dem Andenken des verewigten Monarchen, der dieſe menſchenfreundlichen Grundſätze

Digitized by Google

auf einem der erſten Throne der Welt aussprach! Möge sein Geiſt die Freude genießen, von seinen Nachfolgern verwirklicht zu sehen, was er hienieden nicht ganz erlebte, die Herrschaft der Vernunft und schlichten Gerechtigkeit!

Wir müssen gestehen, daß ein solches Gesetz, wie es Leopold vorschlug, jeder billigen Forderung ein Genüge geleistet und die Gewissensfreiheit hinlänglich sicher gestellt hätte. Aber das Geschrei erhob sich auf dem Reichstage dagegen; die Eiferer zürnten, Leopold räume den Protestanten mehr ein, als ihnen der Wiener und Linzer Friede jemals zugestanden hätte; denn diese Friedensschlüsse hätten ihnen nur das Recht, fort zu existiren, wie sie waren, nicht aber neue Erwerbungen an Proselyten zu machen, zugestanden. Die Eiferer wollten durchaus zwei kämpfende Parteien im Lande; und es ist ihnen gelungen. Der weise Leopold sah sich durch Rücksichten, die uns zu beurtheilen nicht ziemt, genöthigt, seinen Entwurf abzuändern, und so entstand der 13. Artikel des Gesetzes, wie er jetzt ist, und wie wir ihn oben gesehen haben.

Leopold wollte darinnen das Recht, die Gewissensfreiheit, die er für Alle nicht retten konnte, wenigstens Einzelnen zu ertheilen, sich und seinen Nachfolgern vorbehalten; aber er bemerkte nicht, daß, indem er das Recht, eine Erlaubniß Einzelnen zu ertheilen, welche eigentlich von Gottes und Rechts wegen allen Menschen gebührt, ganz gegen die Natur der Sache zum Majestätsrechte erhob, er eben dadurch die Gewissensfreiheit seiner Unterthanen der Willkühr seiner Nachfolger oder ihrer Rathgeber Preis gab.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir noch etwas von den Rekopulationen sagen.

Die Erfindung der Rekopulationen, auf die man selbst in den Zeiten der Verfolgungen nicht verfallen war, war den Zeiten, welche auf Leopolds Religionsgesetz folgten, vorbehalten. Menschen, die von katholischen Aeltern geboren, dem Gesetze nach katholisch hätten erzogen werden sollen, sich aber, weil Niemand ihre Abkunft entdeckte, von Kindheit auf zur evangelischen Kirche bekannten, und folglich auch ihre Ehe vor einem evangelischen Geistlichen schlossen, werden, wenn man später ihre katholische Abkunft entdeckt, gezwungen, sich von einem katholischen Priester aufs neue kopuliren zu lassen. Da selbst die katholische Geistlichkeit die Eben der Protestanten nicht für ungültig hält; da diese vielmehr, wie wir oben gesehen haben, in dem Gesetze selbst für wahre Sakramente erklärt werden; da es auch noch niemandem eingefallen ist, die Legitimität der vor der Rekopulation gebornen Kinder in Zweifel zu ziehen; da endlich das Gesetz diese Rekopulationen gar nicht befiehlt, ja nicht einmal kennt: so ist gar kein tristiger Grund einer solchen Anordnung einzusehen. Die Folgen einer solchen Rekopulation aber sind für den, der sich ihr unterwerfen muß, äusserst traurig. Nicht nur ihm selbst wird sogleich jede Theilnahme an den Religionsgebräuchen der evangelischen Kirche untersagt, wodurch er denn, wenn er nicht im Indifferentismus bleiben will, in die Nothwendigkeit versetzt wird, um die Erlaubniß zum Uebertritt anzuhalten, und sich dadurch selbst als einen Katholiken anzugeben; sondern seine Kinder, wenn er Vater, oder wenigstens die Töchter, wenn von der Mutter die Rede ist, werden als katholisch betrachtet, und faß immer den Aeltern, „propter

Digitized by Google

periculum Seductionis", abbefagtermaßen weggenommen. Dreimal glücklich darf er sich schätzen, wenn er endlich die Erlaubniß, evangelisch zu werden, erhält; aber diese wird in den meisten Fällen verweigert, und dann ist sein ganzes Lebensglück zerstört. Wagt er es, sich der angesonnenen Rekopulation zu widersetzen, so wird er — ganz gegen den erklärten Willen des menschenfreundlichen Leopolds — mit Arrest, Schanzarbeit oder Stockschlägen bestraft; denn zur Begründung einer öffentlichen Anklage gegen solche Schlachtopfer hat man, statt des sonst gebräuchlichen Crimen apostasiae, jetzt ein neues Wort gemünzt, religionalis proterva, die auch eine Stelle in der Reihe der öffentlichen Verbrechen einnimmt. Wer bürgt dafür, daß man nicht, wenn dieser Geist fortdauert, die „religionalis proterviae reos" wieder mit Todesstrafen belegen wird, wie es noch im Jahr 1755 mit einem der Apostasie überführten Edelmanne in Debrezin geschah?

Statthalterei-Befehle vom 13. Mai 1810, vom 23. April 1811, vom 22. Dezember 1812 befehlen, bei Strafe der Kassation und der Unfähigkeit zu jedem Amte, dem protestantischen Prediger an, bei jedem neuen Brautpaar in Gegenwart verheiratheter Zeugen zu untersuchen, ob nicht der Bräutigam oder die Braut katholische Aeltern hatten, und in diesem Falle selbst dem katholischen Pfarrer die Anzeige davon zu machen. — Wir wollen kein Wort verlieren über das Anfinnen, daß der Prediger selbst der Denunciant seiner eigenen Pfarrkinder werde.

Die Absicht dieser Abhandlung war nicht, ein vollständiges Gemälde von dem jetzigen Zustande der Protestanten in Ungarn zu entwerfen. Was gegen den Willen des Gesetzes — und des Königs, denn der König ist wahrlich gut — geschieht, ist noch schlimmer, als was das Gesetz entschuldigt, und daher der König nicht füglich hindern kann. Man könnte viel von gesetzwidrigen Bedrückungen der Protestanten in Ungarn sagen, viel von kleinlichen Neckereien, z. B. daß die Hofkanzlei die Namen der Superintendenten nicht in den Staatskalender aufnehmen wollte, weil ihr nicht bewußt war, ob sie wirklich öffentliche Beamte wären (den Art. 1. vom J. 1608 hatte sie vergessen); oder daß die evangelischen Prediger beider Konfessionen vom katholischen Klerus nur Clarissimi, und nicht Reverendi titulirt werden; — viel von größern und ernstern Härten: z. B. daß in Oertern, deren Bevölkerung gemischter Religion ist, bei Rekrutenaushebungen fast immer mehr Protestanten gestellt werden; — daß protestantische Verbrecher gelindere Strafen erhalten, wenn sie katholisch werden wollen (welch ein unseliger Keim zur Entsittlichung des Volks, und welche Entheiligung der Religion, die zum Deckmantel und Freibrief des Verbrechens wird!); — daß zuweilen fanatische Grundherrn ihre protestantische Bauern mißhandeln, verjagen, und mit Drohungen und Strafen katholisch machen; — daß katholische Pfarrer den Protestanten kein Begräbniß auf katholischen Kirchhöfen gestatten u. s. w. Aber alle diese Dinge gehören nicht eigentlich in die Grenzen dieser Abhandlung.

Wir haben es schon einmal gesagt, die Schwäche der vollziehenden Gewalt ist der große Haupt- und Grundfehler der ungrischen Konstitution, und was die ungarische Aristokratie an

Digitized by Google

ihrer Verfassung am meisten lobt und bewundert, daß nämlich eben diese Aristokratie an der vollziehenden Gewalt einen selbstständigen, und nicht vom Könige ausgehenden Antheil hat, das sollten sie am ersten fahren lassen. Woher kommt es, daß die Gesetze in Ungarn so oft übertreten werden? Daher, daß die Werkzeuge des Königs bei der Vollziehung der Gesetze besonders die Komitatsbeamten, nicht ganz seine Werkzeuge sind, und daß sie immer mehr oder weniger thun, und auch thun dürfen, als gebothen. Montesquieu hat Recht: Wo die vollziehende und die gesetzgebende Gewalt in einem Korps vereinigt sind, da wird keine Freiheit gedeihen. Die Nation soll Gesetze geben; aber vollziehen soll sie nicht die Nation, sondern der König, sonst wird die schwächere Partei im Staate immer auch die unterdrückte sein. Dies ist aber eine Abweichung von dem Zwecke der bürgerlichen Gesellschaft: denn dazu haben sich ja die Völker Könige gewählt, damit der Schwache Schutz gegen Stärke fände.

Die Wahrheit unserer obigen Behauptung fühlt in Ungarn Niemand so sehr, als die Protestanten. Jeder Punkt des Gesetzes, der gegen sie spricht, wird mit unglaublicher Strenge vollstreckt; aber wo das Gesetz für sie spricht, da bleibt es oft unerfüllt, und man kann in Wahrheit sagen, daß es keinen Punkt des Gesetzes gibt, der nicht durch Verdrehung oder Gewalt schon ungekraft verletzt worden wäre. Warum erfreuen sich die Protestanten in den deutsch-österreichischen Erblanden eines ruhigen und nicht nur unangefochtenen, sondern auch vom Staate selbst genährten und gepflegten Daseins? Darum, weil dort der Monarch allein regiert, und in Ungarn der katholische Klerus neben ihm.

Zur Geschichte der Verschwörung gegen Paul I. und der Thronbesteigung Alexanders I.

Ueber das Lebenende Kaiser Pauls I. gingen bisher die verschiedensten Sagen und öffentlichen Meldungen, die nur darin zusammenstimmten, daß er ermordet worden sei. Die Natur des Ereignisses bringt es mit sich, hier eine geheimnißvolle Finsternis walten zu lassen, die aber auch oft dem Unschuldigen nachtheilig sein kann. Die nachfolgende Mittheilung führt zur Entschleierung vieler bisher unbekannten Einzelnheiten. Wie richtig oder unrichtig die Angaben sein mögen, kann nur die Zukunft offenbaren. Vielleicht veranlaßt sie neue Belehrungen und Berichtigungen; und so wurde sie einen der wesentlichsten Zwecke ihrer Bekanntmachung erfüllen. Wie verderbend inzwischen die Umstände für den edeln Kaiser Alexander sein mußten, die ihn auf den Thron seines Vaters hoben, wünscht sich Rußland und Europa zu dem Wechsel der Dinge Glück. Denn mit jener Nacht der Schrecken begann für das größte Reich auf Erden eine neue Zeit des Ruhms und die Herrschaft der Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Der Herausgeber.

Vorbemerkung des Einsenders.

Unter diesem Titel fiel schon vor längerer Zeit ein französisches Manuskript durch einen Zufall in meine Hände, an dessen Aechtheit ich keinen Augenblick zweifeln kann. Nie habe ich die

Digitized by Google

geringſte Gewißheit über deſſen Verfaſſer erhalten können; auf jeden Fall aber rühret es von einem Manne her, der wichtig genug ſein mußte, um ſich eine ſo genaue Einſicht in das innere Gewebe jener folgenreichen Staatsintrigue zu verſchaffen. Obgleich Pauls I. unglückliches Ende keineswegs ein Geheimniß iſt; obgleich der Artikel: Paul der Erſte, Kaiſer von Rußland, von einem unbefangenen Beobachter (Monatſchrift für Deutſche zur Beredlung der Kenntniſſe, zur Bildung des Geſchmacks und zu froher Unterhaltung. Leipzig, in der Sommerſchen Buchhandlung, 1801. Zweiter Bd.) ſchon damals verkündete:

„Paul der Erſte, der nordiſchen Semiramis, wie Voltaire ſie nennt, Thronfolger, Beherrſcher der Völker, welche auf dem ungeheuern Erdſtriche von dem baltiſchen Meere bis zum ſtillen, das Aſien von Amerika trennt, und von dem Eismeere am Nordpol bis zum ſchwarzen und kaſpiſchen, bis an die chineſiſche Mauer wohnen; dieſer Paul, auf welchen vor wenig Wochen die Augen von Europa gerichtet waren, weil er im täuſchenden Großgefühl ſeiner Macht ſeinen Willen von allen europäiſchen Reichen als eine zu befolgende Vorſchrift angeſehen wiſſen wollte, — iſt nicht mehr.“ — Und an einer andern Stelle:

„Sein Tod iſt kein Geheimniß mehr. Eine Menge Briefe aus Petersburg erzählen laut, daß Paul ermordet worden; nur in einigen kleinen Umſtänden weichen ſie von einander ab. Ein Günſtling der Kaiſerin, heißt es, dem der Kaiſer Güter geſchenkt, ſie ihm wieder genommen, ihn auf eine beleidigende Art ſeiner Stelle entſetzt, alsdann aber ſie ihm wiedergegeben, geht, da mehrere Perſonen nach Sibirien geſchickt werden ſollten, und dieſe Gefahr das Vorhaben beſchleunigte, am 23. März gegen Mitternacht, nachdem er einige Gehilfen an die Thüren der Zimmer geſtellt, zu dem Kaiſer, ſtellt ihm vor, wie viele Menſchen er durch ſein willkührliches, eigenmächtiges Betragen unglücklich gemacht, und in welches Verderben er das ganze Reich geſtürzt. Das Mißvergnügen des Volks und der Armee ſei ſo groß und allgemein, daß er weder für des Kaiſers noch eines Mitglieds der kaiſerlichen Familie Leben haften könne, wenn der Kaiſer ſich nicht entſchlöſſe, zu Gunſten ſeines Sohnes abzudanken. Dies ſei das einzige Mittel, den Thron dem Großfürſten zu erhalten. Dagegen ſichere er ihm vollkommene Ruhe im Privatſtande, wenn er die Abdankung unterzeichne. Paul, vor Wuth auſſer ſich, packt ſeinen Gegner an der Kehle, der ihn aber bald zu Boden wirft. Die an der Thür ſtehenden Gehilfen eilen auf den Lärm herbei, ſchlagen ihn mit umgekehrten Gewehren auf den Kopf und erdroſſeln ihn mit ſeiner eignen Schärpe. Man überbringt die Nachricht von ſeinem Tode ſogleich der Kaiſerin, die um 2 Uhr Morgens ihrem Sohne den Eid der Treue ſchwört. — Die Thäter behaupten zu dieſer ſchrecklichen That nur durch die wirkliche Gefahr getrieben worden zu ſein, in welcher die kaiſerliche Familie und die Thronfolge ſchwebte, indem Paul ſeine Gemahlin und die ganze kaiſerliche Familie, mit Ausnahme des Großfürſten Konſtantin, nach Sibirien habe verweiſen wollen. Der Mord, welcher auf ſeine Weigerung, die Abdankung zu unterſchreiben, erfolgte, ſei unvorſetzlich geweſen, und bloß der unwillkührlichen Erbitterung Einiger über ſeinen Widerſtand und verſuchter Gewaltthätigkeit zuzurechnen.“ — Ich ſage, ob

Digitized by Google

auch dies alles schon längst bekannt, so schwebt denn doch über das Innere der Verschwörung, welche die unglückliche Katastrophe jenes Monachen herbeiführte, ein ungewisses Dunkel, das aufzuhellen ich besagtes Manuskript für diese Blätter treu übersetze. Obgleich dasselbe nicht ganz mit der hier angeführten Stelle des erwähnten Lovenals, dessen Nachricht sich auf Privatbriefe gründet, übereinstimmt, so verdient das Manuskript jedoch, vermöge seiner umständlichen Angabe der Personen und Thatsachen, Glaubwürdigkeit. Aus dem Ganzen der Abhandlung leuchtet hervor, daß sie nicht lange nach Pauls Ermordung, vermuthlich in Petersburg selbst, von einem Fremden, und man dürfte aus mehrern Wendungen es schließen, von einem damals in Petersburg lebenden französischen Emigrirten, geschrieben worden. Doch zur Sache!

Wenn die Annalen Genua's während acht Jahrhunderten mehr als vierzig wichtige Revolutionen darbieten, die vielen Volksaufstände seiner unruhigen Einwohner ungerechnet, so zählt uns die Geschichte Rußlands nicht viel wenigere räuberische Scenen auf, und das tragische Ende so vieler Czaaren beweist, daß der Norden Europa's eben so vielen Gährungsstoff gewaltiger Leidenschaften als der Süden enthält, welche sich in dem Augenblicke mit Wuth entwickeln, wo man sie am meisten unterdrückt glaubt.

Als Paul I. Katharina II. in der Regierung folgte, war der erste Gedanke eines Jeden, welcher des Herrschers Persönlichkeit und dessen Reich kannte, daß es nicht lange des Staates Zügel führen würde. Mit einem heftigen Karakter geboren, den eine sorgsamere Erziehung hätte mildern können, zu sehr von der eifersüchtigen Wachsamkeit seiner Mutter niedergebeugt, war diese Fürstin vielleicht Ursache, daß Paul in seiner Gemahlin nur jenes Bestreben sah, welches Katharina II. gelungen war; daß ihm stets die Gefahr vor Augen schwebte, welcher ihn die Liebe aussetzte, die Maria Fedorowna allgemein einflößte; daß er seine Kinder nur als die Erben betrachtete, welche ihm einen Thron streitig zu machen entschlossen waren, den Katharina II. jederzeit wenig geneigt schien, friedlich von ihrem Sohne besteigen zu lassen.

Paul I., indeß ohne gewaltsame Erschütterungen zu dem Throne gelangt, welchen seine Mutter ihm nicht so bald überlassen zu müssen gedacht, hatte anfangs nur die kleine Anzahl der mit der vorigen Regierung Unzufriedenen für sich; allein der Mensch, überall von Neuheit angelockt, gibt sich leicht ihren Reizungen hin, wenn er sich nur irgend etwas Gutes von ihr versprechen zu dürfen glaubt. Mehrere weise Verordnungen, die Aeußerungen einer großen Gerechtigkeitsliebe, geistreiche Vorschläge, lobenswürdige Handlungen und Züge einer erhabenen, edeln und ritterlichen Seele, erwarben dem neuen Kaiser nicht nur bald die Gunst der Russen, sondern auch die Achtung anderer Nationen. Alle die ihn als Rächer der Fürsten und der durch die begangenen staatsumwälzerischen Verbrechen und falschen Vorspiegelungen unterdrückten Völker betrachteten, erblickten in Paul I. die glückliche und nothwendige Erscheinung eines Gestirns, dessen mächtiger Einfluß vieles beitragen könnte, der Welt die Ruhe wieder zu geben.

Digitized by Google

Allein der Fürſt, welcher unter einer auf Herrſchaft eiferſüchtigen Mutter unendlichen Zwang unmuthig erduldet hatte, und deſſen Neigungen ſämmtlich Einhalt gethan worden war, zögerte nicht, deren Wunderlichkeiten an den Tag zu legen, ſobald er keine Beſchränkung ſeiner Macht mehr über ſich ſah. Man darf annehmen, daß, als der die alten Ordnungen zerſtörende Geiſt, welcher ſeit mehreren Jahren nur zu ſehr auf dem Erdball umherſchweift, Hinderniſſe fand, die ihm durch Pauls I. Anſichten entgegengeſetzt wurden, nichts vernachläſſigte, um dieſen Fürſten von ſeiner eingeſchlagenen guten Bahn zu entfernen, und auf ihm ein trauriges Spielzeug ſeines verhaßten Dichtens zu machen. Wie dem auch ſei, die Beſeitigung alles Schicklichen legte ſich nur zu bald in Pauls wichtigſten Handlungen an den Tag.

Seit einem Jahre ungefähr glaubte einer der Großen behaupten zu können, es ſei nicht zu hoffen, daß der Kaiſer je die Rathſchläge der Vernunft mehr annehmen werde. Herr von Pahlen,*) der mit ſeinem Herrn die Ausübung einer unumſchränkten Gewalt theilte, war, das iſt gewiß, mehr als irgend ein Anderer zu wiſſen im Stande, daß, weil jeden Tag eine Ueberzahl gewaltthätiger Handlungen bezeichnete, dieſe einen Charakter von Grauſamkeit annahmen, welcher Mittel nothwendig machte, dem Laufe der zerſtörenden Willkühr Einhalt zu thun. Ohne Zweifel von deren ſchrecklichen Folgen durchdrungen, entſchloß ſich dieſer Chef der auswärtigen Angelegenheiten, der Polizei und des Petersburger Gouvernements, deshalb mit dem Großfürſten Alexander zu ſprechen. Er ſtellte ihm Alles vor, was ſowohl von innen als von auſſen zu fürchten ſei, wenn man nicht auf eine andere Ordnung der Dinge dächte. Hr. v. Pahlen verhehlte keineswegs die mit Einführung der letztern verbundenen Gefahren, indem er dem Großfürſten dieſen Entſchluß zu faſſen anrieth; doch machte er zugleich alle Mittel geltend, welche ihm ſein Poſten darbot, um von Allem wohl unterrichtet zu ſein, und in Allem unumſchränkt walten zu können. Der Großfürſt antwortete auf dieſe erſte Eröffnung, daß er auf keinen Fall die Verirrungen des Kaiſers läugnen könne; daß dieſer Fürſt jedoch ſein Vater wäre, und daß, welches Unheil auch immer vorauszuſehen, wenn man den Kaiſer länger in ſeiner Würde lieſſe, er ſich dennoch nicht entſchlieſſen möge, ihn derſelben zu berauben.

Indem der Wahnſinn der Regierung nach einigen Monaten den höchſten Gipfel erreicht, ſprach Herr v. Pahlen neuerdings mit dem Großfürſten, und fand ihn zwar weniger von ſeinen Ideen entfernt; allein von viel zu kindlicher Ehrfurcht zurückgehalten, um irgend etwas zu genehmigen, welches einen Eingriff in die Regierung hätte thun können.

Als aber mehr als ſechsundzwanzig Perſonen in den erſten Monaten des Jahres 1801 verſchwunden waren, wiederholte Herr v. Pahlen ſeine Vorſtellungen dringender. Es willigte nun ungern der Großfürſt, von allen Umſtänden gezwungen, nachdem er ſich hatte verſprechen

*) Eigentlich Graf von der Pahlen, welcher des Kaiſers Vertrauen in vorzüglich hohem Grade beſaß. Anmerk. d. Ueberſ.

Digitized by Google

laſſen, daß das Leben ſeines Vaters geſichert ſein ſolle, in die Gefangennehmung des Kaiſers, und genehmigte, daß man ihn ſeine Abdikationsakte unterzeichnen laſſen, und wohlbewacht in die Petersburger Feſtung bringen ſolle.

Ein Umſtand beſchleunigte die Ausführung dieſes Vorhabens. Herr v. Pahlen gewahrte, daß Paul, welcher ſeit einiger Zeit ſchon Argwohn hegte, einen Paß unterzeichnet habe, welches gegen die eingeführte Gewohnheit war; indem jeder gültige Paß nothwendig mit Pahlens Unterſchrift verſehen ſein mußte.*) Dieſer ließ alſo den durch Paul abgeſendeten Kurier an den Barrieren anhalten, gleichſam als hätte ſeine Expedition durch ein Verſehen des Kaiſers ſtatt gefunden. Hr. v. Pahlen ſetzte ſich wahrſcheinlich über das dem Kurier anvertraute Paket in die vollkommenſte Kenntniß. Dadurch ſollten nämlich zwei Menſchen nach Petersburg zurückgerufen werden, zu deren Verweiſung ſich der Kaiſer genöthigt geſehen, indem dieſe Vollzieher ſeines Willens mit zu vieler Grauſamkeit zu Werke gegangen. Es ſchien, daß dieſe Perſonen, Namens Lindner und Araktſchiew, der eine als Militärgouverneur von Petersburg, und der andere als Feſtungskommandant, wieder in Thätigkeit geſetzt werden ſollten. Der Kaiſer bedurfte ihrer, um ſeine Familie zu entfernen, die Kaiſerin und ſeine zwei Söhne der Freiheit zu berauben, und endlich, um ſich aller andern Perſonen, welche ihm Mißtrauen einflößten, zu entledigen.

Hr. v. Pahlen, mit dem dem Kuriere abgenommenen Paſſe verſehen, begab ſich zu Paul I. und ſagte zu ihm: „Sire, man hat Ew. Majeſtät in Irrthum zu führen geſucht, indem man Ihnen einen Paß zur Ausfertigung vorgelegt, deren Unterzeichnung, auf Ihren Befehl, mir zuſteht, um dafür verantwortlich ſein zu können.“ Der Kaiſer gerieth in Verlegenheit; doch ſagte er, daß die Unterzeichnung aus guten Gründen geſchehen. „In dieſem Fall“, verſetzte Pahlen, „eile ich dem Kuriere den Paß zurückzuſtellen.“ Dieſes geſchah; und man kann glauben, daß Pahlen, indem er ihn abfertigte, die Nothwendigkeit, dem Kaiſer durch Schnelligkeit zuvorzukommen, mehr als jemals fühlte. Se. k. Majeſtät hatten wenige Tage früher gegen Pahlen geäußert: „Erinnern Sie ſich noch, was 1762 geſchah?“ **) „Ja, Sire! ich war damals Sergeant in der Garde.“ — „Herr von Pahlen, mir ſcheint, daß man die damaligen Auftritte zu erneuern Luſt habe.“ — „Sire! es wäre möglich, daß es Leute gäbe, die daran dächten; doch würde es ihnen nicht ſo leicht ſein, zum nämlichen Zwecke zu gelangen; die Armee war damals nicht, wie jetzt, in den Händen des Souveräns; die Polizei ward nicht wie gegenwärtig verwaltet; der Kaiſer, Ihr Vater, war nicht gekrönt worden; Sie ſind es, Sire! und dieſe Zeremonie prägt den Ruſſen eine große Verehrung ein.“ — „Ah! das iſt wahr,

*) Die Strenge ging hierin ſo weit, daß Niemand, weder bei Tage noch bei Nacht, einen Schritt vor die Petersburger Thore thun durfte, ohne einen von Pahlen unterzeichneten Paß vorzuzeigen.

Anmerk. d. Ueberſ.

**) Peters III. Entthronung durch Katharina II. und deſſen ſchneller Tod.

Anmerk. d. Ueberſ.

Digitized by Google

Herr von Pahlen." — So endigte eine Unterredung, in welcher Pahlen Kaltblütigkeit, Geistesgegenwart und Kühnheit an den Tag legte. Der Kaiser, dessen Mißtrauen sich stets vermehrte, ohne daß er mehr auf seiner Hut gewesen wäre, sagte, als er sich eines Abends bei der Frau von Gagarin, gebornе Lapuckin,*) in der übelsten Laune befand, zu wiederholten Malen: „Ich sehe, daß es Zeit iſt, meinen großen Coup auszuführen." — Er sagte das Nämliche zu seinem Oberſtallmeiſter Kuteysow,**) indem er hinzufügte: „Nachher wollen wir ohne Zwang wie zwei Brüder leben." Dieser große Coup bestand darin, die Kaiſerin in Kolmogori, einem schrecklensvollen Orte, achtzig Werſte von Archangel entlegen, einzuſperren, wo die unglückliche Nachkommenſchaft Ulrichs ***) viele Jahre hindurch gefangen ſchmachtete. Schlüſſelburg ſollte als Gefängniß des Großfürſten Alexander dienen, und für den Prinzen Konſtantin war die Feſtung Petersburg beſtimmt. Pahlen und eine Anzahl Andere wären wahrſcheinlich zum Schaffot geſchleppt worden. Frau von Gagarin, welcher des Kaiſers düſterer Ton auffiel, war einfach genug zu ſagen: „Ich weiß nicht, was er unter ſeinem großen Coup, den er ausführen will, verſteht." Alles dieſes war Herrn v. Pahlen ſorgfältig hinterbracht worden, welcher dem Großfürſten Alexander ebenfalls genauen Bericht hierüber erſtattete. Als dieſer Fürſt die drohende nahe Gefahr ſah, willigte er in Alles, wenn man ihm nur ſonſt für ſeines Vaters Leben gut ſtände. Wie ſchwierig es auch war, dieſe Bedingung beſtimmt einzugehen, ſo verſprach Herr v. Pahlen dem Großfürſten dennoch, daß Pauls Leben auf keinen Fall gefährdet ſein ſolle, und wollte das Werk ſchon Sonntags den 22. März †) ausführen; allein der Großfürſt beſtand darauf, daß dieſes erſt Montags geſchehen ſolle, indem dieſen Tag die Wache am Michaelspalaſte dem Gardebataillon Semonowsky anvertraut werden ſolle, welches der Großfürſt perſönlich kommandirte, und das ihm ſehr ergeben war; Herr v. Pahlen fügte ſich alſo dem Willen Sr. k. Hoheit.

Der von Paul I. auf den Grundlagen des ſonſtigen Sommerpalaſtes erbaute Michaelspalaſt

*) Die nämliche, welche dem Fräulein von Nelidorf in der Gunſt folgte.

**) Vom Barbier zum Oberſtallmeiſter befördert.

***) Ulrich von Braunſchweig, der Regentſchaft ſeiner Gemahlin, der Mutter des unglücklichen Iwan, beigezählt, ſtarb 1775 in Kolmogori. Die Großfürſtin, ſeine Gemahlin, ſtarb 1746 dort im Wochenbett. (Mehreres hierüber enthält D. E. Wagners Geſchichte des ruſſiſchen Reichs von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten; 5. und 6. Band, Hamburg 1810.)

Anmerk. d. Ueberſ.

†) Das Manuſkript nennt den 22. April, welches ein bloßer Schreibfehler iſt; denn alle Hiſtoriker ſetzen Pauls I. Tod auf die Nacht vom 23. zum 24. März 1801 feſt. Zugleich mag die hier ſtehende Bemerkung des Ordenals zum Beweiſe dienen, daß die Abhandlung von keinem Ruſſen geſchrieben iſt: Il peut y avoir ici quelque erreur de date, en raison du vieux style de Russie comparé à notre manière, de supputer les jours et les mois de l'année.

Anmerk. d. Ueberſ.

Digitized by Google

iſt eine von Baſtionen umgebene geſchmackloſe Gebäudemaſſe. *) Jemehr der Kaiſer fühlte, daß er ſich den Gegenwirkungen der Rache ausſetze, jemehr häufte er die Vorſichtsmaasregeln, die aber faſt allen Jenen mißglückten, welche die höchſte Gewalt zu ſehr gemißbraucht. Argwöhniſch wie Pygmalion, **) Alle, die ihn ſonſt geliebt, und denen er liebenswürdig ſcheinen gewollt, fürchtend, umthürmte er ſich vergebens mit Bollwerken; denn dieſe konnten keineswegs den Flug der Rache hemmen. Pahlen, ſo wie die übrigen Häupter, kannten die Umgebungen jenes düſtern Aufenthalts nur zu wohl, wo Paul von der qualvollſten Sorge verzehrt wurde.

Wenige Stunden vor dem Ausbruche der Verſchwörung vermehrte Heer v. Pahlen die Anzahl der Verſchwornen, indem er ihnen junge Leute aus den erſten Familien zuführte, welche den nämlichen Morgen degradirt und auf eine grauſame Weiſe gepeitſcht worden waren, um Verſehen zu beſtrafen, welche kaum eines Verweiſes bedurft hätten. Er ſelbſt eilte, ſie aus den Gefängniſſen der Feſtung zu befreien, und führte ſie zum Nachteſſen bei dem General Talizin, Commandeur des Garderegiments Preobachenskoi, welcher, ſo wie der Generalmajor Depreradowitſch, Commandeur der Garden Semonowsky, faſt alle ſeine Offiziere in die Verſchwörung gezogen hatte. Auf den Gehorſam ihrer Soldaten rechnend, wagten ſie nicht, ſich ihnen früher zu vertrauen. Bei dieſem Nachteſſen herrſchte die furchbare Freude, wie bei der Mahlzeit des Atreus und Thyeſtes; die Leidenſchaften wurden durch das Uebermaas der Trunkenheit in Gährung geſetzt.

Plato Subow, der letzte ſogenannte Günſtling Katharina's II. ***), und der General Bennigſen waren ebenfalls bei dieſem Feſte, und übernahmen die Anführung von einem Theil der Verſchwornen, während Pahlen die Leitung der Uebrigen überlaſſen blieb. Die Zahl beider Parteien mochte ſich auf ſechzig belaufen; wovon die meiſten durch den Geiſt des Weins erhitzt waren. Gegen Mitternacht ſetzten ſich die Verſchwornen in Bewegung. Subow und Bennigſen gingen gerades Weges gegen den Michaelspallaſt, während Pahlen mit ſeiner Abtheilung einen Umweg nahm, um das erſte Bataillon von Semonowsky abzuholen. Dieſes ſollte ſich des Kaiſers bemächtigen, wenn, durch die Gemächer der Kaiſerin ſich rettend, er von dieſer Seite hätte entfliehen wollen; und man wird einſehen, daß er Zeit genug dazu gehabt hätte, weil die Zeit, welche Pahlen verlor, ehe er das Bataillon von Semonowsky geſammelt, dem Kaiſer Gelegenheit ließ, von einer noch unbewachten Seite entfliehen zu können.

---

*) Eine ausführliche Beſchreibung deſſelben findet ſich in A. v. Kotzebue's: Das merkwürdigſte Jahr meines Lebens. Erſte Ausgabe.

Anmerk. d. Ueberſ.

**) Fenelon im 3. Buche ſeiner Avantures de Télémaque, unter welchem Bilde Cromwell geſchildert ſein ſoll.

Anmerk. d. Ueberſ.

***) Valerian Subow war eigentlich der letzte Günſtling Katharina's; doch ſcheint er weniger Glück als ſeine Vorgänger bei ihr gemacht zu haben. Seine Nachfolger hingegen wurden weit weniger bedeutend.

Anmerk. d. Ueberſ.

Digitized by Google

Subow und Benningsen ließen den Adjutanten Arkamakow vorangehen, welcher, indem er dem Kaiser täglich Bericht abzustatten hatte, die Stiege kannte, die gerade zur Thür eines Vorzimmers führte, worin zwei Leibhusaren und der Kammerdiener schliefen. Als sie den Gang, der zu jenem Zimmer führte, durchwandelten, rief eine Schildwache: „Halt, wer da?“ — Benningsen sagte zu ihr: „Schweig, Unglücklicher! du siehst wohl, wohin wir gehen.“ Die Wache runzelte die Stirn, und erkieth in der That, um was es sich handle. Diese Wache rief bloß die Worte: „Runde vorbei.“ so zwar, daß, wenn der Kaiser Lärm höre, er glauben könne, es passire eine Runde. Der Adjutant Arkamakow lief um so schneller, und klopfte leise an die Thüre des Kammerdieners, welcher, ohne zu öffnen, ihn fragte, was er wolle. „Ich komme, um den gewöhnlichen Rapport abzustatten.“ — „Sind Sie närrisch? Es ist ja erst Mitternacht!“ — „Was du sagst! Es ist sechs Uhr des Morgens. Wenn du nicht öffnest, wirst du mir eine schöne Geschichte bei dem Kaiser anrichten.“ — Der Kammerdiener öffnete endlich; doch sobald er sieben bis acht Personen mit entblößtem Degen hereinstürzen sieht, verbirgt er sich in einem heimlichen Winkel. Einer der Husaren, muthvoller, will sich vertheidigen; man stürzt ihn durch einen Säbelhieb an den Kopf zu Boden; der andere verschwindet. Benningsen befiehlt, daß jemand den vor Furcht niedergestürzten Husaren bewachen soll, damit er sich nicht erheben und Lärm machen möge. Nun dringen Benningsen und Subow in das Zimmer des Kaisers. Subow, ihn nicht im Bett erblickend, ruft: „Er ist entflohn!“ Benningsen, weniger beunruhigt, forscht aufmerksamer umher, entdeckt den unglücklichen Fürsten hinter zwei Flügeln einer spanischen Wand, nähert sich ihm, salutirt mit dem Degen und erklärt ihm: daß er auf Befehl des Kaisers Alexander gefangen, daß sein Leben respektirt werden solle, daß es aber höchst wichtig für ihn sei, nicht den geringsten Widerstand zu leisten. Paul antwortete nichts, und nur bei dem Schein eines Nachtlichtes war die Verwirrung und der Schrecken sichtbar, welche sich auf seinem Gesichte malten. Ohne Zeitverlust untersucht Benningsen das Zimmer, und findet, daß nur Eine Thür in die Gemächer der Kaiserin führt; daß von den andern dreien die eine, Thüre zur Garderobe, ohne Ausweg ist, und die übrigen beiden Thüren von Schränken sind, worin die Fahnen und Standarten der Garnison, und zugleich eine Anzahl von Degen mit Arrest belegter Offiziere aufbewahrt werden. Während Benningsen die Schlüssel dieser Thüren in die Tasche steckte, wiederholte Subow auf Russisch: „Sire! Sie sind im Namen des Kaisers Alexander gefangen;“ worauf Paul mit gebrochener Stimme antwortete: „Was will das sagen, gefangen?“ — Einen Augenblick später fügte er hinzu: „Was habe ich euch denn gethan?“ — Ein Verschworner rief: „Seit vier Jahren haben Sie uns martyrisirt!“ — Der unglückliche Fürst war in einer baumwollenen Schlafhaube, er hatte nur ein flanellenes Nachtkleidchen über dem Hemde, und stand mit nackten Beinen vor den Verschwornen, welche den Hut auf dem Kopfe und den Degen in der Hand hatten; Jene, welche mit Orden versehen, trugen ihre Dekorationen auf dem Kleide.

Paul I. hätte sich einen Augenblick früher noch retten können, entweder durch die Fallthür

unter ſeinem Bett, oder durch die Zimmer der Kaiſerin; allein ihn verwirrte wahrſcheinlich die Furcht, und er ſprang, ſobald er Lärm hörte, aus dem Bett, ohne etwas Entſcheidendes zu thun; vielleicht auch konnte er ſich nicht entſchlieſſen, ſich zur Kaiſerin zu retten, weil er nie zu fürchten aufgehört hatte, daß jede Verſchwörung nur mit Willen und zu Gunſten einer Fürſtin angeſponnen werden könne, welche er eben ſo geliebt, als ſich ſelbſt gehaßt hab. Kaum hatte Subow ſeine Worte hergeſtammelt, ſo entſtand Lärm, ohne daß man wußte woher. Subow entlief, um ſeine Furcht dem Großfürſten Alexander mitzutheilen. Se. k. Hoheit wohnten unter den Gemächern Ihres Vaters, und hatten nur Ihren Bruder Konſtantin und die beiden Großfürſtinnen, Ihre Gemahlinnen, bei ſich. Konſtantin war dieſen Abend erſt in das Geheimniß gezogen worden, weil, obwohl er den Kaiſer nicht liebte, man wenigſtens für ſeine Verſchwiegenheit fürchtete. Dieſe vier Perſonen erwarteten mit höchſter Bangigkeit den Ausgang dieſes ſchrecklichen Augenblicks. Man kann leicht begreifen, daß Subows Ankunft ihre Seelenangſt vergrößerte. Benningſen, der ſeinerſeits mit wenigen Gefährten in dem Zimmer des Kaiſers geblieben, war einen Augenblick in großer Verlegenheit, und würde es noch weit mehr geweſen ſein, wenn Paul ſich früher mit ſeinem Degen bewaffnet und gedacht hätte, ſein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen; allein er brachte kein Wort hervor und regte ſich nicht.

In dieſem Zuſtande der Betäubung fanden ihn ſieben oder acht Verſchworne, welche, von Wein berauſcht, ſich auf dem Wege verirrt hatten, und nun mit Geräuſch hereindrangen. Der Fürſt Taſchwill, Generalmajor der Artillerie, ſeit einiger Zeit vom Dienſte ausgeſchloſſen, trat an ihrer Spitze ein, ſtürzte wüthend auf ſeinen Souverain, und warf, indem er ihn niederrannte, zugleich die ſpaniſche Wand und das Nachtlicht um. Benningſen, welcher während dieſes Tumults im Finſtern glaubte, daß Paul entfliehen oder Widerſtand leiſten wolle, rief ihm zu: „Ums Himmels willen, Sire! ſuchen Sie nicht zu entfliehen, es geht ſonſt an Ihr Leben; und man wird Sie ermorden, wenn Sie den geringſten Widerſtand leiſten!“ Unterdeß waren der Fürſt Taſchwill, Gardanow *), Tatarinow **), der Fürſt Weremskoi und Scaritzin ***) mit dem Kaiſer im Handgemenge. Anfangs gelang es ihm, ſich vom Boden zu erheben; allein er ſtürzte neuerdings an einem Marmortiſche nieder. Im Fallen verwundete er ſich Wange und Seite. Der General Benningſen vermied allein, ſich in dies ſchreckliche Gewühl zu drängen; er rief Paul noch zu, ſich nicht zu vertheidigen, und eilte in das Vorzimmer, um Licht zu holen. Kaum einen Augenblick entfernt, ſieht er bei ſeinem Hereintreten Paul ſchon durch eine Schärpe erdroſſelt. Seine Mörder haben ſpäter verſichert, daß er ſich wenig geſträubt; bloß ſeine Hand ſteckte er zwiſchen die Schärpe und ſeinen Hals, und ſagte auf

*) Adjutant in der reitenden Garde.

**) Artilleriecberſt, ſeit langer Zeit vom Dienſte entfernt.

***) Gardeoffizier, ebenfalls ſchon lange vom Dienſte ausgeſchloſſen.

Digitized by Google

Franzöſiſch: „Meine Herren, ums Himmelswillen, verſchonen Sie mich! Laſſen Sie mir Zeit zu beten!“ (Messieurs, au nom de ciel, épargnez-moi! Laissez-moi le temps de prier Dieu!) Dieſes waren ſeine letzten Worte *). So endigte der Mann, welcher dem Schickſale der Welt eine andere Richtung hätte geben können, und welcher wenige Stunden früher noch alle Bewohner ſeines ungeheuern Reiches zittern machte. **) —

Als Benningſen ſah, daß er kein Lebenszeichen mehr von ſich gab, ließ er ihn auf ſein Bett tragen und verhüllte ſeinen Kopf mit einer Decke. Mittlerweile langte der Gardehauptmann Wolkow mit dreißig Mann an, welche alle Zugänge in das Zimmer des verblichenen Kaiſers beſetzten. Nachdem Benningſen Befehl ertheilt, Niemandem Eintritt zu geſtatten, eilte er, dem Kaiſer Alexander zu bedeuten, um welchen Preis er zur Herrſchaft gelange. Se. k. Maj. überließen ſich den Gefühlen des höchſten Schmerzes und der Verzweiflung. Indeß Benningſen alle nöthigen Befehle ertheilte, langte Pahlen an der großen Stiege an, um Paul den Weg zu ſperren, und vernahm, daß dieſer Fürſt ſchon aus dem Leben gegangen. Auch Talizin hatte ſeinerſeits unterdeſſen ein Bataillon vom Regimente Preobackenskoi verſammelt, deren Gewehre ſcharf geladen waren; der General Depreradowitſch, welcher die andern Bataillons von Semonowsky herbeigeführt, bildete aus ihnen mehrere Detachements, wovon das eine den Saal zwiſchen den Zimmern des verſtorbenen Kaiſers und den Gemächern der Kaiſerin beſetzte.

Pahlen kam bei dem Kaiſer Alexander an, als dieſer Fürſt, außer ſich, ausrief: „Man wird ſagen, ich ſei der Mörder meines Vaters; man hatte mir verſprochen, ſein Leben nicht anzutaſten; ich bin der unglücklichſte Menſch von der Welt!“ Herr v. Pahlen, mehr damit beſchäftigt, das Schickſal des lebenden Kaiſers zu ſichern, als dem todten Thränen zu weihen, ſagte zu Alexander: „Sire! bedenken Sie vor allem Andern, daß ein Kaiſer ſeine Würde nur der Theilnahme des Volks verdankt; ein Augenblick der Schwäche könnte große Folgen haben. Es iſt keine Minute zu verlieren, um Sie von den Truppen anerkennen zu laſſen.“ — „Und meine Mutter“, ſagte der Kaiſer, „was iſt aus ihr geworden?“ — „Sire“, verſetzte Pahlen,

*) Von einer Unterzeichnung der Abdikationsakte wird hier nichts geſagt, und es ſcheint auch, daß, unter den gegebenen Umſtänden, während der ganzen Szene nicht die Rede davon geweſen. Das Gerücht mag vielleicht Pauls Weigerung und heftige Wuth bei dieſer Aufforderung verbreitet haben, um den beruhten Mord mehr zu beſchönigen!

Anmerk. d. Ueberſ.

**) Bei der Nachricht von dieſes Kaiſers Tode erſchien ein Epigramm in franzöſiſcher Sprache, welches ihn ſehr treffend ſchildert:

On le connût trop, lui ne connût personne;
Actif, toujours pressé, bouillant, impérieux,
Aimable, séduisant, même sans la couronne,
Voulant gouverner seul, tout voir, tout faire mieux;
Il fit beaucoup d'ingrats et mourût malheureux.

Anmerk. d. Ueberſ.

Digitized by Google

„ich werde sie aufsuchen.“ Er eilte in der That zur Kaiserin, und beauftragte die Oberstho[f]meisterin, Gräfin von Lieven, Ihrer k. Majestät das so eben Vorgefallene zu melden. Man kann es unter die sonderbarsten Dinge zählen, daß alle in der Nähe dieser Fürstin vorgefallenen Schreckensſzenen keinesweges ihren Schlummer gestört hatten. Indem sie von der Gräfin von Lieven mitten in der Nacht geweckt wurde, ahnte sie noch nichts von dem, was sie erfahren sollte; sie glaubte, man käme, sie auf die Nachricht von dem Tode ihrer Tochter, der Palatine von Ungarn, vorzubereiten. „Nein, Madame“, sagte die Gräfin, „Ew. Majestät haben ein noch größeres Unglück zu überleben. Der Kaiser ist, vom Schlag getroffen, todt.“ — „Nein, nein“, rief die Kaiserin aus, „man hat ihn ermordet!“ — „Ja, Madame!“ versetzte die Gräfin von Lieven. Hierauf kleidete sich die Kaiserin an, und wollte in Pauls Gemach stürzen. Sie fand in dem Saale zwischen ihrem und des Kaisers Zimmern einen Lieutenant der Garden Semonowsky, Namens Poltarahkoi, welcher die dreißig Mann kommandirte, welche wie aus dem vom General Drepreradowitsch angeführten Korps haben ziehen sehen. Poltarahkoi erklärte der Kaiserin, daß sie nicht passiren könne. Sie fragte, ob er sie nicht kenne, und von wem er seine Befehle habe. Er antwortete, daß er wohl die Ehre hätte, sie zu kennen, und daß seine Verhaltungsbefehle ihm von seinem Obersten ertheilt worden. Als die Kaiserin trotz der Garden vordringen wollte, kreuzten diese das Gewehr; nun gab sie Poltarahkoi eine Ohrfeige, und fiel in einen Armstuhl. Die beiden Großfürstinnen Maria und Katharina, ihre Töchter, waren ihr nachgeeilt, und suchten vergebens sie zu beruhigen. Sie forderte ein Glas Wasser; ein Soldat entriß es der Person, welche es überbrachte, trank einige Tropfen davon, und sagte, indem er es ihr überreichte, auf Russisch zu ihr: „Du kannst schon trinken, es ist kein Gift darin; Du bist an nichts schuldig.“ — Endlich kehrte sie in ihr Zimmer zurück, von wo Pahlen sie zu ihrem Sohne führte. Die kurze Zeit des Hingehens reichte nicht hin, ihr ihre Besinnung wieder zu geben; sie erklärte, daß, zu Folge ihrer Krönung, sie regierende Kaiserin sei, und daß man ihr den Eid der Treue leisten solle. Der Kaiser Alexander kannte, indem er seine Mutter erwartete, die kostbarste Zeit schon verloren haben; und als er sie in diesem Zustande sah, sagte er zum Herrn v. Pahlen: „Da haben wir eine neue Verlegenheit.“ Pahlen ließ sich durch nichts aufhalten, sondern nöthigte den Kaiser auf der Stelle fortzueilen. Der nämliche Wagen, welcher Paul I. auf die Festung zu bringen, bespannt worden, diente, um Alexander I. aus dem Michaelspalaste in den Winterpalast zu führen, und dort die Huldigung aller Staatswürden zu empfangen. Pahlen und Subow stiegen hinten auf den Wagen, welchem Bataillons von Garden folgten. Benningsen wurde bei der Kaiserin Mutter gelassen, um sie von den Ideen, welche sie beschäftigten, abzubringen. — Welches mögen nun wohl die so verführerischen Reize einer unumschränkten Macht sein, indem diese in der Mitte einer so stürmischen Schreckensnacht noch verlockenden Zauber genug hatte, die mildeste, tugendhafteste Frau alle Grundsätze, die Gefahren der Herrschermacht, das schauderhafte Ende eines Gemahls, die Muttergefühle und Vorschriften der Klugheit vergessen zu lassen? Benningsen hatte mehr als

Digitized by Google

eine Stunde verwendet, Maria Fedorowna zu ihren friedliebenden Gesinnungen und ihrer ehrwürdigen Gemüthsart zurückzuführen; endlich gelang es ihm, sie zu überreden, daß ihr Ruhm durch Alles leiden müsse, was sie vergeblich versuchen würde, ihrem Sohne eine Würde zu entreißen, welche ihm der Wunsch der Nation bestimmt. Sobald die verwittwete Kaiserin eingewilligt, dem Kaiser, ihrem Sohne, Treue zu schwören, ging Alles so regelmäßig vor sich, als wenn Paul I. der Ordnung der Natur gemäß gestorben wäre.

Die Adjutanten vom Regiment Semonowsky bekleideten den verblichenen Kaiser mit der Uniform des Garderegiments Preobachenskoi, und mit allen seinen Orden, den Orden von Malta ausgenommen. Diese Adjutanten, so wie die Adjutanten der Petersburger Garnisonsregimenter, hatten den Tag zuvor Befehle erhalten, welche sie von ihren Quartieren entfernten; so zwar, daß, wenn Paul, mehr auf seiner Hut, als er es wirklich war, die nicht gewonnenen Truppen hätte versammeln wollen, es lange Zeit erfordert hätte, die Adjutanten zu beauftragen, die Truppen unter Waffen treten zu lassen. Die nämliche Unvorsichtigkeit trug bei Peter III., so wie bei Paul I., das Übrige zum Gelingen jener Entwürfe bei, welche dem Vater und dem Sohne Krone und Leben kosteten; allein die Leidenschaft des Gewaltthums ist faß immer so blind und feig, als die Energie einer weisen Macht kräftig und wachsam. Obgleich Paul die Herzen einer großen Anzahl seiner Unterthanen von sich abwendig gemacht, so blieb ihm vielleicht dennoch eine für ihn mühlichere Anzahl von Parteigängern unter den Soldaten, gegen welche er stets sehr großmüthig gewesen. Ja, man mußte die Deputationen dieser Krieger überzeugen, daß Paul I. todt wäre, damit die zu Petersburg in Garnison liegenden Armeeregimenter dem neuen Souverain den Eid der Treue leisteten.

Der Wundarzt Bellé und der Doktor Stoff besichtigten Pauls Körper, und gaben im Style der Fakultät die Ursachen an, welche des Kaisers Tod bewirkt haben sollten.*) Er ward einbalsamirt, vierzehn Tage auf einem Paradebett ausgestellt, und sodann in der Gruft seiner Väter mit allem gewöhnlichen Pompe beigesetzt. So oft Alexandern die hergebrachten Gebräuche nöthigten, sich den Manen seines Vaters zu nähern, drückten sich Schmerz und Schauer in allen seinen Bewegungen aus. Was Pauls Mörder betrifft, wurden sie nach und nach alle entfernt, mehrere zu Regimentern in Sibirien verwiesen.

Wenn die schadhaftesten Schriftsteller auch die Schandflecken zu verwischen suchen, welche die Katastrophen des Königsmordes hinterlassen, so sehen wir dennoch aus der treuen Folge ihrer Erzählungen, wie die Vorsehung alle Königsmörder elend zu Grunde gehen ließ, die der gerechten Strenge der Gesetze entgangen waren. Katharina II. war gezwungen, Orlow und die Fürstin Daschkow zu verweisen, welche dadurch zu hochmüthig geworden, das Gewebe der Revolution von 1762 geleitet zu haben; und Alexander fühlte nur zu bald die Nothwendigkeit,

*) Die Petersburger Hofzeitung sagte, Paul sei an einem Schlagflusse gestorben.

Anmerk. d. Uebers.

Herrn v. Pahlen von Petersburg zu entfernen, wozu folgende Begebenheit Veranlaſſung gab. Kurz nach dem Tode Pauls I. hatte ein Pope das Gerücht verbreitet, von der heiligen Jungfrau wunderbarer Weiſe ein Bild empfangen zu haben, unter welchem die Worte befindlich: „Gott ſtraft alle Mörder des Kaiſers Paul!“ Herr v. Pahlen, von dem Aufſehen, das dieſes Gerücht bewirkte, unterrichtet, beſchwerte ſich deshalb bei dem Kaiſer Alexander, welcher ihm, dem Popen Einhalt zu thun, erlaubte. Herr v. Pahlen ließ ihn peitſchen, und indem dieſer boshafte Viſionär ſeinen Betrug eingeſtand, hatte er zugleich die Frechheit, zu behaupten, daß er nichts ohne die Einwilligung der verwittweten Kaiſerin unternommen, welche ſich auch beſagtes Bild verſchafft habe. Herr v. Pahlen eilte, dieſes mit Gewalt aus der Kapelle dieſer Fürſtin hinwegnehmen zu laſſen, welche, durch dieſe Handlung gerechterweiſe erzürnt, deshalb Genugthuung von ihrem Sohne forderte. Herr v. Beliſchow ward von dem Kaiſer befragt, Herrn v. Pahlen zu bedeuten, daß er auf Mittel denken möge, ſich ohne Aufſehen zu entfernen. Herr v. Pahlen gab auf der Stelle die Abdankung aller ſeiner Würden ein. Der Kaiſer, indem er die Papiere hierüber empfing, ſagte: „Das iſt ein ſehr gutes Mittel, welches er aufgefunden; jetzt ſoll er es durch eine ſchnelle Abreiſe vollkommen machen.“ Zwei Stunden ſpäter machte ſich Pahlen nach Riga auf den Weg.

Sorge der tatariſchen Eroberer China's für die Erhaltung ihrer Mutterſprache. Nachrichten über China's Sprache, Druckerei, Papier und Hofzeitung.

In der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts eroberten die Mantſchu-Tatarn das chineſiſche Reich, und gründeten die Dynaſtie der Fürſten, welche noch heut zu Tage auf dem Thron ſitzen. Man muß ſich nicht vorſtellen, daß dieſer ſiegreiche Stamm von Tatarn ganz an Sitten und Sprache roh und verwahrloſet geweſen ſei. Einige Jahrhunderte ſchon früher hatte er China beſeſſen, ward aber im vierzehnten Jahrhundert chriſtlicher Zeitrechnung aus dem Reiche wieder verdrängt. Dieſe Tatarn alſo beſaßen ſchon Schrift und Sprache, und Geſchichte und Kenntniſſe, ſoviel ſie einem zahlreichen, kriegeriſchen Volke nöthig ſind. Die Religion, der ſie anhangen, iſt ein Zweig der Tibtanitſchen, die ſich auf Theokratie und Seelenwanderung gründet, und von Judien an bis an das äuſſerſte Ende von Oſtaſien verbreitet iſt. Während des frühern Beſitzes des Reiches China wurden ſchon ihre Sitten verfeinert, Unterricht und Wiſſenſchaft unter ihnen verbreitet. Das war nun baarer Gewinn, den ſie auch nach ihrer Zurückweiſung in ihre alten Sitze jenſeits der großen chineſiſchen Mauer in das nordöſtliche Aſien mit ſich zurückbrachten.

Digitized by Google

Sie eroberten also, wie gesagt, zum zweitenmal das ungeheure Land, und waren klug genug, nichts Wesentliches weder an dessen innerer Verfassung, noch der Religion zu ändern.

Mit den Eroberern siedelte sich ein unzählbarer Schwarm Volkes in China an. Die ohnehin ungeheure Stadt Peking ward vergrößert und erweitert. Den nördlichen Theil, in welchem auch der Palast des Kaisers mit den unzähligen Gebäuden der Landestribunale gelegen ist, nahmen die tatarischen Familien ein. Er ist von der südlichen, eigentlichen chinesischen Stadt durch hohe Mauern und Thore, und durch freie, große Waffenplätze getrennt.

Im Reiche wurden nun seit der Eroberung zwei Sprachen gangbar, die nach Schrift und Worten ganz von einander verschieden sind. Die Sprache des Hofes ist und bleibt der Mandschuische Idiom; hingegen die eigentliche Landes- und Volkssprache das Chinesische. Alle Befehle des Hofes werden immer in beiden Sprachen bekannt gemacht, wie es bei einem aus zwei Nationen bestehendem Volke nöthig ist, und wie es auch auf dem linken Rheinufer nach der Eroberung der Franzosen zu unsrer Zeit geschah.

Die Sprache der Chinesen, als eines schon seit Jahrhunderten verfeinerten und wissenschaftlichen asiatischen Volkes, ist an Worten und Sachbedeutungen unendlich reicher als die tatarische.

Da nun der Hof von seinem eigentlichen Stammlande ausgewandert und entfernt, die Anzahl der Chinesen aber unendlich jene der Tatarn überstieg, so hätte dieses Verhältniß wahrscheinlich den Erfolg gehabt, daß das tatarische Idiom immer ärmer geworden, und am Ende vielleicht gar erloschen wäre. Denn die Tatarn heiratheten meistentheils chinesische Frauen, hatten chinesische Dienstboten, und so lernten die Kinder eher das Chinesische, als die tatarische Sprache, obwohl diese an sich in ihrer ganzen Anordnung und ihrem Wortbau leichter war.

Um nun dem Nachtheile der Vergessenheit und der drohenden gänzlichen Erlöschung entgegen zu arbeiten, nahm die regierende Familie eine ganz einfache Maasregel. Sie bestehte jedes Tribunal mit einem tatarischen und chinesischen Präsidenten, die für die treue Uebersetzung und Vergleichung der ausgehenden Befehle und Urtheile verantwortlich waren.

Kaiser Kang-hi beförderte die Kultur seiner angestammten Sprache noch weiter. Gleich mit Anfang seiner Regierung setzte er eine Gesellschaft von Gelehrten und beider Sprachen kundigen Männern nieder.

Ihr Auftrag und Arbeit war, die Geschichte und die klassischen Werke und die Meisterstücke der Beredsamkeit aus dem Chinesischen zu übersetzen.

Sodann ging einer besondern Abtheilung dieser gelehrten Männer der Befehl zu, den gesammten ganzen Schatz der Mandschu-Sprache zu sammeln und zu sichten.

Dieses Werk ward mit Muth angegriffen, und mit einem großen Aufwand von Fleiß vollendet. Kam etwa ein Zweifel vor, so befragte man die Aeltesten der acht tatarischen Fahnen (Stämme), die mit dem Hof eingewandert waren. Fand man noch weitere Nachforschungen rätlich, so befragte man unterrichtete Männer, die kürzlich aus dem Stammlande der Mandschu's nach China gekommen waren.

Digitized by Google

Man ſetzte ſogar Preiſe für jene aus, die urſprüngliche alte tatariſche Worte oder alte Formeln des Ausdrucks, tauglich für den Sprachſchatz, entdeckten. Man ſuchte ſich dieſer Worte in Schrift und Umgang vorzugsweiſe zu bedienen, um ſie jenen, die ſie vergeſſen hatten, in das Gedächtniß zurückzurufen, oder aber um ſie im Munde junger Tatarn, die ſie noch nicht gehört hatten, gangbar zu machen. Denn der Gebrauch iſt eigentlich bei jeder Sprache Herrſcher und Meiſter.

Nachdem nun alle Worte und Ausdrücke geſammelt waren, ſo theilte man ſie in verſchiedene Klaſſen. Die erſte z. B. handelte von dem Himmel, die zweite von der Zeit, die dritte von der Erde u. ſ. w.

Jede Klaſſe erhielt ihre Unterabtheilungen und Kapitel, und dann die einzelnen Artikel. Alle Hauptwörter wurden mit großen Buchſtaben geſchrieben, und unter jedem erſchienen in kleinerer Schrift die Erklärungen und Redensarten in der höchſten Kürze und Beſtimmtheit. Es iſt unbeſchreiblich, wie reich die Mandſchu-Sprache an Worten iſt. Sie hat noch das Eigenthümliche, daß Thiere, z. B. Pferde, Hunde, nach ihrem verſchiedenen Alter, Wachsthum, Farbe, zahlreiche eigene Benennungen haben, welche dieſe Eigenſchaften in Einem Worte ausdrücken.

In Anſehung des geſammten Sprachſchatzes haben die mandſchu'ſchen Gelehrten die nämliche Einrichtung gebraucht, welcher der Grieche Pollux ſich ſchon bediente, deſſen Wörterbuch oder Onomaſtikon nach Realkenntniſſen auch unter gewiſſe Rubriken getheilt iſt. Er lebte zu Zeiten des Kaiſers Commodus in Athen, als Lehrer der Beredſamkeit, und wir beſitzen noch ſein koſtbares Werk mit der Ueberſetzung und den Kommentarien des gelehrten Hemſterhuis.

Weder die Mandſchu's, und noch weniger die Chineſen, haben bei ihrer Druckerei bewegliche Buchſtaben. Da bei den Chineſen jedes Wort ein eigenes Zeichen hat, durch welches der Begriff vorgeſtellt wird, gleich wie bei uns die verwickeltſten mathematiſchen Rechnungen nur durch beſtimmte Zeichen vorgeſtellt werden, ſo hätte man gegen 80,000 ſolcher Zeichen gieſſen oder ſchneiden müſſen, um ſowohl alle gemeinen als auch wiſſenſchaftlichen Begriffe darzuſtellen; das ſchien zu weitläufig und umſtändlich. Soll nun aber etwas gedruckt werden, ſo zeichnet ein geſchickter Schreiber die Charaktere mit dem Pinſel — denn mit Gänſekielen ſchreiben ſie nicht — auf feines Papier. Der Bogen wird nun auf ein Brett von ſehr hartem Holze feſtgeklebt und einem fertigen Graveur übergeben.

Dieſer meiſelt die Buchſtaben oder vielmehr Zeichen durch ſeinen Grabſtichel ſehr behende in erhobene Arbeit, ſo daß die Holztafel, wenn ſie einmal hierauf mit chineſiſcher Tinte überzogen iſt, viel tauſendmal abgedruckt werden kann, ehe ſie ſich abnutzt. Ja, die abgenutzten Tafeln ſelbſt ſoll man leicht wieder in den Charakteren ſchärfen und ausbeſſern können.

Es kommt alſo Alles darauf an, daß die Hand des Charakteren-Malers rein und nett iſt, um eine vollkommen ſchöne Ausgabe zu Stande zu bringen; denn der Graveur, der nur Zug

Digitized by Google

für Zug Alles ſcharf wiedergibt, iſt ſeiner Kunſt ſo ſicher, daß man kaum unterſcheiden kann, ob ein Blatt gedruckt oder geſchrieben ſei.

In der kaiſerlichen Staatskanzlei fördert man die Arbeit noch auf eine weit leichtere Weiſe. Dort hat man hölzerne Tafeln mit Wachs überzogen. Ein geübter und fertiger Schreiber zeichnet mit einem Griffel die Charaktere in das Wachs. Ein nicht minder fertiger Graveur meiſelt ſie heraus. Darauf arbeitet gleich der Drucker, und ehe eine Stunde vergeht, erſcheinen die Charaktere auf vielen hundert Blättern.

Eigentliche Druckerpreſſen haben die Chineſen nicht. Ihr Papier, das ſehr fein iſt, und nur auf einer Seite bedruckt werden kann, würde eine gewaltſame Preſſe nicht ertragen. Die Holztafel wird feſtgemacht; der Drucker nimmt zuerſt eine ſteife Bürſte, taucht ſie in eine eigends verfertigte Dinte, und überſtreicht ſodann die Charaktere der Tafel. Dann wird das Blatt aufgelegt, man nimmt eine andere länglichte und weiche Bürſte, und fährt mit dieſer über das Blatt auf allen Seiten mit gleich ſanftem Drucke. Vier Blätter können jederzeit bedruckt werden, ehe man die Tafel mit neuer Dinte zu überziehen nöthig hat. Man behauptet, daß ein Mann mit ſeiner Bürſte in einem Tage 10,000 Exemplarien auf dieſe Weiſe abziehen könne.

Jedes Blatt iſt doppelt, weil es nur auf einer Seite bedruckt werden kann. Um dieſes näher zu beſtimmen, ſo lege man z. B. ein Quartblatt unſers Papiers in Oktavform, ſo daß die gebogene und nicht aufgeſchnittene Kante des Papiers vornhin oder auswärts kommt. Die vordere und die hintere Seite wird dann allein bedruckt, die innern Seiten bleiben leer.

Die Ausfertigungen des Hofes vermittelſt der Wachstafeln, wie ich ſie oben beſchrieben, gehen auſſerordentlich geſchwind. Der letztverſtorbene alte Kaiſer Kien-long war für ſich und gegen Andre im Dienſt in Abſicht auf Ordnung und ſchnelle Förderung der Geſchäfte äuſſerſt ſtrenge und beſtimmt. Lange zuvor, ehe die Sonne ſich über die Gebirge erhob, ſtand er, ſowohl im Winter als Sommer, Morgens 3 Uhr auf, und ließ ſich auf einem Seſſel, von ſeinen Mandarinen begleitet, nach dem Garten in einen Tempel tragen: dort verrichtete er ſein Morgengebet, kam zurück, nahm ein leichtes Frühſtück, und arbeitete darauf mit ſeinen Miniſtern abwechſelnd im Staatsrath bis gegen 3 oder 4 Uhr Nachmittags, dann ging er erſt zur Tafel.

Alle Ausfertigungen gingen ſogleich durch Kuriere in die Provinzen mit der Hofzeitung ab. Die Hofzeitung iſt das gewöhnliche Organ, durch welches der Monarch zu ſeinen Staatsbeamten ſpricht. Die Kriegs- und die politiſchen Mandarinen und Befehlshaber erhalten durch dieſes Blatt ihre Ernennungen, Beförderungen, auch Verweiſe, Tadel, Strafe und Belohnungen. Wie bei uns die Orden, ſo werden ihnen beſondere Ehrenzeichen bewilligt, z. B. eine gelbe Kugel, oder eine Pfauenfeder, mit der Erlaubniß, dieſelbe an ihrer Kopfbedeckung, einem runden Hute mit koniſcher Spitze, tragen zu dürfen. Zuweilen werden ihnen dieſe ehrenhaften Auszeichnungen nach einem begangenen Fehler im Dienſte wieder genommen. So geſchah es

Digitized by Google

einſt dem Unterkönig der Provinz Can-tong, daß er verurtheilt wurde, die verliehene Pfauenfeder abzulegen, und zur Strafe eine Krähenfeder als Zeichen der Ungnade aufzuſtecken.

Der verſtorbene Kaiſer Kien-long war überhaupt das Muſter eines trefflichen und arbeitſamen Regenten, der ſehr gewiſſenhaft ſeine Zeit, das Koſtbarſte, was ein Menſch zu verlieren hat, anwendete. Nach dem Mittageſſen begab er ſich auf ſein Zimmer, las oder ſchrieb bis zu Sonnenuntergang, wo ihn die Stunde wieder zum Gebet rief. Er behauptete, daß er ſeine feſte Geſundheit dem frühen Aufſtehen und Niederlegen zu verdanken habe. Er legte in dem ſechszigſten Jahr ſeiner Regierung, nämlich im Jahr 1796, ſeine Krone nieder, übergab den Thron ſeinem fünfzehnten Sohn, lebte noch bis in das Jahr 1799, und ſtarb, 89 Jahr alt, im Februar, geliebt und bedauert von ſeinem Volke. Sein Nachfolger ſoll nicht die erhabenen väterlichen Eigenſchaften ererbt haben, ſondern, wie die neueſten Nachrichten behaupten, dem Trunke ſehr ergeben ſein. Seine üble Behandlung, eine Wirkung ſeines Stolzes, hat Lord Amherſt bei ſeiner mißlungenen Geſandtſchaft vor einigen Jahren erfahren.

In Paris hat man angefangen, bewegliche Lettern zu einem chineſiſchen Wörterbuche zu gieſſen. Da nun hiezu 80,000 Formen erfordert werden, ſo muß es lange dauern, bis die Unternehmung ganz zu Stande kommt, vorausgeſetzt, daß man Gelehrte habe, die der Sprache vollkommen mächtig ſind. Die Arbeit iſt ſchon an ſich höchſt ſchwierig, da jeder Gegenſtand im ſchriftlichen Charakter als Symbol einer Idee ausgedrückt wird, welche durch verſchiedene Zuſätze zu dem Charakter in ihren Eigenſchaften ausgedehnt oder beſchränkt werden kann; alſo kommt eine unbeſchreibliche Mannigfaltigkeit heraus. Nebſt dieſem machen, wie Barrow in ſeiner Reiſebeſchreibung bemerkt, die Abkürzungen der Charaktere eine Hauptſchwierigkeit in der Sprache aus, denn der bildliche Sinn kann dadurch zuweilen in Dunkelheit gehüllt und Zweideutigkeiten ausgeſetzt werden.

Das Chineſiſche iſt alſo eine Sprache, die nicht an das Auge, ſondern an den innern Verſtand oder die Selbſtbeſchauung gerichtet iſt. Wer einmal die Charaktere kennt, ſpricht die Bedeutung in ſeiner eigenen Mutterſprache aus. So wie z. B. ein ſpaniſcher Kaufmann in Südamerika, wenn er die Rechnung eines deutſchen oder holländiſchen Kaufmanns mit Ziffern, abgekürzten Zeichen von Gewicht nach Zentnern, Pfunden, Lothen überſieht, dieſelbe in ſeiner Sprache ausdrückt und berichtigt.

Die Bewohner von Tunkin, Japan und Cochinchina verſtehen die chineſiſchen Charaktere vollkommen, und ſprechen die Bedeutung in ihren Mutterſprachen aus, die doch von der chineſiſchen ganz verſchieden ſind.

Die Schönheit des Ausdrucks wird in der chineſiſchen Sprache nur durch die Wahl des angewandten Charakters, und nicht durch die Wahl und Anordnung ihrer faſt durchaus einſilbigen Töne beſtimmt. Sie machen durch Beſchauung den Eindruck auf den Geiſt, wie ein allgemeines Theorem auf den Verſtand eines Mathematikers, das durch verkürzte Zeichen und algebraiſche Formeln, durch Triangel, Quadrate, Linien und Zahlen dargeſtellt iſt.

Digitized by Google

Auf welche Weise die Chineſen ihr Papier fabriziren, iſt ſchon von Andern zur Genüge beſchrieben worden. Man hat verſchiedene Arten von Papier, die aus der Rinde eines Maulbeerbaums, des Morus papyrifera, der auch in Deutſchland gezogen wird und unſern Winter im Freien ausdauert, gemacht werden; ſodann von Membranen oder Häutchen des Bambusrohrs, des Baumwollenſtrauches und des Reiſes; endlich aus Hülſen oder Cokons von Seidenwürmern, welche allerdings die feinſten Bogen geben. Nach den chineſiſchen Geſchichtſchreibern fällt die Erfindung des Papiers auf 150 Jahre vor Chriſti Geburt, nämlich jenes von der Art, wie es heut zu Tage gebraucht wird. Vor dieſem Zeitpunkte zeichnete oder druckte man auf ſeidengewobene Stoffe. Noch immer druckt man ſo auf Seidenſtücke die Lobreden der Verſtorbenen, welche man neben die Todtenbahre bei Leichenbegängniſſen hängt. Auch werden in dem Innern der Zimmer mit moraliſchen Sprüchen bedruckte Seidenſtücke zur Erinnerung und Zierde aufgehangen. Daß aber die Druckerei in China ſchon längſt bekannt war, ehe ſie in Europa geübt wurde, darüber iſt kein Zweifel. Die chineſiſchen Bücher haben überdies noch den Vorzug, daß kein Druckfehler während des Abdruckens darin ſich einſchleichen kann, weil Jener, der die gemalten Charaktere auf der hölzernen Tafel ausmeiſelt, ſich genau an die Formen des Schreibers halten muß.

So viel über Sprache und Druck dieſes von ſo vielen Europäern ſo oft ungerecht getadelten Volks. Mag es auch ſein, daß die Verbreitung der Kenntniſſe durch die Schwierigkeit ſo vieler zum Lernen nöthigen Charaktere ſehr gehemmt wird, ſo iſt es doch augenſcheinlich, daß die Beſtimmtheit der Begriffe durch ein einziges unwandelbares Zeichen auf ewig feſtgeſetzt iſt, und dem Irrthum vorgebogen wird.

Die verſchiedenen Klaſſen der Bürger lernen die Zeichen, die ihrer Lage, ihren Verhältniſſen, ihrem Gewerbe und zu ihrer Wiſſenſchaft nöthig ſind. Alſo der Kaufmann die ſeinige, der Arzt jene ſeiner Kunſt, der Mandarin und Gelehrte jene ſeines Faches, dem er ſich widmet, ohne daß ihm wegen der vielen Analogien, die in den Zeichen vorkommen müſſen, die Ausbreitung auch in andere Fächer, wenn ihn ſein Genius dazu antreibt, deswegen verſperrt iſt. Die Erfindung und Ausſtattung der Charaktere iſt eine ſehr ſchwierige, aber doch gelungene Operation des menſchlichen Geiſtes, um Alles auf innere, reine Meditation zurückzuführen, und eine Univerſalſprache hervorzubringen, welche die benachbarten aſiatiſchen Völker, die auf gleicher Stufe der Kultur ſtehen, bloß durch das Anſchauen verſtehen, und in ihren verſchiedenen Idiomen ausſprechen. Leibnitz und andere große Gelehrte in Deutſchland haben an Erfindung einer Univerſalſprache gearbeitet, ohne daß es zur Zeit gelungen wäre.

Ob nun dieſes den Chineſen gelungen ſei, darüber mögen die urtheilen, welche Fortgänge in ihrer Sprache und ihren Schriftzeichen gemacht haben. Durch die deutſche Erfindung der Steindruckerei haben wir bereits eine fixirte Charakterzeichnung. Wir nähern uns dadurch der chineſiſchen Druckerkunſt. Man ſchreibt ſchneller als man Buchſtaben ſetzt. Wer weiß, ob nicht vielleicht die Steindruckerei jene mit beweglichen Buchſtaben am Ende verdrängen wird.

Digitized by Google

Beitrag zur Geschichte der Länderkultur, in besonderer Beziehung auf die in Ungarn und Oesterreich gelegenen Herrschaften des Fürsten Joseph Palffy von Erdöd und deren Verwaltung durch den Güter-Regenten Herrn Nikolaus von Lacsny.

Es gibt wohl kaum ein höheres Verdienst um Staat und Menschheit, als die Urbarmachung öder Landstrecken, die Bearbeitung vernachlässigter Erdstriche und die Vervielfältigung der Mittel zum leichtern Absatze und Umtausche der Erzeugnisse menschlicher Betriebsamkeit. Ein solches Verdienst strahlt um so reiner und herrlicher in den Blättern der Kulturgeschichte, als es gar oft von der entbehrenden Mitwelt verkannt, und erst von der geniessenden Nachwelt als segenbringend gepriesen wird. Wie es einerseits patriotischen Eifer, kräftigen Willen zur Förderung und Einsicht zur Anerkennung des Guten, thätige Menschenliebe und uneigennützige Geldopfer voraussetzt, so fordert es anderntheils umfassende Kenntnisse, Scharfblick, richtige Beurtheilung in der Auswahl und Angabe der nöthigen Hilfsmittel, Karakterfestigkeit, Muth, Ausdauer, Fleiß und unüberwindliche Beharrlichkeit in Bekämpfung der Vorurtheile und Besiegung der Hindernisse. Heil dem Landstriche, dem die Vorsehung zum Besitze und zur Verwaltung zwei Männer geschenkt hat, die alle jene Eigenschaften in sich vereinen und sie zum Wohle so vieler Tausende der gegenwärtigen und künftigen Geschlechter anwenden, indem sie die todte Natur beleben, dem gehaltlosen Boden einen Werth abringen und Wüsteneien in Paradiese umwandeln!

Der Fürst Joseph Palffy von Erdöd, einer der mächtigsten Dynasten der österreichischen Monarchie, vertraute zu Anfang des Jahres 1843 seine sämmtlichen in Ungarn und Oesterreich gelegenen Besitzungen der unumschränkten Administration des Herrn Nikolaus von Lacsny. Ueberzählt der erstaunte Blick alle die neuen, zum Theil riesenhaften Schöpfungen, welche in dem kurzen Zeitraume von sechs Jahren auf diesen Herrschaften erstanden sind, so dringt sich unwillkührlich der Zweifel auf, ob man die Millionen spendende Großmuth des Fürsten, oder die unbegrenzte, mit eben so viel Thatkraft als Sachkenntniß verbundene Thätigkeit seines Administrators mehr bewundern soll. — Eine kurze Uebersicht des Geleisteten wird diesen Zweifel rechtfertigen.

Die Herrschaft Plosenstein, so genannt nach einem uralten, auf steilem Fels erbauten Schlosse, ist die bedeutendste der fürstlichen Besitzungen. Sie liegt in der Preßburger Gespannschaft, im Bezirke jenseits des Gebirges, und umfaßt, auf einem Flächenraume von vier deutschen Meilen in die Länge und ungefähr eben soviel in die Breite, 2 Schlösser, 2 Marktflecken, 15 Dörfer, mehrere Mühlen, und im Ganzen 20,476 Bewohner. Der größere Theil dieser Herrschaft bildet die schönsten Gegenden des Preßburger Komitats; im Osten ist sie gebirgig,

Digitized by Google

übrigens flach. Die ziemlich hohen Berge und die langen Thäler, welche in der Richtung von Osten nach Westen den Gebirgszug durchschneiden, daher auch alle Bäche westwärts strömen, sind mit herrlichen Waldungen, vorzüglich von Buchen, bedeckt. Das Gebirg, so sich von der Donau bei Preßburg und Theben nordostwärts durch das Preßburger Komitat erstreckt, gewinnt in dieser Herrschaft die höchsten Punkte. Das linke Ufer des Marchflusses, der Plosenstein drei Meilen weit begrenzt, besteht hier, wie in den übrigen von der March bewässerten Ebnen, aus angeschwemmtem Flugsande, und ist mit Weiden, Pappeln, Erlen, Birken, Espen, Kastanien und Eichen besetzt. Der übrige Theil der Herrschaft, zwischen der March und dem weißen Gebirge, ist nichts als eine ungeheure Sandfläche, ohne Zweifel einst das Bett eines großen Sees, die eine Strecke von 800 Jochen (das Joch zu 1200 Wiener Geviertklaftern) einnimmt. Hier glaubt man sich plötzlich in eine Sandwüste Arabiens versetzt. Schwerfällig und mühsam, besonders bei trockner Witterung, schreitet der Fuß des Wanderers; die Wagenräder sinken mehrere Zoll tief ein, und der leicht aufgeregte feine Flugsand hüllt den Reisenden in eine Wolke von Staub. Weit größer, als diese Unbequemlichkeiten, ist aber der Schaden, den solche vom Winde gejagte Sandwolken über die benachbarten Fluren verbreiten. Beträchtliche Strecken angebauten Landes wurden auf diese Weise in sandige Oeden verwandelt, und Blumenbach spricht in seiner neuesten Landeskunde des Erzherzogthums Oesterreich (S. 130) von dem Flugsande als von einer argen Plage des Landmanns, die jährlich ungeheure Verwüstungen anrichtet.

In dieser gleich unfruchtbaren und verderblichen Sandsteppe feiern nun, nach einem Kampfe von fünf Jahren, Erfindungskraft, besonnener Fleiß und thätige Beharrlichkeit einen entschiedenen Sieg.

Um die Verwüstungen zu hemmen, die Oede nutzbar zu machen, und so den vom Sande verschlungenen Boden von der Natur gleichsam wieder zu erobern, wurden durch weise Anordnung des Herrn von Lacsny, mit Zuziehung des Forstpersonals und des wackern Forstmeisters Röhrich, dem die Ausführung übertragen ist, große Strecken mit verschiednen Baumarten bepflanzt. Im Jahre 1811 ward das Werk begonnen und mehrere Hundert Hände dabei beschäftigt. Welche mühsame und kostspielige Vorrichtungen waren aber nicht nöthig, um nur den Anfang machen zu können? Gegen den Andrang der Sandströmungen, welche die Winde erzeugen, mußten Schutzwehren und Zäune errichtet werden. Dazu bediente man sich geflochtener Haselnußstauden, Birkenfelder und Föhrenzweige, die sämmtlich aus den entfernten karpatischen Gebirgswäldern und von den entlegensten Donauinseln zugeführet wurden. Erst nachdem diese schwierige und durch häufig aufgewirbelte Sandwirbel höchst beschwerliche Arbeit in vielfachen Richtungen vollendet war, konnte an den eigentlichen Zweck, nämlich an die Samenaussaat und Anpflanzung junger Stämme, gedacht werden. Es geschah und mit dem segensreichsten Erfolge. Denn von der Sandfläche, die sonst den Beschauer mit Wehmuth erfüllte, lachen ihn jetzt schon über zwölf Millionen lustig grünender Bäumchen an, unter deren Schutze sich bereits ein Grasteppich gebildet hat, der dem Sande für ewige Zeiten den Ausflug verwehrt.

Digitized by Google

Diese Waldanlagen werden einst Mühe und Kosten um so reichlicher vergüten, da sie in einer stark bevölkerten Gegend statt haben. Auch fährt Herr v. Lacsny mit der rühmlichsten Beharrlichkeit alljährlich fort, die Anpflanzungen weiter auszudehnen, und so seinem Fürsten und sich selbst ein Denkmal zu errichten, das noch die späteste Nachwelt zu Dank, Liebe und Bewunderung begeistern muß.

Ein eben so preiswürdiges und nützliches Unternehmen, das die Herrschaft Plosenstein im Ganzen nicht nur sehr verschönert, sondern auch ihren Werth um ein Beträchtliches erhöht, ist die Anlegung von Kanälen, die Ableitung der Wässer von versumpften Wiesen und die Austrocknung großer Sümpfe.

Es gab in dieser Herrschaft eine Menge sumpfiger Wiesen, die fast gänzlich unbenutzt lagen, weil Arbeiter und Arbeitsvieh zu versinken Gefahr liefen. Die stehenden Gewässer auf diesen ebnen Wiesen, die von den bei jedem Regenguße und durch Schmelzung des Schnees sich anhäufenden Gebirgswässern zurückblieben, überdeckten und verdarben das Grasland. Zwei große, in der dürren Sandstrecke gelagerte Moräste, Bachno genannt, erhielten, theils von den naheliegenden Sandquellen, theils von dem Zuströmen mehrerer Feldwässer, die keinen Abfluß hatten, Dasein und Unterhalt.

Nun sind nicht allein diese beiden Sümpfe, die über 300 Joch messen, ausgetrocknet und in fruchtbare Wiesen und Hutweiden umgestaltet, sondern auch die versumpften Wiesen durch gegrabene Abzüge vom überflüssigem Wasser befreit.

Um diesen grundherrlichen Wiesen sowohl als noch vielen andern, welche den Unterthanen gehören, und auf welchen sich gleichfalls Moräste gebildet hatten, einen leichtern Ablauf der andrängenden Gebirgswässer zu gewinnen, wurde auf Veranstalten des Herrn v. Lacsny und unter der Leitung des kenntnißreichen, bei derselben Herrschaft bedienten Feldmessers, Herrn Jakob von Hangozi, ein tiefer und sehr breiter Kanal von 10,000 Klaftern gezogen, und nebst diesem noch eine Menge kleinerer Seitenkanäle und Ableitungen gegraben, die sämmtlich zum Hauptkanale führen, der sich in den Mühlbach, Rudana, ergießt.

Diese eben so schönen als nützlichen Entwässerungsarbeiten wurden mit einer Summe von 50,000 fl. vollbracht, und durch dieselben der herrschaftliche Wiesenbau allein auf einen solchen Grad der Kultur gesteigert, daß dessen jährlicher Ertrag um 50,000 Zentner vermehrt wurde. Zählt man dazu noch den Nutzen, welchen die Landleute aus ihren verbesserten Grundstücken ziehen, so sind die Vortheile nicht zu berechnen.

Was aber dieses kostspielige Unternehmen zu einem wahrhaften Werke der reinsten Menschenliebe erhebt und es ganz besonders verdienstlich macht, ist der Umstand, daß es in den bedrängten Jahren 1816 und 1817 begonnen und größtentheils ausgeführt wurde. Hier fanden die armen Gebirgsbewohner, die sonst nur Auswanderung oder Hungertod vor sich sahen, Arbeit und Nahrung. Heil ihren Rettern!

An diese größern reihen sich eine Menge kleinerer, obschon nicht minder nützlicher Anstalten

Digitized by Google

und Verbeſſerungen, die durch Herrn von Lacsny in Vorſchlag gebracht und von dem Fürſten genehmigt wurden.

So ward in der Nähe des Plosenſteiner Kaſtells und Meierhofes von dem geſchickten Mechaniker Beszni, auf einem kleinen Waldbache, eine künſtliche Bretſchneidmaſchine errichtet, die vielleicht ihres Gleichen nicht hat. Dieſe ſehenswerthe Mühle wird vermittelſt eines Waſſerrades, von 6 Klaftern im Durchmeſſer, in Bewegung geſetzt, wodurch viererlei Verrichtungen zugleich bezweckt werden, nämlich

1. werden zwei Klötze auf einmal zu Bretern geſchnitten;
2. wird ein Schleifſtein für eiſerne Wirthſchaftsgeräthe umgetrieben;
3. wird von einer Häckerling-Schneidemaſchine Scheidſtroh zum Häckſel für das veredelte Horn-, Melk- und Peyinier Schaf-Vieh; und endlich
4. in allen Holzgattungen Fourniere für Tiſchler geſchnitten.

Eine unnütze Papiermühle ward in eine Oelpreßfabrik verwandelt, in welcher große Vorräthe von Oel aus Hanf, Rips und andern Sämen, beſonders aus Bucheln, erzielt, und wodurch den umliegenden Bewohnern im Abſatz ihrer Produkte bedeutende Nahrungsquellen eröffnet werden.

Nebſtdem wurden die zerſtreuten herrſchaftlichen Allodial-Aecker und Wieſen, durch Einlöſung der verpfändeten Gründe, konzentrirt, die Wirthſchaftsgebäude ſolid und ihrem Zwecke ganz entſprechend hergeſtellt oder neu aufgeführt, und alle mit Dachziegeln verſehen.

Die unterirdiſchen Bergſchätze der Plosenſteiner Herrſchaft waren dem Naturforſcher ſeither verborgen und unzugänglich geblieben. Auch mit der Unterſuchung und Zutageförderung dieſer Schätze ward im vorigen Jahre ein erfreulicher Anfang gemacht. Der mit ſteilen und grauſen Klippen bedeckte Nachſtuben verbirgt in ſeinem Eingeweide eine große Höhle von Tropf- und Kriſtall-Steinen, die nur von oben eine enge Oeffnung hatte, und von da bis zum Boden ſenkrecht 19½ Klaftern tief iſt. Um künftig bequem zu dieſer Höhle gelangen und in derſelben weitere Nachforſchungen anſtellen zu können, wird nun mit einem namhaften Koſtenaufwand ein Zugang von 40 Klaftern in der Länge durch den Felſen geſprengt.

Nicht minder erſprießliche, die herrſchaftlichen Gefälle vermehrende, und zugleich die Landeskultur erhöhende Verbeſſerungen hat Hr. v. Lacsny in den andern beträchtlichen Herrſchaften des Fürſten vorgenommen. Darunter verdienen zwei, welche zur Erleichterung des Handels und Verkehrs abzwecken, beſonderer Erwähnung.

Die über die March gebaute Brücke bei Neudorf, in der Herrſchaft Theben, iſt ſchon im Jahre 1809 ein Raub alleszerſtörender Eismaſſen geworden, und lag bis 1813 im Schutt darnieder. Wagen und Menſchen mußten einen großen Umweg nehmen, und aller Verkehr war beeinträchtigt. Im Sommer deſſelben Jahres wurde endlich, und zwar in der unglaublichen Zeitkürze von ſechs Wochen, eine neue, ſchönere, 150 Klafter lange Brücke durch raſtloſe Thätigkeit und mit einem Koſtenaufwande von 100,000 fl. hergeſtellt.

Digitized by Google

Noch weit bewunderungswürdiger aber iſt der neue Straßenbau auf den öſterreichiſchen Beſitzungen des Fürſten. Dieſer Bau ward zwar vor 30 Jahren ſchon dem verſtorbenen fürſtlichen Vater Karl Palffy von der Regierung erlaubt, aber durch kluge Einleitung des Herrn von Lacsny erſt in den Theurungsjahren 1816 und 1817 begannen und fortgeſetzt, mit einer Summe von 50,000 fl. beſtritten und im J. 1818 vollendet. Die Straße führt über das ganze Gebirg von Wiener-Neuſtadt nach Krumbach bis Kirchſchlag, iſt 30,000 Klafter lang, und wetteifert an Schönheit und Dauer mit den beſten Chauſſeen Europens. Sie gewährt den dortigen, bis dahin faſt von allem Verkehr ausgeſchloſſenen Gebirgsbewohnern die entſchiedenſten Vortheile, indem dieſelben nun einen viel nähern und bequemern Weg, als zuvor über Oedenburg nach Günß, befahren. Der Kaiſer, ſtets geneigt, wahre Verdienſte zu würdigen, hat dem Fürſten, ſowohl wegen der Neudorfer Brücke als wegen des Straßenbaues, ſein allerhöchſtes Wohlgefallen auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe zu erkennen gegeben.

Wie dort im Aeuſſern, ſo bewies Hr. v. Lacsny auch im Innern der Landwirthſchaft die ausgebreitetſten ökonomiſchen Kenntniſſe. Er bereicherte die Güter des Fürſten alljährlich mit 20,000 Stück Obſtbäumen; die Wälder, mit Ausnahme der Sandpflanzungen und Ausſaaten, alljährlich mit 50,000 Setzlingen. Durch Benutzung des Brachfeldes bei eingeführter dreijähriger Düngung und durch Steigerung des Feldbaues vermittelſt Urbarmachung der bisher unbenutzt gelegenen Gründe, erhöhte er den jährlichen Früchteertrag des fürſtlichen Hauſes wenigſtens um 50,000 Preßburger Metzen. Eben ſo werden durch ſeine trefflichen Einrichtungen die Aernten der Heu- und Futtergräſer alljährlich um 100,000 Zentner vermehrt. Der Hornviehſtand, der vor ſechs Jahren noch kaum 300 Stück zählte, zeigt durch die eingeführte Stallfütterung jetzt ſchon auf 1200 Stück, und ſetzt, nach Verlauf von vier Jahren, alljährlich 500 Stück zum Verkaufe ab. Die Schafzucht hat, ſowohl in der Quantität als in der Qualität, in ſolchem Grade gewonnen, daß nicht nur jährlich über 4000 Stück Kappen verkauft werden, ſondern auch der reine Wollertrag die frühern Renten um die Hälfte überſteigt.

Alle dieſe dem fürſtl. Palffy'ſchen Hauſe unmittelbar vortheilhaften Einrichtungen ſind auch mit dem Volksglück und Staatswohl eng verbunden. Möchten ſie darum allgemein beherzigt, anerkannt und nachgeahmt werden! Dann iſt der Hauptzweck ihrer Bekanntmachung erreicht.

Wien, im Juni 1819. G. Gn.

Mannigfaltiges.

Aus der Schweiz.

Des Doktors Schnell Heil- und Bildungs-Anſtalt für Geiſtes- und Gemüths-Kranke und Schwache aus der gebildeten Klaſſe. *)

Daß es in der Schweiz mit allen Arten menſchenfreundlicher und löblicher Unternehmungen vorwärts geht; daß die Stifter trefflicher Anſtalten, ohne Regierungsunterſtützung, durch perſönliche Kraft leiſten, was in andern Ländern oft bloß durch fürſtliche Mittel erzweckt wird: davon gibt auch Dr. Schnell, ausübender Arzt in Wiflisburg (Avenches), Kanton Waadt, einen neuen Beweis.

Seine höchſt beachtenswerthe Anſtalt iſt aus einem höhern Berufe ihres Stifters, Leidenden dieſer Art zu helfen, entſprungen.

Sie iſt eigentlich das Werk ſeines Herzens, mit dem ſich ein feuriges, unternehmendes Genie, eine ausgezeichnete Körperanlage und ein ſeltener pſychologiſcher Takt verbindet, Gemüthskranke zu behandeln.

Hr. Dr. Schnell, nachdem er ſchon während der Zeit ſeines Studiums der Arzneikunde und auf Reiſen ſeine Aufmerkſamkeit auf die Irren gerichtet, und ſich einen großen Reichthum an Kenntniſſen, Beobachtungen und Erfahrungen über die Mittel, ſie zu heilen, geſammelt, begann vor etwa zwölf Jahren (er iſt gegenwärtig ſechsunddreißig Jahre alt) als Phyſikus und Bezirksarzt Einzelne derſelben in die Kur und unter ſeine unmittelbare Aufſicht zu nehmen. Die Heilungen, die er zu Stande brachte, erwarben ihm Vertrauen in ſeinem nähern Kreiſe und einen Ruf.

Dieſer Erfolg gab ſeinen fernern Anſtrengungen das Ziel und beſtimmte ſeine Lebensaufgabe. Er fing an, ſein Unternehmen zu ſyſtematiſiren, führte es auf allgemeine ärztliche, pſychologiſche und pädagogiſche Grundſätze zurück, und entwickelte es immer mehr nach allen Seiten. In ſeiner gegenwärtigen Geſtalt und Ausdehnung ſcheint es eine Stufe erreicht zu haben, auf der es die Aufmerkſamkeit der Menſchenfreunde, die Theilnahme des wiſſenſchaftlichen und ärztlichen Publikums und das Zutrauen derer, die für ſolche Leidende Rath und Hilfe ſuchen, im höchſten Grad verdient.

---

*) Die Schilderung dieſer trefflichen Anſtalt aus der Schweiz mag als Gegenſtück zu jener dienen, welche unlängſt Hufeland aus dem Edinburgh med. Journal (Jul. 1818) von der Priorin und den funfundzwanzig barmherzigen Schweſtern zu Avignon bekannt gemacht hat.

Anm. d. Herausg.

Digitized by Google

Die Zweige deſſelben ſind:

1) Eine prophylaktiſche (vorbauende) und 2) zugleich Heilungsanſtalt für Nervenkranke, Schwermüthige, Phantaſtiſche.

Dieſer Theil der Anſtalt iſt im Wohnhauſe des Arztes ſelbſt, und hat daſſelbe dafür ſo eben neu und bequem einrichten laſſen.

Er ſoll diejenigen, die dem Abgrund der Geiſtesverwirrung ſich nähern, und die, ihren fixen oder regellosen Ideen, Phantaſien und Gefühlen überlaſſen, oder durch Mißverhältniſſe, in denen ſie leben, zerrüttet, in Gefahr wären, in jenen Abgrund zu verſinken, ihm entreiſſen.

Das Bedürfniß und die ungemeine Wohlthätigkeit einer ſolchen Anſtalt kann Niemandem entgehen, der die geiſtigen Zuſtände und Gebrechen unſrer Zeit kennt, Menſchenwürde achtet, weiß, wie viele, oft ſehr ausgezeichnete Naturen dieſer Art, aus Mangel an gehöriger Beſorgung, zu Grunde gehen, und was es auf ſich hat, einen Menſchen im vollen, freien Gebrauch ſeiner Vernünftigkeit, und dadurch ihn ſelbſt der Geſellſchaft und ſeinem Berufe zu erhalten.

Auch ſetzt Hr. Schnell hierein mit Recht die größte Wichtigkeit, und widmet dieſen Kranken, als Menſch und Arzt, eine ausgezeichnete Sorgfalt. Sie wohnen, ſpeiſen, leben bei ihm, und genieſſen ſeines täglichen Umgangs in vollem Maaſe.

Er geht in ſeinem Heilverfahren von dem Grundſatze aus, der Arzt müſſe vor Allem aus, mit warmer Theilnahme und Liebe zum Kranken, ſich in ſeinen Zuſtand und in ſeine Leiden verſetzen, in geiſtige und gemüthliche Wechſelwirkung mit ihm treten, und die organiſirenden und beſeelenden Grundkräfte der Menſchennatur zu einer möglichſt belebten Thätigkeit erheben. Daher wirkt er eben ſo ſehr durch ſeine Perſönlichkeit, ſeine Unterredungen und durch die Umgebungen, in die er ſie ſetzt, als durch körperliche Arzneimittel, auf ihre Heilung.

Das Haus, das ſie bewohnen, iſt ein freundliches Landhaus, wohl eingerichtet, heiter, geräumig, mit Wieſen und Gärten umgeben und mit allem Zubehör verſehen, den Bewohner mit der Natur, mit ſich ſelbſt und mit ſeinen Gefährten in ein harmoniſches Verhältniß zu ſetzen, eine frohe Stimmung in ihm zu nähren, den Körper zu beſchäftigen, und Verſtand, Gefühl, Phantaſie zu wecken, zu befriedigen und zu beſänftigen.

Jeder Kranke hat ein beſonderes, heizbares Zimmer, Abwart und Pflege nach Bedürfniß, auch gewöhnlich einen beſondern Wärter.

Die Zahl der aufzunehmenden Kranken iſt mit weiſer Mäßigung auf den Zweck berechnet, und auf acht bis zehn Individuen beſchränkt.

2) Ein weiterer Zweig ſeiner Unternehmung iſt die Heilanſtalt Wahnſinniger, eigentlich Irrer.

Sie befindet ſich im Schloſſe der Stadt Wiflisburg, deſſen hohe, abgeſonderte Lage, Ausſicht, innere Einrichtung und Umfang jede nöthige Vorrichtung geſtatten, und den heilſamen Einfluß derſelben begünſtigt. Das Schloß iſt ſowohl zur Sicherheit als zu einem, nach Maasgabe des Zuſtandes des Kranken, möglichſt erträglichen, ja anmuthigen und erfreulichen Wohnſitz

Digitized by Google

eingerichtet. Es beſitzt den in ſolchen Anſtalten nöthigen Apparat und andere von der Erfindungsgabe und ſelbſtthätigen Beobachtung des Arztes zeugende Maſchinerien, um gewaltthätige Ausbrüche der Krankheit unſchädlich zu machen, die Einbildungskraft der Kranken in nöthigen Fällen zu erſchüttern, ihre Vorſtellungen zu fixiren, ſie von ihnen ſelbſt und ihrem Zuſtande ab auf einfache, naturgemäße, ein angenehmes Geiſtes- und Thätigkeitsſpiel regende Gegenſtände, Beſchäftigungen und Zerſtreuungen zu leiten, ſie ſo ſtufenweiſe zum klaren Bewußtſein und Genuß des Daſeins zurückzuführen.

Als Arzt kennt Hr. Schnell das Weſentliche, was Literatur und Arzneimittellehre der alten und neuern Zeit in dieſem Fache der Heilkunſt aufſtellen, beſonders auch die neueſten Verſuche und Unternehmungen darin in Deutſchland, England, Italien, Frankreich und Amerika. Seine freie Anſicht und ſeine Vertrautheit mit den phyſiſchen und pſychiſchen Heilmitteln und ihren Wirkungen in einem weiten Umfange, ſetzen ihn in den Stand, jeden Kranken mit individuellem Sinn aufzufaſſen und zu behandeln. — Der Blitzblick der Geiſtesgegenwart, wo ein plötzlicher Ausbruch überraſchender Krankheitserſcheinung eben ſo ſchnelle Entſchloſſenheit fordert, Ernſt, Feſtigkeit und Ausdauer, wie ſie ein reiches Gemüth bei klarer, beſtimmter Auffaſſung des Uebels gibt, kurz, die Herzlichkeit mit Willensſtärke im ſeltenen Grad einigende Perſönlichkeit des Arztes iſt hier ebenfalls ein mächtiger Hebel.

Von vielen Arten mechaniſcher Beſchäftigungen, ſowohl häuslicher und induſtrieller, als im Land und Gartenbau, welche Lage, Perſonal- und Ortsverhältniſſe darbieten, wird Gebrauch gemacht. Ihr Zweck iſt, die Bewegungen und Gefühle der Kranken an das Leben und ſeine Bedürfniſſe, an die Natur und die Geſellſchaft zu knüpfen, und ſo das Bewußtſein derſelben gleichſam von den einfachſten, unterſten Elementen ihrer Entfaltung an bis zur völligen Beſonnenheit zu ſteigern.

Sobald dieſer Zweck in demjenigen Grad erreicht iſt, der mit einiger Sicherheit auf fortſchreitende Geneſung ſchließen läßt, werden die Kranken in erweiterte Verhältniſſe geſetzt, und gleichſam wie Kinder, deren Daſeinskreis ſich allmählig ausdehnt, für ihren Wiedereintritt in die bürgerliche Geſellſchaft vorbereitet, geſtärkt und erzogen. Dieß geſchieht zum Theil durch ihre Einführung in Familien, von denen mehrere der würdigſten in Wilisburg den Zwecken Hrn. Schnells ächt menſchenfreundlich die Hand bieten. Oder der Geneſende wird nun zugleich in die prophylaktiſche Anſtalt aufgenommen, von wo aus er dann, nach vollkommen eingetretener Geneſung, in den Kreis ſeiner Familie zurückkehrt.

Praktiſch bewährt ſich die Heilmethode des Hrn. Schnell durch das Reſultat derſelben. Nach ſorgfältig geführten Tabellen ſind bisher über zwei Drittheile aus der Anſtalt geheilt entlaſſen worden.

In Betreff der Pflege hat jeder Kranke ebenfalls in der Regel ſein eigenes Zimmer und ſeinen beſondern Wärter.

Ueberdies arbeitet Herr Schnell ſeit längerer Zeit dahin, dem Ganzen ein bleibendes,

Digitized by Google

durch seinen Unterricht leitungsfähiges und der Absicht entsprechendes Dienstpersonal zu erhalten und zu bilden.

An der Spitze der häuslichen Verwaltung und Krankenpflege steht ein gebildetes Frauenzimmer, das sich aus Ueberzeugung für die Sache zu dieser heroischen Selbstaufopferung entschloß.

3) Die Versorgungsanstalt für Unheilbare.

Herr Schnell will die Pflicht der Gesellschaft gegen diejenigen Mitglieder derselben, die, aus ihr gleichsam gefallen, dennoch Menschen bleiben, und gerade deswegen den höchsten Anspruch auf Mitleid und Versorgung haben, erfüllen. Sein Zweck ist hierbei doppelt: ihnen selbst noch allen Genuß und alle Vortheile eines menschlichen Daseins zu geben, dessen sie, wenn gleich bewußtlos, fähig sind; und dann der Gesellschaft den Gräuel des Anblicks eines Wesens, das Mensch heißt, und doch außer der Menschheit und unter der Menschlichkeit erscheint, zu ersparen. Dies darf und soll nicht dadurch geschehen, daß der Kranke aus der menschlichen Gesellschaft verschwinde; sondern dadurch, daß ihm die Gestalt der Menschheit, die Form der Menschlichkeit angebildet werde und bleibe, daß er wenigstens als Automat sei, was der besonnene Mensch als Autokrat ist, und als solcher äußerlich nach der Ordnungs- und Thätigkeitsregel, die er befolgen muß und die ihm unaufhörlich eingeübt wird, erscheine.

Diese Kranken wohnen nicht bei einander, sondern leben getrennt in mehrern Partikularhäusern, bei Menschen, die nicht bloß das niedere Interesse berücksichtigen, sondern die ein höherer Antrieb zu diesem Berufe ansport.

Eigentlich Tolle und Wüthende können natürlicherweise in diese Anstalten nicht aufgenommen werden. Auch sie jedoch sind von Herrn Schnells menschenfreundlichen Entwürfen nicht ausgeschlossen. Er hat für vier solcher Unglücklichen versuchsweise ein eigenes Lokal bestimmt, das darauf eingerichtet ist, ihre wilde, zerstörende Kraft auf eine Reihenfolge nützlicher Anstrengungen abzuleiten.

Die Ausführung dieses Theils des Ganzen hängt insonderheit von einer öffentlichen Anerkennung seiner Zweckmäßigkeit ab. Referent wünscht daher von Herzen, die Aufmerksamkeit nicht bloß von Privatpersonen, sondern von schweizerischen Regierungen darauf zu richten. Da der zu einer Unternehmung im Großen dieser Art bewährte Mann und selbst der Ort dazu gefunden ist, was bindert, daß sie ihn zur Mittheilung seiner Ansichten und Vorschläge auffordern, und dieselben wenigstens der Prüfung Sachkundiger unterwerfen?!

4) Der neuerlich hinzugekommene, vielleicht am vorzüglichsten ansprechende Zweig des Unternehmens ist eine Erziehungsanstalt für stumpfsinnige Kinder.

Diese ist zum Bildungsversuch derjenigen von der Natur geistig und körperlich Verwahrlosten bestimmt, bei welchen die Vegetation des Gehirns gehindert ist, und aus Mangel an zweckmäßiger physischer und psychischer Aufregung auf einer so niedrigen Stufe stehen bleibt, daß das kranke Individuum sich selbst aus der Stumpfheit und Blödsinnigkeit nicht herausarbeiten kann.

Der wechselseitige Einfluß, der zwischen Körper und Geist statt findet, die sichere, auf Erfahrung sich gründende Wahrheit: daß körperliche Krankheiten durch die Macht des Gemüthes gehoben, daß durch körperliche Heilungen Fähigkeiten und Kräfte des Geistes hervorgerufen und Hindernisse ihrer Entfaltung unmittelbar beseitigt werden; die Thatsachen endlich, die Herr Schnell diesfalls selbst bei Behandlung seiner Kranken von diesem Einflusse gesehen und erfahren, haben ihn dem Gedanken einer Vereinigung der Arzneikunst und Erziehung für diese Art von Kranken vorzüglich gereizt. In seinen Ansichten und seiner Behandlung der Menschennatur selbst wesentlich Pädagog, hat er daher in Verbindung mit einem Geistlichen und Erzieher an seinem Orte eine Erziehungsanstalt für das genannte Bedürfniß errichtet.

In diesem Institute soll die elementarisch-stufenweise Anregung und Uebung der Sinne und Kräfte des Kindes, nach Maasgabe der Bedürfnisse seiner unvollkommenen Organisation, mit

Digitized by Google

der Einwirkung allgemeiner und örtlicher, körperlicher Reize und Arzneimittel gleichen Schritt gehen, ſo wie dieſe theils durch die beſondere Art der krankhaften Organiſation des Kindes, theils durch eine ſorgfältige Beobachtung des zu ergreifenden Zeitmomentes zur Heilung angezeigt ſind. Das Lokal dieſer Anſtalt iſt vorläufig ein Partikularhaus in der Stadt Wiſiſburg.

Die Vorzüge eines ſo umſichtigen und weitſchichtigen, dabei von einer Grundanſicht aus geordneten, ineinandergreifenden, durch das Weſen und den Geiſt ſeiner Mittel und Reſultate ſich bedingenden Unternehmungsganzen bedürfen keiner weitern Ausführung. Sie liegen in der Natur der Sache und gehen aus den Eigenſchaften, die der Unternehmer einer ſolchen That beſitzen muß, und ohne die er ſie nicht einmal verſuchen könnte noch möchte, hervor. Der Unternehmer ſelbſt wird vermuthlich in einer künftig erſcheinenden Flugſchrift von den Grundſätzen, dem Entwickelungsgange und den vielen Schwierigkeiten, die ſich von allen Seiten der Ausführung entgegenſtellten, ausführlich Erwähnung thun.

Vorläufig verdient indeſſen hervorgehoben zu werden, wie ſehr in Hinſicht der Gemüthskranken das ganze Verfahren in der That und Wahrheit nicht nur auf Menſchlichkeit, ſondern auf einer tiefen praktiſchen Erfaſſung der Grundtriebe und Bedürfniſſe der Menſchennatur ruhet. Der Arzt kennt und benutzt nicht bloß überhaupt die Triebfedern und Spannkräfte der menſchlichen Natur mit pſychologiſchem Tief- und Scharfblick: er macht ganz vorzüglich, wo es immer angeht, nur von den edlern des Gemüthes und Geiſtes Gebrauch.

Durch ſeine hohe Ahnung des Weſens ächter Heilkunde: die organiſirenden, den menſchlichen Organismus geſtaltenden und erhaltenden Prinzipien zu bethätigen und ihnen freien Spielraum zu verſchaffen, begeiſtert, ſucht er ſich mit dem Kranken in ein unmittelbares Gefühlsverhältniß zu ſetzen. Allein er iſt unendlich weit entfernt davon, dieſe Bethätigung in der Phantaſie und den Gefühlen ſelbſt zu finden, und ſich Phantaſien und Gefühlsſpielen zu überlaſſen. Im Gegentheile führt er den Kranken überall auf das ſtrenge Geſetz der Wirklichkeit und Nothwendigkeit in allen ſeinen Verhältniſſen zurück, und feſſelt auf dieſem Wege ſein Zutrauen und ſeine Liebe, indem er dieſes Geſetz mannigfaltig nach Erziehungsgrundſätzen befleidet und dieſes Erziehungsgeſchäft durch gehörige Pflege des Körpers, durch paſſende Arzneien, durch Einwirkung geſunder Luft, durch Bewegungen und durch geſunde, heitere Umgebungen unterſtützt, kurz, durch alle Mittel, welche eine durchaus nüchterne Lebensanſicht und der geſunde Verſtand, von der Erfahrung geleitet, vorſchreibt.

Körperliche Schreck- und Zuchtmittel wendet er nie ſchmerzhaft zur Züchtigung und Strafe, ſondern bloß zur Bändigung und Hemmung thieriſcher Ausbrüche und zur Aufreizung bei Abſtumpfungen an. Er bewahrt den Kranken eben ſo ſorgfältig vor Schande als vor Schmerz, und erſpart ihm, ſo viel möglich, beſchämende und traurige Erinnerungen. Er ehrt mit Gewiſſenhaftigkeit die menſchliche Natur bis auf die letzte Spur ihres zerrütteten Daſeins, und ſeine innige Sorgfalt umfaßt nicht nur ſeine Augenblicksbedürfniſſe, ſondern nimmt auf ſeinen ganzen Zuſtand als Menſch und Glied der bürgerlichen Geſellſchaft, auf ſeine Vergangenheit und Zukunft, eine eben ſo eindringende als zarte Rückſicht. Die meiſten Kranken ſind ihm daher auch mitten in ihrer Verwirrung ergeben, und leiſten ihm willig Gehorſam. Geheilt ſind ſie ihm, wegen ſie überhaupt nur ſittliche Gefühle, mit der innigſten Anhänglichkeit ergeben. Einige ſiedeln ſich in Wiſiſburg an, um in ſeiner Nähe zu bleiben; Andere, wenn ſie Rückfälle befürchten oder von ihnen getroffen werden, tragen von ſelbſt darauf an, zu ihm zurückzukehren. Sogar bedeutende Vergabungen von ſolchen haben ſchon ſtatt gefunden, um dem Stifter für ſeine Unternehmung Vorſchub zu leiſten.

Noch heben wir die ſchon angedeutete Eigenſchaft dieſer Anſtalt, ihre innere Einheit bei dem Anfange ihrer Geſichtspunkte, die Vereinigung des Ganzen auf einem Punkt mit der Verbindung der einzelnen Punkte zu einem wohlthätigen Ganzen, heraus. Indem der Kranke ganz

Digitized by Google

individuell, nach seinen besondern Bedürfnissen behandelt wird, nützt er selbst wieder als Werkzeug zur Förderung des allgemeinen höhern Zweckes der Anstalt. Keine Beobachtung an ihm soll verloren gehen. Seine Heilung muß der Wissenschaft und der Menschlichkeit, wie ihm selbst dienen. Dieses Gefühl kann zuweilen selbst dazu beitragen, Schwungkraft zu geben seiner moralischen Natur, indem auch sein Jammer ein Samenkorn wird eines bessern menschlichen Zustandes und künftiger Rettungen. Ausser der immer regsamen Phantasie, der unermüdeten Forschung und der unerschöpflichen Liebe des Arztes gegen seine Kranken: kurz der Begeisterung, womit er sein Werk treibt, trägt seine glückliche Lage wesentlich zu seinem Ziele bei; ja sie ist eine Grundbedingung der Erreichung derselben. Da die ganze Unternehmung lediglich sein Werk, eine freie Schöpfung seines Geistes ist: so stört auch nichts ihren Zusammenhang und die Uebereinstimmung ihrer Theile. Die Werkzeuge stehen in seiner Vollmacht. Die Hände sind ihm durch keine Art von Vorschriften, von feststehender Organisation, von fremder Einmischung und äusserer Hemmung gebunden. Er geniesst des sichern Schutzes der Regierung, die auf die liebreichste Weise sich in jedem vorkommenden Falle bereit gezeigt hat, ihm ihre Autorität zu leihen. Die Bewohner der kleinen Stadt, die in ihm und seinem Werke selbst Ehre und Vortheil finden, nehmen einen fördernden Antheil daran. Alles trägt dazu bei, dasjenige Vertrauen und die Ueberzeugung einzuflößen, welche einem Unternehmen dieser Art Fortbestand und Entwickelung gewährleisten.

Die große herrliche Tendenz des Unternehmers darf kaum bezweifelt werden. Die Beobachtungen, die Referent wiederholt und anhaltend an Ort und Stelle selbst machte, haben ihn überzeugt, daß bis jetzt wenigstens bei Hrn. Schnell keine Art von Charlatanismus obwalte, sondern ein eifriges Ringen, ein redlicher Kampf um das Höchste, d. h. um das Rechte in der Kunst und im Leben.

Seine Anstalt erzieht und bildet zugleich den Kranken, den sie heilt, als menschlich-sittliches Wesen. Sie dient ihm aufs Neue zur Vorbereitungs- und Uebungsschule fürs gesellschaftliche Dasein. Sie erfüllt eine heilige Pflicht der Gesellschaft gegen die Beklagenswürdigsten aller Geschöpfe, die unheilbaren Wahnsinnigen, so wie eine Pflicht der Gesellschaft gegen sich selbst im Bezug auf diese Unglücklichen, auf die würdigste Weise. Sie geht auf die erhabenste aller Eroberungen, auf die Herrschaft der Vernünftigkeit, auf die Erweiterung des Gebiets freier Persönlichkeit aus. Sie öffnet eine Fundgrube der Menschenkenntniß im weitesten Sinne, indem sie die Geistes- und Körperkrankheiten in ihrer Wechselwirkung von einem höhern Standpunkte aus zu behandeln und der thierischen Gewalt der Natur, die im Innern der menschlichen Organisation selbst über das Menschengeschlecht wüthet, ihre Opfer zu entreissen sucht. Sie befriedigt für stumpfe und blödsinnige Kinder ein Bedürfniß, für das es unsers Wissens noch keine Anstalt gibt. Sie bereitet endlich in den Wärtern und Pflegern der Kranken gebildete Werkzeuge für solche Kranke, die bis jetzt gewöhnlich nur Quäler fanden.

Unsre Zeitperiode, die unverkennbar eine Entwicklungs- und Uebergangs-Periode zu einer neuen Gestaltung des geistigen Daseins ist, zeichnet sich durch Geisteskrankheiten aus. Wird das Vaterland, werden die Zeitgenossen denen, die, tiefern Sinnes, das Wesen dieser Periode und ihre Erscheinungen auffassen, und sie zur Förderung des Ganges der Menschennatur zu ihrem Ziele mit Liebe und Treue benutzen, werden sie solchen Männern nicht mit Achtung und Handbietung entgegenkommen?

B. im Mai 1819. R.

Digitized by Google

Inhalt des dreizehnten und vierzehnten Heftes.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Protestanten in Ungarn. S. 323
Zur Geschichte der Verschwörung gegen Paul I. und der Thronbesteigung Alexanders I. — 340
Sorge der tatarischen Eroberer China's für die Erhaltung ihrer Muttersprache. Nachrichten über China's Sprache, Druckerei, Papier und Hofzeitung. — 352
Beitrag zur Geschichte der Länderkultur, in besonderer Beziehung auf die in Ungarn und Oesterreich gelegenen Herrschaften des Fürsten Joseph Palffy von Erdöd und deren Verwaltung durch den Güter-Regenten Hrn. Nikolaus von Lacsny. — 358
Mannigfaltiges. Aus der Schweiz: Des Doktors Schnell Heil- und Bildungs-Anstalt für Geistes- und Gemüths-Kranke und Schwache aus der gebildeten Klasse. — 363

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Convert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Converts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1819.

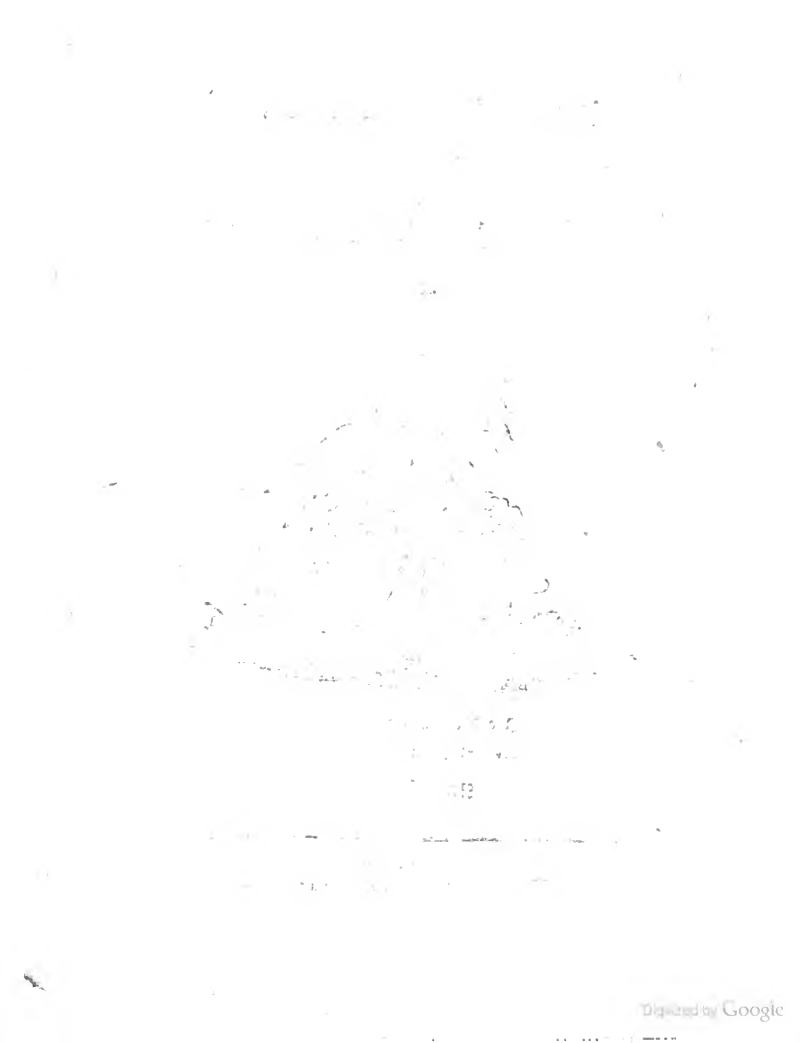
Erstes und zweites August-Heft.

Nro. 15. u. 16.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google


Digitized by Google

Amerikaniſche Skizzen.

Eine Anzahl britiſcher Familien ſandte einen ihrer Landsleute, den Herrn H. B. Fearon, mit dem Auftrage nach den vereinten Staaten von Amerika, über Alles genaue Erkundigungen einzuziehen, was die Verhältniſſe der Auswanderungen und das Schickſal der Auswanderer betreffen könnte. Der Reiſende hat in den Jahren 1817 und 1818 das Land ſeiner Unterſuchungen in verſchiedenen Richtungen (bei 5000 engl. Meilen Weges) durchwandert, und die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen in acht an die Kommittenten erſtatteten Berichten dargeſtellt, welche zu Ende des vorigen Jahres unter der Aufſchrift: Sketches of America, in London gedruckt wurden, und denen die nachfolgenden Angaben entnommen ſind.

New-York wird ein Freiſtaat genannt, und mag dies, der Theorie nach oder in Vergleichung mit den ſüdlichen Staaten, allerdings ſein. Lieſt man aber in engliſchen Tagblättern Anzeigen, wie die zwei folgenden, die ich dortigen Zeitungen abſchreibe, ſo würde man wohl mit Recht daraus ſchlieſſen, die Sklaverei ſei nur dem Namen nach, nicht aber wirklich abgeſchafft.

„1. Zu verkaufen. Eine dreiſſigjährige Weibsperſon, die für einen Dienſt in der Stadt oder auf dem Land gleich brauchbar iſt, und die man verkauft, weil ſie einen andern Platz wünſcht. 2. Zu verkaufen oder zu entlehnen. Ein junger Menſch, nüchtern, ehrlich und von guter Aufführung, der zum Kalei oder Kammerdiener gezogen werden kann.“

Die ſchwarzen Einwohner dieſer Stadt, deren Zahl groß iſt, haben eine Geſellſchaft gebildet, die ſich nach Wilberforce nennt, welchen ſie als den Retter ihres Stammes betrachtet. In der Wohnung des Hrn. Bradiſh ſah ich einen einzigen weiſſen und etwa achtzehn ſchwarze Bediente. Ein Negerknabe von ſechs Jahren, der uns öfters beim Thee bediente, zog durch ſeine Behendigkeit und Stärke meine Aufmerkſamkeit an ſich. Auf der Treppe begegnet man ſtets mehrern Negerinnen. Bei Tiſch war ein Bedienter auf vier Perſonen berechnet, dabei aber ſo wenig Ordnung und Aufmerkſamkeit, daß man mit Mühe, was man bedurfte, erhielt.

Kurz nach meiner Ankunft in New-York trat ich in die Bude eines Haarkräuslers. Während dieſer, ein Schwarzer, mir die Haare ſchnitt, kam ein alter, wohlgekleideter Neger in die Stube und ſetzte ſich. Der Barbier fragte: ob er ſeinen Herrn ſprechen wolle, der auch ein Neger war. Der Alte erwiederte, er wolle ſich die Haare ſchneiden laſſen. Der Barbierer antwortete ſeitwärts, mit verächtlichem Ton und Geberde: „Wir ſchneiden hier keinem Schwar-

jen die Haare, mein Herr.“ Der arme Mann ging stillschweigend weg, aber, wie mir schien, gekränkt und beschämt. Ein solcher Vorgang befremdete mich, und ich sagte dem Barbierer: wenn er den Mann meinetwegen fortgeschickt hätte, so möchte er ihn doch zurückrufen. Erstaunt sah mich jener an und sprach: „Es ist ihnen damit nicht Ernst, mein Herr.“ Ich versicherte ihn des Gegentheils und bezeugte ihm, wie leid es mir thue, zu sehen, daß er dem guten Mann den verlangten Dienst darum abschlage, weil seine Hautfarbe dunkler als die meine sei. Abermals hielt er in seiner Arbeit inne, sah mich ein paar Sekunden starr an, und sprach dann: „Ah, jetzt verstehe ich; alles, was sie da sagen, ist sehr elegant, *) und Sie sind ein eleganter Herr; aber gewiß sind Sie ein Ausländer.“ — Ich bin ein Britte, und in England haben wir keine Sklaven. — „O ja, ich sehe recht gut, daß Sie nicht in Amerika erzogen sind; bei Ihnen jenseits der See ist man für die farbigten Menschen gut gesinnt und nicht so stolz, obgleich man dazu wohl eher berechtigt wäre; Sie wissen aber nicht, daß, wofern mein Herr den Negern die Haare schneiden wollte, er alsbald alle seine weißen Kunden verlieren würde, die armen wie die reichen. Doch ist dieß Alles Ihnen gewiß recht gut bekannt, weil Sie ein eleganter Herr sind.“ — Ich versicherte ihn, daß, was er erzähle, mir ganz neu sei, an der Wahrheit der Sache aber zweifle ich nun gar nicht. — „Und Sie kommen also eben erst aus England? Ich hätte es wahrlich aus Ihrer Sprache errathen. Sie sprechen so gar nicht hart. Sie müssen ein sehr eleganter Gentleman sein, um so gut zu sprechen. Sagen Sie mir doch gefälligst Ihre Wohnung, ich werde Sie mit etlichen schwarzen Freunden besuchen.“

Bei Tisch machte ich Bekanntschaft mit drei Amerikanern, zwei Rechtsgelehrten und einem Arzt, alle drei gebildete Männer. Ich erzählte ihnen die Geschichte von dem aus der Barbierstube gewiesenen Neger, die ihnen völlig in der Ordnung zu sein schien, indem alle einstimmig versicherten, sie würden keine Haarkräuslerbude betreten, wo ein Neger bedient würde. Die drei Herren waren auch nicht etwa aus den Südstaaten, sondern alle in New-York angesessen. Ich hatte Mühe, meine Empfindungen nicht laut werden zu lassen, doch schien es mir besser gethan, den stillen Beobachter zu machen. Sie lachten über die Lobrede, die der Bartscheerer meiner Sprache gehalten hatte, ohne auch darin etwas Außerordentliches zu finden.

So wie die Neger nicht in den Kirchen zugelassen werden, worin sich die Weißen versammeln, so wird man auch nie weiße Menschen mit schwarzen zusammen speisen oder spazieren sehen. Ueberhaupt ist die Sklaverei im Staate von New-York auf dem Papier zwar abgeschafft; politisch und in der That aber sind die Neger immer noch Sklaven, wie zuvor.

Während meines Aufenthalts in New-York machte ich öftere Besuche in Jersey, auf der Südseite des Hudsonflusses. Eine treffliche durch Dampf bewegte Fähre verbindet beide Staaten, so gut wie eine Brücke thun könnte. Newark hat, mit Inbegriff der Sklaven, ungefähr 8000

*) Mighty elegant. Es scheint das Wort elegant ein sehr geläufiger Ausdruck der amerikanischen Salonunterhaltung zu sein.

Einwohner; es iſt eine Manufakturſtadt von einiger Bedeutung; man verfertigt darin viele Kutſchenwagen; ich ſah einen vorzüglich ſchönen, welcher für einen Patrioten-Häuptling der inſurgirten ſpaniſchen Provinzen beſtellt war.

Um die Beſitzung des Hrn. v. Wint, von der ich ein andermal ſprechen werde, zu beſuchen, belegte ich einen Platz in dem Dampfboote des Kanzlers Livingſtone. Man bezahlt drei und einen halben Dollar für ſechszig Meilen Weges. Um fünf Uhr Abends fuhren wir ab, und um ein Uhr Morgens war die Fahrt vollendet. Kaum dürfte dieſem Gebäude, daß mit Recht ein ſchwimmender Palaſt heißen kann, bis dahin ein anderes gleich kommen. Seine Länge beträgt 325, und ſeine Breite 50 Fuß. Die Dampfmaſchine hat achtzig Pferdeſtärken. Das Fahrzeug enthält 160 Betten, nebſt 40 andern Plätzen. Die Damen haben abgeſonderte Zimmer, ohne Gemeinſchaft mit den Männern. Auf dem Verdeck ſind Zimmer zum Tabakrauchen, Magazine u. ſ. w. Die innere Einrichtung iſt überaus zierlich.

Die ſo zweckmäßigen und menſchenfreundlichen Straf- und Beſſerungs-Anſtalten in den Zucht- und Gefängniß-Häuſern von Philadelphia ſind hinlänglich bekannt, und ich will darüber kurz ſein. Der Kerkermeiſter begleitete mich beim Beſuch des Hauſes, und erklärte mir alle ſeine Verhältniſſe. Was ich zu ſehen bekam, war mir überraſchend neu, und ich wäre verſucht, den Anblick entzückend zu nennen, wofern die Erinnerung der Verkehrtheiten und Verbrechen, welche dem Ganzen zum Grund liegen, ſich nicht beimiſchen würde. Welch' ein Abſtich zwiſchen dem, was ich hier ſah, und dem, was ich in den Gefängniſſen von London geſehen hatte! Statt der gehäſſigen Auftritte von Trägheit, Schwelgerei und Spiel, fand ich hier überall Fleiß, Nüchternheit und Ordnung. Der Umfang des Gefängnißhauſes kann für eine kleine Manufakturſtadt gelten. Im Vorhof iſt eine Steinhauer-Werkſtätte errichtet, worin weiß Neger arbeiten. Wenn man dieſe alſo abgeſondert und zu ſtrengerer Arbeit verurtheilt ſieht, ſo glaubt man anfangs, ſie dürften, ſei es von den Nichtern, ſei es von den Gefängniß-Aufſehern, mit beſonderer Härte behandelt werden; der Unterſchied beruht aber darauf, daß die wenigſten Neger ein Handwerk erlernt haben, und daß man ſie demnach zu Arbeiten, die keines frühern Unterrichts bedürfen, gebrauchen muß.

In den Arbeitsſälen iſt die Zahl der weißen Sträflinge ungleich viel größer, ſo daß, wie leicht zu erachten, unſre ſchwarzen Brüder für die Begehung von Verbrechen keine ausſchließlichen Vorrechte geltend machen. Der Arbeitsertrag der Gefangenen reicht großentheils für den Unterhalt der koſtbaren Anſtalt aus. Manche Sträflinge bilden ſich während ihrer Verhaftzeit Erſparniſſe, welche ihr nachheriges Gewerbe erleichtern. Denen, die ſich gut aufführen, wird die Strafzeit verkürzt, und ſchon viele ſind nach Abfluß derſelben nützliche Glieder der Geſellſchaft geworden. So oft ich einen Sträfling den Kerkermeiſter anreden hörte, geſchah es zutraulich und achtungsvoll zugleich. Dieſer iſt ein einfacher, verſtändiger und ehrbarer Mann, der gut, jedoch nicht übermäßig bezahlt iſt. Ich bin überzeugt, er würde es für eine Beleidi-

Digitized by Google

gung angesehen haben, wenn ich ihm Geld geboten hätte. Wie groß ist auch hierin der Abstich gegen die Kerkermeister in England, deren Mehrzahl leicht schlimmer sein dürfte, als die ihrer Obhut anvertrauten Sträflinge sind. Hoffentlich bleibt das Vorbild von Pensylvanien nicht mehr lange für England verloren. Die Erfahrung hat hier die Wahrheit zu Tage gelegt, daß Mißhandlungen, Strick und Galgen weder die wirksamsten, noch die wohlfeilsten Strafmittel sind; wenn Britannien sich den Ruf einer aufgeklärten Staatseinrichtung sichern will, so muß es seine, dem Land und dem Zeitalter zur Schande gereichenden Strafgesetze verbessern. Ein seltsam auffallender Zug in den Gefängnissen von Philadelphia bleibt es immerhin, daß auch hier sogar die farbigten Sträflinge mit den weißen nicht zusammen speisen, weil die letztern sich dessen weigern.

Von diesem Sammelplatze des sittlichen trat ich auf den des physischen Elends. Auch die Spitalanstalt macht Pensylvanien Ehre, zumal durch die vorzüglichen, allgemein geachteten Aerzte, welche ihr vorstehen. Das Verzeichniß der Kirchen, worin sich die verschiedenen Sekten der Einwohner von Philadelphia versammeln, ist folgendes: die schwedischen Lutheraner haben eine, die Quäcker drei, die freien Quäcker eine, die High-Quäcker eine, die Wiedertäufer vier, die Bischöflichen vier, die Presbyterianer fünf, die Römisch-Katholischen vier, die deutschen Lutheraner sechs, die mährischen Brüder eine, die Covenants eine, die Methodisten drei, die Universalisten eine, die Unitarier eine, die Independenten eine, die Juden eine, — endlich dann die schwarzen Methodisten zwei, und die schwarzen Bischöflichen eine Kirche. Religionsfehden sind hier unbekannt. Ein Jeder wählt sich seine Kirche, und dienst ihr dann eben so treu anhänglich, wie seinen übrigen Gewöhnungen und Geschäften. Den Religionsunterricht besorgt die Geistlichkeit ausschließlich, und es scheint nicht, als ob diese durch die Nichtanerkennung einer Staatsreligion benachtheiligt sei. Die drei sogenannten afrikanischen Kirchen sind für die sämmtlichen Schwarzen oder farbigten Amerikaner bestimmt. Zwar gibt es viele dieser farbigten Menschen, die als Bürger anerkannt sind, dennoch aber werden sie in den durch Weiße besuchten Kirchen nicht zugelassen. Es ist überall herrschende Ueberzeugung bei diesen letztern, daß die schwarzen Menschen ihre muthwilligen Beleidigungen aller Art zu ertragen bestimmt sind; gegen diese Verachtung mag sie weder persönliches Verdienst, noch Wohlstand schützen; sie sind die Paria's der Amerikaner, und werden von der zivilisirten Gesellschaft ausgeschlossen.

In der jetzigen Jahrszeit (im Monat Oktober) ist die Temperatur von Philadelphia sehr angenehm; die Witterung ist mild und hell. Im Sommer und Winter sollen Wärme und Kälte heftig sein. Einen Frühling, wie man ihn bei uns kennt, hat dies Land nicht. Nach dem Aussehen der Einwohner zu schließen, dürfte das Klima minder gesund sein, als das englische. Siebenundzwanzigjährige Frauen sehen in Philadelphia so alt aus, wie vierzigjährige in England. Frische Gesichtsfarben kommen fast gar nicht vor. Die jungen Frauenzimmer lesen Bücher auf und sind hübsch, manche könnten auch wirklich schön genannt werden. Die Briten

Digitized by Google

ſollen ſich, wie man ſagt, im erſten Jahr ihres hieſigen Aufenthalts beſſer befinden als zuvor, hernach aber werden ſie bleich und mager. Der Mangel an Bewegung im Freien, nebſt dem Gebrauch der Oefen, dürfte das bloſſe Anſehen des ſchönen Geſchlechts erklären, ſo wie hinwieder der Mißbrauch von Rum und Tabak den Männern nachtheilig ſein muß. Man verehlicht ſich überhaupt ſehr früh, und ein kräftiges Alter iſt hier zu Land eine eben ſo ſeltene Erſcheinung, als ſchöne Zähne. Entzündliche Krankheiten kommen am öfterſten vor; ſeit eilf Jahren hat ſich das gelbe Fieber hier nicht wieder gezeigt.

Ueber das Verhältniß der Sittlichkeit hält es ſchwer, zu urtheilen. Man iſt überhaupt ſehr vorſichtig und heimlich. Augen und Ohren des Fremdlänbers werden durch unſittliche Handlungen ſo wenig als durch Reden beleidigt, und demnach habe ich Urſache zu glauben, daß die Sittenreinheit nicht eben groß iſt, wenn mir ſchon vielleicht in Philadelphia niemand ſagen möchte, was ich von einem achtungswürdigen Einwohner in New-York hörte: „Es gibt, glauben Sie mir, in dieſer Stadt keinen Vater, der es nicht bereuen muß, einen Sohn zu haben.“

Hinſichtlich auf die Verſchiedenheit der Stände oder Klaſſen der Einwohner verhält es ſich in Philadelphia wie in den übrigen großen Städten des Vereins. Dem Range der engliſchen Vornehmheit entſpricht hier nichts; dagegen ſind die Familien zahlreich, welche prächtig wohnen, Equipagen halten und ein koſtbares Haus machen. Die Titelſucht iſt hier unbekannt, nicht aber der ariſtokratiſche Stolz. Der Krämerſtand arbeitet wenig, erſpart nichts und kümmert ſich ſelten um die Zukunft. Gehen die Geſchäfte ſchlecht, ſo verkaufen ſie ihre Vorräthe und ziehen in eine weſtlichere Gegend. Künſtler und Handwerker führen ein ſehr unabhängiges Leben, und wer ſie anſtellt, glaubt nicht ihnen einen Dienſt zu erweiſen; überhaupt darf man nur eine Stunde in Philadelphia herumgehen, um ſich zu überzeugen, wie unabhängig die Bewohner dieſer großen Stadt gegenſeitig zu einander leben.

Die Männer richten ſich nach engliſchen, die Frauen nach franzöſiſchen Moden. Die Letztern glauben und ſagen es auch unverholen: alle gründlichen Vorzüge der Britinnen mit allem Reiz der Franzöſinnen finden ſich bei ihnen vereint. Mir kam es vor, ſie gleichen den einen ſo wenig als den andern, wofern man nicht etwa die Aehnlichkeit mit den Britinnen im Tragen von Handſchuhen aus Gemsleder, und diejenige mit den Franzöſinnen in der Bewunderung von Lady Morgan's Schriften und Lord Wellington's Siegen finden will. Wenn die amerikaniſchen Damen wirklich dem Beiſpiel der Britinnen in Erfüllung häuslicher Pflichten und in der Geiſtesbildung nachſtreben würden, ſo müßte der Werth ihrer Schönheit in den Augen vernünftiger Männer dadurch großen Zuwachs erhalten.

Es iſt vielfältig behauptet worden, die Amerikaner haben keinen Nationalkarakter. Die Bemerkung mochte vor fünfzig Jahren vielleicht zutreffen; jetzt aber glaube ich, daß wer ſie in der Nähe zu beobachten im Falle iſt, einen ſehr entſchiedenen Karakter wahrnehmen wird. Es iſt derſelbe, wie bei andern Völkern, ein Gemiſch von Verſtand und Thorheit, von Tugenden und Verkehrtheiten, von einigen guten Eigenſchaften neben vielen Fehlern.

Digitized by Google

Obgleich ich dem von Moore gezeichneten Bild des amerikanischen Karakters nicht in allen Theilen beipflichten kann, so bin ich jedoch ziemlich mit ihm einverstanden, wenn er sagt: „Es würden die plumpe Vertraulichkeit bei den niedern, und der Mangel feinerer Sitte im Umgang der höhern Stände weder befremdlich noch anstößig sein, wofern sie als ein Ergebniß jener Einfachheit und der Unkunde, die bei einem neuen Volk zu erwarten ist, angesehen werden könnten; wenn sich hingegen bei diesem Volke alle Verkehrtheiten der Sittigung neben dem überaus großen Rückstande in Bildung und Manieren gegen die übrigen civilisirten Völker vorfinden, so muß dann wohl nothwendig die Besorgniß eintreten, es dürften so früh entwickelte Krankheiten des Gesellschaftslebens und die vor der Zeit eingetretene natürliche Periode der Verderbniß Amerika's Fortschritte zur Veredlung und Vervollkommnung hemmen."

Lage und Umgebung äussern ihren Einfluß auf ganze Völker, wie auf einzelne Menschen. Der Ausbildung eines kräftig entschiedenen Nationalkarakters ist die Stellung der Amerikaner keineswegs günstig. Durch ihre Entfernung sind sie von dem in Europa, und vorzüglich in England, stattfindenden lebhaften Umlauf der Neuigkeiten abgeschnitten. Als Nation und in ihrer politischen Lage finden sie allzuwenig Antrieb für geistige Thätigkeit und Entwickelung; der Anstoß, den sie von aussen erhalten, beschränkt sich auf Handelsverhältnisse und bezieht sich allein nur auf Berechnungen von Gewinn und auf sinnliche Genüsse; es fällt ihnen nicht schwer, reich zu werden. Ueber religiöse Gegenstände denken die Priester statt ihrer; keinerlei Verfolgung weckt unter ihnen den Glaubenseifer, und keine Polemik, kein Gegenstoß der Ideen veranlaßt sie zum Forschen und Nachdenken; endlich dann sind sie auch theils noch nicht aufgeklärt genug, theils zu lau in republikanischen Tugenden, um die Vortheile einer Opposition zu erkennen. Ihren Staatseinrichtungen muß man jedoch Gerechtigkeit widerfahren lassen; diese sind wohl die mindest kostbaren, die einfachsten und vernünftigsten unter allen bekannten. Die Wirkungen moralischer Verhältnisse können bei Nationen wie bei einzelnen Menschen nachgewiesen werden. Es ist eine gemeine und alltägliche Beobachtung, daß Menschen, die sich in einer allzuglücklichen Lage befinden und die ohne Anstrengung alle ihre Bedürfnisse befriedigen können, unvermeidlich in Unthätigkeit, Gleichgültigkeit, Selbstsucht und oft in noch schlimmere Verkehrtheiten gerathen und versinken. Die höchste Weisheit scheint dem Menschen die Arbeit zur Bedingung seiner Natur gemacht zu haben. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er; es heißt dies mit andern Worten: die Prüfungen sind dem Menschen wohlthätig. Höchst selten nur dürfte einer gefunden werden, den man vortrefflich nennen könnte, ohne daß er es in der Schule der Entbehrungen, der Leiden und des Kummers geworden wäre. Es scheint der Schmerz eine unerläßliche Bedingung für die Entwickelung des Verstandes, des Karakters und der Tugend zu sein.

Man darf hieraus nicht folgern, daß ich dem amerikanischen Volke Unglück wünsche, oder daß ich gern sähe, wenn es den Druck unmäßiger Abgaben, ungerechter Verwaltung, bürgerlicher und religiöser Verfolgungen, stehender Heere und besoldeter Aufspäher leiden müßte;

Digitized by Google

aber einige Prüfungen ſind einer Nation Bedürfniſſe, um ſie vor verderblichem Schlummer zu bewahren und des Genuſſes der Vortheile würdig zu machen, welche natürliche und geſellſchaftliche Verhältniſſe ihr darbieten. Ich vertraue der Vorſehung gern, daß ſie dafür wohl ſorgen und Umſtände herbeiführen wird, die den Nationalkarakter zu ſtählen geeignet ſind; und darum geht Moore denn auch wohl zu weit, wenn er aus den Verhältniſſen der Gegenwart die troſtloſe Folgerung zieht, daß die Amerikaner einen höhern Standpunkt und weitere Nationalveredlung zu erreichen nicht vermögend wären.

Um von dem britiſchen Amerika einen richtigen Begriff zu erhalten, iſt es vielleicht nothwendig, ſich den Urſprung ſeiner Zivilisation in Erinnerung zu bringen. Die erſte Bevölkerung war ein Gemiſch von Auswanderern aller Nationen, voraus jedoch britiſcher. Der achtungswürdigſte Theil hatte ſich den Religionsverfolgungen entzogen; die übrigen waren, was Auswanderer insgemein ſind, die Kruſten, aber nicht die klügſten Bewohner ihrer Geburtsländer. Nur ſelten werden verſtändige Menſchen, wenn ſie nicht von allen Mitteln entblößt ſind, ſich entſchließen, ihr Vaterland gegen ein anderes zu vertauſchen, wenn auch dieſes ihnen anſehnliche Vortheile verheißen ſollte. Der Name Vaterland beſitzt einen Zauber, welcher nicht leicht mag aufgelöſet werden. Die Hütte, der Felſ und das Erdreich, in deren Nähe wir geboren ſind, bleiben uns theuer, weil uns die göttliche Weisheit eine Art kindlicher Liebe für ſie einpflanzte. Wer ſich demnach in öden Landſchaften Wohnung ſucht, der hat ſchwerlich ein erträgliches Loos gehabt, und ſein Geiſt ermangelt meiſt der Ausbildung und der Gewöhnung an Ordnung. Wohl weiß ich, daß es Ausnahmen gibt, die Regel aber liegt in der Natur ſelbſt. Aus ſolchen Elementen ging denn alſo die amerikaniſche Staatsgeſellſchaft hervor. Die Auswanderer fanden, als ſie in dem Lande eintrafen, keine ſchon vorhandene Sittigung; die körperlichen und geiſtigen Kräfte jedes Einzelnen mußten ſich auf die Sorge für die eigene Erhaltung beſchränken, und die Verhältniſſe der neuen Ankömmlinge zu den wilden Landeseingebornen mußten den Sinn des Wohlwollens, der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit in den Gemüthern der Koloniſten vollends abſtumpfen.

Nach Maasgabe des Zuwachſes, welchen die Geſellſchaft erhielt, und ſo wie die ungleiche Vertheilung des Eigenthums eintrat, bildeten ſich auch die Stände; aber die Zahl derer, deren Geſchäfte Verſtand und Einſichten erheiſchten, blieb immer noch klein; Europa ſelbſt befand ſich damals noch in ſolchem Rückſtande, daß es nicht Vieles hätte abgeben können. Wer ſich alſo auch gern Kenntniſſe verſchafft hätte, ſtieß überall auf Hinderniſſe, in gänzlicher Ermanglung von Büchern, Umgang und Verbindung mit gelehrten Männern oder wiſſenſchaftlichen Vereinen. Was für die Landesgeſchichte Werth haben mochte, ward nirgendwo aufgezeichnet; ſo daß dieſe neue Welt ihren Bewohnern weder durch Erinnerungen der Vorzeit noch der Gegenwart Theilnahme und Liebe einflößen konnte.

Der neue Zuwachs, welcher aus dem Mutterland von Zeit zu Zeit eintraf, war meiſt nur für Handwerke brauchbar; allmälig indeß ſetzte die Kolonialregierung einigen unterrichteten

Digitized by Google

höhnern Gehalte aus; man fing an, sich um den öffentlichen Unterricht und das Erziehungswesen zu kümmern; der Wohlstand vermehrte sich; der Negerhandel wurde aufgemuntert, die Sklavenarbeit ward in den Kolonien eingeführt, und den Eingebornen mehr und mehr Landesgebiet abgenommen. Nach und nach verbreiteten sich Kenntnisse in den Kolonien; aber der Mutterstaat blieb ihre Quelle, und er lieferte dieselben ungefähr eben so, wie Tücher und andere Waaren. Die englische Sprache dehnte sich über die Kolonien von holländischer, irländischer, schottischer und deutscher Abkunft aus, die sich alle durch gemeinsames Interesse unter einander verbanden.

Zu jener Zeit hatte die neue Staatsgesellschaft einen gewissen Bestand erreicht. Sie blieb, wie dies bei Kolonien immer der Fall ist, hinter der gebildetern Klasse des Mutterlandes zurück, und ragte hingegen über die unwissendste hervor. Unter diesen Umständen trat die Revolution ein. Die Ursachen dieses großen Ereignisses sind sehr beachtenswerth.

Es war keineswegs ein vorherrschendes Mißvergnügen mit der bestehenden Ordnung der Dinge, das die Amerikaner zum Aufstand bewog. Es war nicht eine sich in Masse erhebende Nation, die den entschlossenen Willen, unabhängig zu sein, aussprach. Nur der Anmaßung des Ministeriums, ohne ihre Zustimmung ihnen Abgaben auflegen zu können, setzten die amerikanischen Kolonien Widerstand entgegen. Dieser Punkt einmal einverstanden, so blieb weder Wunsch noch Absicht, sich von der Regierung des Mutterlandes loszureißen, bei den Amerikanern übrig. Hr. Jefferson gesteht dies in seinen Notes on Virginia unumwunden ein. Als Thomas Payne im Jahr 1776 seine Common sense (der gesunde Menschenverstand) betitelte Schrift herausgab, und die Häuptlinge der amerikanischen Opposition seine Absicht inne wurden, verbreitete sich eine fast allgemeine Bestürzung. Der Gedanke völliger Losreißung von England hatte damals noch so wenig Eingang gefunden, daß es Mühe kostete, auch nur ein Halbdutzend Personen zusammen zu bringen, welche, allen Folgen einer solchen Trennung die Stirne zu bieten, Muth gehabt hätten; ein geringes Nachgeben der britischen Regierung hinsichtlich auf die Stempelakte erregte allgemeine Freude bei einem Volke, das seine Verbindung mit dem Mutterstaate vielmehr fester zu knüpfen als aufzulösen wünschte. Zur richtigen Würdigung dessen, was noch gegenwärtig in Amerika vorgeht, dürfen diese frühern Thatsachen nicht ausser Acht gelassen werden.

Die Wirkung von Payne's Schrift trat allgemein und entscheidend ein. Die Ueberzeugung bemächtigte sich der Gemüther mit solcher Schnelligkeit, daß drei Monate nach der Erscheinung des Common sense die Erklärung der Unabhängigkeit ausgesprochen war. Die Lage der Dinge hatte sich dadurch völlig verändert. Es handelte sich jetzt nicht mehr um Einzelnheiten, sondern um das Sein oder Nichtsein eines unabhängigen Staates, der den Kampf für seine Freiheit bestehen wollte. Freunde der heiligen Sache liessen sich, um Gehülfen des Kampfes zu werden, über das atlantische Meer setzen; gleichzeitig ward diese Reise aber auch in minder edeln Absichten von einer Menge anderer Auswanderer unternommen, und Amerika

Digitized by Google

ward ein Sammelplatz mannigfaltiger Abenteurer. Hier nahmen alle Stände am Kriege Theil; Kaufleute und Landbauern wurden Soldaten, die Gesellschaft ward in ihren Grundlagen erschüttert, und so lange der Krieg dauerte, war Alles aus seinen Fugen gerissen, entstellt und verwirrt.

Der Friede, durch den die Unabhängigkeit gewährleistet ward, mochte Wohlstand und Glück nicht alsogleich wiederbringen. Die Finanzen lagen in chaotischer Verwirrung, das Verwaltungswesen war aufgelöset, und der sittliche Werth einflußreicher Personen war nicht geeignet, Zutrauen einzuflößen und die Ordnung des Gemeinwesens zu sichern. Viele eifrige Patrioten zweifelten damals an dem Gelingen des Werks. Washington's hoher Weisheit, seiner Mäßigung und Klugheit, den wichtigen Diensten, die er leistete, und seinem edeln Karakter gelang es, über alle Schwierigkeiten zu siegen. Die amerikanische Verfassung war inzwischen in ihren Vorsichtsmaasnahmen gegen die Eingriffe der Gewalthaber allzuweit gegangen: die Stützen, welche das Gebäude tragen sollten, waren erschüttert, und das Bedürfniß einer Revision der Grundgesetze war fühlbar geworden. Dies veranlaßte die Entstehung der Föderalisten und Demokraten, welche, von gleichen Grundsätzen ausgehend, in ihrer Anwendung von einander abweichen, und bei einer immer noch fortdauernden Meinungsverschiedenheit einander gegenseitig bitter hassen.

Freunde des Friedens und der Ordnung, die das vorhandene Uebel vielleicht für noch schlimmer hielten, als es in der That ist, und die nicht bedachten, daß Zeit und Umstände vieles mildern und bessern mögen, vermißten die frühere Periode, wo die Amerikaner in kindlichem Verhältnisse gegen England gestanden waren; sie vergaßen, wie bei solchen Rückblicken oft geschieht, das Lästige und Drückende, um sich alleis nur verlorner Vortheile zu erinnern.

Die großen Vorgänge in Europa erregten jetzt eine lebhafte Theilnahme in Amerika. Die französische Staatsumwälzung regte die Gemüther auf und erhielt zahlreiche Anhänger, welche darin einen neuen Akt des großen Drama's der Freiwerdung des Menschengeschlechts wahrnahmen, während Andere dieselbe aus minder günstigem Gesichtspunkte betrachteten, und so als eine Folge des von Amerika gegebenen Beispiels ungern sahen. Der Krieg, worin England lebhaften Theil nahm, die Verbrechen, welche in Frankreich die Sache der Freiheit befleckten, mußten den Parteigeist auch in Amerika nähren und höher spannen. Die Föderalisten wurden mit den britischen Torys und die Demokraten mit den französischen Jakobinern verglichen. Eifrige und überspannte Revolutionsmänner waren in großer Zahl in die vereinten Staaten gekommen. Die französische Partei war daselbst so ansehnlich und heftig geworden, daß sie die Gegner schonungslos zu behandeln anfing und sich Alles für erlaubt hielt. Es bedurfte Washington's Staatsklugheit und ruhigen Geist, um unter jenen Umständen ein Bündniß mit der französischen Republik abzuwenden. Ihr Botschafter Genet trotzte gewissermaßen der Staatsverwaltung; freie Meinungsäusserungen zogen Verfolgungen nach sich, und Aechtungs-

liſten, auf denen neben andern auch John Adams Name ſtand, wurden am großen Maſtbaum einer franzöſiſchen Fregatte im Hafen von Boſton aufgehängt.

Die Klugheit des Präſidenten wandte alle dieſe Gefahren ab; bald aber traten neue in umgekehrtem Sinne ein, welche für die Ruhe des Bundesſtaats nicht minder bedenklich erſchienen. Der Föderaliſt Adams war Waſhington's Nachfolger geworden. Unter den Maasnahmen, welche den Anfang ſeiner Amtsführung bezeichnen, mögen manche vom Drang der Umſtände herbeigeführt worden ſein; doch kann kein Freund der Freiheit das Geſetz billigen, welches vierzehnjährigen Aufenthalt für die Naturaliſation der Fremden verlangte, und eben ſo wenig die Beſchränkung der Druckpreſſe, den Plan eines ſtehenden Heeres, und die Verſuche dieſes Oberhaupts der Republik, ſich mit einem königlichen Pomp zu umgeben. Das Verfahren des Hrn. Adams hatte eine heftige Gegenwirkung der demokratiſchen, bis dahin durch Waſhington's Klugheit zurückgehaltenen Partei zur Folge. Nach Ablauf der vierjährigen Amtsdauer des erſtern ward die neue Wahl ſo heftig beſtritten, daß Jefferſon mit dem Uebergewichte einer einzigen Stimme gegen die Partei, welche die Beibehaltung des Hrn. Adams verlangte, die Präſidentenſtelle erhielt. Von da an und gegenwärtig noch ſind die demokratiſchen Grundſätze vorherrſchend.

Der vereitelte Anſchlag einer Revolution in Irland brachte eine Menſchenklaſſe nach Amerika, die vielleicht gutgeſinnt ſein mögen, aber dem Staatskörper größere Feſtigkeit zu geben gewiß nicht im Stande ſind. Die ſehr anſehnlichen Einwanderungen aus Deutſchland und Holland ſowohl, als die vielen eingeführten Neger, haben das Zahlverhältniß der Bevölkerung der vereinten Staaten weſentlich, hingegen nur unbedeutend die Maſſe der Kenntniſſe und das vermehrt, was man die Nationaleinſicht nennen kann.

Als Staatsmacht betrachtet hat Amerika inzwiſchen beiſpiellos ſchnelle Fortſchritte gemacht. Seine innern Kräfte überſteigen beinahe alle Vorſtellungen. Durch ſeine geographiſche Lage in der Periode ſeiner Kindheit vor Angriffen geſchützt, konnte ſeine Bevölkerung in bis dahin unerhörtem Verhältniſſe anwachſen, und durch die europäiſchen Kriege, die ihm auf einmal den Welthandel zuwandten, ward es in den Stand geſetzt, eine kaufmänniſche Seemacht zu gründen, die nur noch von der britiſchen übertroffen wird.

Ein ſo unvorbereiteter Zuſtand der Dinge und eine ſo plötzliche Anhäufung von Reichthümern wirkten nachtheilig auf die Sittlichkeit der Nation. Der Uebergang erfolgte zu ſchnell und gleichſam im Sprunge, von den aus Baumſtämmen errichteten Hütten zu den prunkvollen Palaſten. Der Luxus und die ſittliche Verkehrtheit in ſeinem Gefolge waren früher aus Europa nach Amerika übergegangen, als die Kenntniſſe, der Geſchmack und die Angewöhnungen einer Sittigung, welche jene Verkehrtheiten unter uns mildern, und ihnen bis auf einen gewiſſen Grad die Wage halten mögen.

Eine Vorliebe für Wageſtücke verbreitete ſich unter den Amerikanern allgemein; die widrigen Schickſale des europäiſchen Handels auf der einen, und die Ausſicht aller Vortheile, die

Digitized by Google

der noch jungfräuliche Boden des unermeßlichen Festlandes auf der andern Seite darbot, gaben ihr reichliche Nahrung. Wer einen Viertheil seiner Zeit arbeitete, mochte sich damit hinlänglichen Unterhalt erwerben. Der politischen und persönlichen Sicherheit genoß jedermann, ohne daran zu denken; an Muße, Mitteln und Gelegenheit zu Befriedigung von Neigungen, Gelüsten und Trägheitsliebe fehlte es nicht; das Streben nach Ruhm und Wohlstand wirkte hier nicht als Studienreiz, und einmal der Schule entlassen, vergaß der Amerikaner seine Bücher. Unter solchen Umständen hat sich ihr Nationalkarakter ausgebildet; auf diese Art haben sie sich Trägheit und Gleichgültigkeit angewöhnt, die allen höhern Schwung hemmen zu müssen scheinen. Im Staatenverhältniß genießen sie den Rang einer großen Nation; Wissenschaften und Litteratur hingegen sind ihnen faß fremd geblieben; und dadurch werden sie auch in öffentlichen Verhältnissen nur allzuleicht die Werkzeuge von Menschen, welche keine Grundsätze haben, und deren Thun sich einzig und allein nach ihrem Vortheile richtet.

Der Krieg vom Jahr 1812 ist für die Geschichte der vereinten Staaten ein merkwürdiger Zeitpunkt. Der schlummernde Parteigeist ward überall aufgeweckt und hatte unvorgesehene Folgen. Es zeigte sich, daß die großen Hilfsmittel dieses Staates zur Zeit weder hinlänglich entwickelt, noch anwendbar waren. Die benöthigten Darlehen kamen nicht zu Stande; die Anweisungen (Bons) der Regierung büßten einen Drittheil im Handel ein; das baare Geld war gänzlich verschwunden; in den nordöstlichen Staaten versammelte sich ein Konvent, der wahrscheinlich, bei längerem Ausbleiben des Friedens, eine Trennung herbeigeführt hätte; Geldwucher, untreue Verwaltung, Kassendiebstahl und Betrug aller Art brachten Verderben über das Land. Der Druck war groß, aber die Krise ging bald vorüber, und jetzt ist sie auch schon ganz vergessen.

Betrachtet man diese Vorgänge im Zusammenhang, so wird man darin nichts Befremdliches finden. Mit dem Begriff einer Republik sind wir gewohnt, denjenigen der Sitteneinfalt, der Rechtlichkeit in Denkart und Karakter zu verbinden, welche für eine gewisse Rohheit und Härte Ersatz gewähren. Davon ist aber in Amerika nichts anzutreffen, und man wird sich darüber auch nicht wundern, wenn man weiß, aus was für Bestandtheilen diese Nation hervorging und unter welchen Umständen sie sich entwickelt hat. Sie war niemals ein frisches oder neues Volk, das durch unmerklichen Uebergang aus der Barbarei sich zur Sittigung, zur Kenntniß und Anwendung politischer Grundsätze emporhob; sie ist aus dem kranken Theil einer alten Nation hervorgegangen, und die Verhältnisse, unter denen dies geschah, konnten weder ihre politischen Tugenden, noch die Fortschritte wahrer Aufklärung begünstigen. Ihre Verfassung ist keine eigenthümliche Erfindung; sie ist Nachahmung der englischen Verfassung, mit einigen Zusätzen der Kolonial-Einrichtungen. In Rhode-Island ist die von Karl dem Zweiten berührende Originalkarte jetzt noch Grundgesetz des Staats. Die Zivilgesetze Englands machen großentheils die Gesetzgebung der vereinten Staaten aus. Vor den Gerichtshöfen tief im Innern des Landes beruft man sich alltäglich auf die Urtheilssprüche englischer Gerichtshöfe

Digitized by Google

und auf die Statuten Georgs III.; auch in Louiſiana ſelbſt ſind die franzöſiſchen Anwälde genöthigt, mit Beiſeitſetzung der alten Ordnung ſowohl als des Napoleoniſchen Geſetzbuchs, ſich an Coke's Inſtitutionen und Blackſtone's Kommentare zu halten.

Die Erziehungstheorie iſt engliſch, wofern dieſer Name bloßen Formſachen ertheilt werden darf. Die Schuleinrichtungen, die Studienweiſe, die Auswahl der Lehrbücher, ſind Nachahmungen Englands; dagegen mangeln der gründliche Unterricht, die tiefere Forſchung und die mannigfachen Hilfsmittel, welche die große Zahl kenntnißreicher Männer und guter Bücher in England den Studierenden darbieten. Hier habe ich im geſelligen Umgang keinen einzigen Menſchen angetroffen, der auch nur von weitem einem wiſſenſchaftlichen, gebildeten und gelehrten Manne gleich käme. Man lieſet keine andern als engliſche Bücher. Amerikaniſche Werke, die einigen Ruf, auch nur in den vereinten Staaten ſelbſt beſitzen, gibt es ſehr wenige. Romane und Gedichte, wie ſie aus den Londner Preſſen kommen, werden alſobald und ohne Auswahl nachgedruckt, und machen die Modeleſerei der Amerikaner aus.

Schauſpiele gibt es überall, und man findet keine Stadt von zweitauſend Einwohnern, die nicht ihre Komödiantenbande beſitzt; hingegen iſt mir ein einziges Theaterſtück von amerikaniſcher Herkunft bekannt (Bunker's Hill). Beinahe alle hieſigen Schauſpieler ſind Briten, daher dann auch die Vorurtheile des engliſchen Pöbels und alle niedrigen, auf den britiſchen Bühnen einheimiſchen Redensarten durch dieſe Schauſpieler nach Amerika verpflanzt wurden; die Franzoſen ſind Froſchfreſſer; die Irländer begehen die lächerlichſten Mißgriffe bei jedem Wort, das ſie reden; die Sprache des engliſchen Pöbels iſt hier in ihrer urſprünglichen Reinheit anzutreffen, und noch in vielen andern Beziehungen mehr ſind die Verhältniſſe mit England mannigfaltig. Was zur Kleidung gehört, kommt aus britiſchen Häfen; gleichmäßig verhält es ſich mit ſehr vielem Hausgeräthe. Die Verbindungen des täglichen Verkehrs ſollten demnach eine wohlwollende Stimmung zwiſchen beiden Ländern erhalten; ſtatt deſſen aber iſt der Haß gegen England und die Engländer herrſchende Geſinnung der Amerikaner. Hätte dieſer Haß einen vernünftigen Grund, ſo möchte er zu rechtfertigen und vielleicht ſogar lobenswerth ſein; es ſind aber keine überlegten Gründe, auf denen die Abneigung der Amerikaner beruht. Sie haſſen die Engländer gerade ſo, wie der Londner Pöbel die Franzoſen haßt, das will ſagen, weil ſie Franzoſen ſind, und weil die Tageblätter ſie haſſenswerth nennen.

Unſtreitig iſt England in manchen Hinſichten ein treffliches Vorbild; man muß aber verſtändig nachahmen, und nicht Inſtitutionen und Gewohnheiten, die dem einen Volk ſehr angemeſſen und wohlthätig ſein können, ohne ſorgſame Unterſcheidung auf ein anderes übertragen, das ſich in ganz andern bürgerlichen und politiſchen Umſtänden befindet. Die Amerikaner ſcheinen ſich die Mängel ihres Vorbilds beſonders angeeignet zu haben, und der Irrweg, den ſie einſchlugen, hindert ſie, dem Staatsgebäude eine feſte und nationale Grundlage zu geben. In den Unterhaltungen über allgemeine Staatsintereſſen und über die Verhältniſſe der verſchiedenen Mächte wird man nur ſelten einen Bürger der vereinten Staaten finden, der klare und

Digitized by Google

richtige Begriffe beſitzt. Es mangelt ihnen gar nicht an Faſſungskraft, wohl aber an feſten Grundſätzen und beſtimmten Anſichten; ihre Meinungen ſind ſchwankend und ohne Zuſammenhang, ſo daß ſie nicht ſelten gleichzeitig die Freiheit und die Sklaverei vertheidigen.

Wie allgemein und groß auch der Haß iſt, den die ganze Nation gegen England hegt, ſo gibt es jedoch für den Stolz eines Amerikaners keine kränkendere Zumuthung, als die der holländiſchen oder iriſchen Herkunft; er will aus reinem britiſchen Blut abſtammen. Alle machen Anſpruch auf Ueberlegenheit in Geſchmacksbildung, in mechaniſchen Künſten und Literatur. Dabei haben nur Moden und Bücher, die aus England kommen, unter ihnen Werth. Sie unterziehen ſich dieſer Abhängigkeit, und dennoch gibt es, glaub' ich, kein eitleres Volk, auch die Franzoſen ſelbſt nicht ausgenommen. Die kalte und methodiſche Uebertreibung ihrer perſönlichen und National-Vorzüge iſt wahrhaft poſſierlich. Man erzählt, ein Freund des Generals Moreau, der ſich beim Ausbruch des Kriegs von 1812 in Amerika befand, habe ihm bemerkt, wie wichtig ſeine Einſichten den vereinten Staaten jetzt ſein müßten. „Darin irren Sie ſich hochlich", antwortete der General, der die Amerikaner ſchon kennen gelernt hatte; „es iſt kein Trommelſchläger im Heere, der von der Kriegskunſt nicht etwas mehr als ich zu verſtehen glaubt." Dies Gefühl der eigenen Ueberlegenheit iſt unter allen Ständen bei den Amerikanern herrſchend. Jeder hält ſich für vollkommen in ſeiner Art, und ſogar die Handwerker machen davon keine Ausnahme. Ich war kürzlich in Newark zugegen, als zwei Auswanderer neue Zeichnungen zu Wagen- und Mobilien-Verzierungen vorwieſen. Die inländiſchen Arbeiter wollten ſie nur nicht anſehen, indem ſie voraus wüßten, daß es nur alte, bereits von ihnen aufgegebene Zeichnungen ſein könnten. Ein Ausländer kann einen Amerikaner nichts lehren, weil dieſer bereits Alles weiß. Dieſe Eitelkeit hat manche nachtheilige Folgen. Sie fühlen wohl, daß ſie als Nation noch keinen Karakter haben, und das Gefühl dieſer Schwäche macht ſie um ſo empfindlicher. Sie ſtreben nach Ruhm, ohne ſich die Mühe zu geben, ihn zu verdienen, und ſie überreden ſich, dasjenige wirklich zu ſein, was ſie gern ſein möchten.

Dieſe Stimmung ward begreiflicher Weiſe durch die Vorgänge des letzten Krieges mit England verſtärkt. Wenn gleich die Vortheile, welche ſie errangen, dem großen Uebergewicht ihrer Kräfte zunächſt zuzurechnen ſind, ſo war jedoch der über eine britiſche Fregatte erfochtene Sieg ein Heldenſtück, das nicht ſattſam geprieſen werden konnte. Ihre Prahlereien gehen wirklich ſo weit, daß Dinge und Perſonen durch ſolchen Ruhm lächerlich werden müſſen. Die vereinten Staaten ſind nunmehr die Beherrſcher der Meere. Was jemals in Proſa und Verſen Uebertriebenes und Abgeſchmacktes von der britiſchen Seemacht geſagt ward, das wird jetzt auf die geſtirnte Flagge der Söhne Columbia's angewandt.

Weil die Gefechte zwiſchen den Fahrzeugen beider Nationen den Hauptgegenſtand aller Geſpräche ausmachen, ſo gab ich mir einige Mühe, die darauf bezüglichen Thatſachen zu erwahren. Zunächſt überzeugte ich mich, daß ein großer Theil der Matroſen im Dienſte des Vereins Briten ſind, und daß weiterhin die Uebermacht der amerikaniſchen Schiffe ſo entſchieden

Digitized by Google

war, daß der Ausgang nicht zweifelhaft seyn konnte. In dem Gefecht zwischen der Constitution und der Kriegerin war die gegenseitige Stärke beider Fregatten, nach der Angabe des Hrn. James in seinen Naval occurrences of the late war, 768 Pfund Kugeln für die amerikanische, und 517 für die englische Fregatte. Die erstere hatte 468, und die zweite 263 Mann an Bord; die Schiffslast der ersteren betrug 1533, die der zweiten 1084 Tonnen. — In dem Gefechte, worin zwei amerikanische Fregatten (die Vereinten Staaten und die Constitution) über die beiden englischen Fregatten, die Macedonierin und die Java, den Sieg davon trugen, war der gleiche Unterschied in der Stärke der Fahrzeuge, der Artillerie und der Mannschaft vorhanden. Die amerikanische Artillerie auf dem Erie-See betrug 928 Pfund Kugeln, während die britische nur 459 stark war; die amerikanischen Schiffe 1530 Tonnen gegen 865 der Engländer, und gleichmäßig eine Schiffsmannschaft von 580 gegen 345 besaßen.

Eine Ursache der gerügten Nationaleitelkeit liegt unstreitig in der Entfernung, worin die Amerikaner von allen Gegenständen der Vergleichung in Künsten und Wissenschaften stehen, so daß ihnen unmöglich ist, sich einen richtigen Begriff von der Stufe zu machen, die sie auf der Leiter einnehmen. Sie verwechseln die Kindheit mit dem erwachsenen Alter, und ihre Mittelmäßigkeit erscheint in ihren Augen als überlegenes Talent. In der gelehrten Republik haben sie keinen Repräsentanten. Die europäischen Schriftsteller, welche Amerika nicht selbst sahen, sind in unverdientem Lob gegen dasselbe oft freigebig gewesen. Spekulirende Auswanderer thaten desgleichen. Amerikanische Schriftsteller wiederholten wohlgemuth diese Lobsprüche, und Staatsmänner endlich (unter die es mir leid thut den Hrn. Monroe zählen zu müssen) verkündigten den Amerikanern, sie seien das aufgeklärteste unter allen Völkern! Um den nachtheiligen Wirkungen solcher Verhältnisse zu widerstehen, müßten sie mehr als Menschen gewesen sein. Die Menschen geben durch ihre Eitelkeit die meiste Blöße, und Schmeichelei findet bei ihnen unter allen Umständen leichten Zugang. Dies zeigt sich vorzüglich in den vereinten Staaten, wo nur Lobsprüche Gehör erhalten. Rügt ein Reisender irgend einen Irrthum, etwas das besser sein könnte, so sagt niemand, ob er recht habe; er wird vielmehr als ein Verleumder behandelt, der auf absichtliche Beleidigung der Nation ausgeht, und meist beschuldigt man ihn auch wohl, im Sold einer fremden Macht zu stehen. So lange diese Stimmung fortdauert, ist offenbar, daß die Amerikaner keine Fortschritte machen, sondern hinsichtlich der europäischen Entwickelungen in einer Art Kindheit bleiben werden.

Noch andere Umstände mehr müssen in Betracht gezogen werden, wenn man das Verhältniß der vereinten Staaten richtig beurtheilen will. Es findet sich in diesem Lande nirgends eine Unterordnung der Gesellschaftsverhältnisse: die Dienstboten halten sich für unabhängig von den Herrschaften, und die Kinder von den Aeltern. Wenn darin einige Vortheile gefunden werden mögen, so sind die Nachtheile hinwieder nicht gering. Die selbstsüchtigen Gefühle werden dadurch genährt, die Individuen trennen und vereinzeln sich, und die Entwickelung geselliger Eigenschaften, welche der menschlichen Natur zur Zierde gereichen, wird gehemmt. Die allzu-

Digitized by Google

frühen Ehen, welche der leichte Lebensunterhalt begünstigt, sind zum Theil auch ein Ergebniß der mangelnden Unterordnung in den Familien. Die Gründe, womit sich die frühen Heirathen, zumal in einem Lande vertheidigen lassen, dem eine zunehmende Bevölkerung noch lange Bedürfniß bleiben wird, sind mir nicht unbekannt; allein es können mich dieselben dennoch nicht überzeugen, daß ein Jüngling von zwanzig und eine Tochter von vierzehn Jahren (in diesem Alter werden in Amerika häufige Ehen geschlossen) die für ihr neues Verhältniß wünschbare physische und moralische Entwickelung erhalten haben sollten. Vorsicht und Klugheit, und was die Sorge für eine Familie erheischt, sind diesem Alter noch nicht eigen. Der Unterricht bleibt unvollendet und der Karakter unausgebildet. Die jungen Eheleute, ehe sie noch die Pflichten ihres Standes kennen lernten, werden mit den Sorgen und Mühen desselben bekannt. Weil sie nicht zum Voraus für die Bedürfnisse der Kinder gesorgt hatten, so nehmen diese jetzt alle Zeit und Kräfte von Vater und Mutter in Anspruch; dies verursacht eine Neigung zum Geiz, die ziemlich allgemein herrschend ist. Alles wird Rechnungssache. Die Angewöhnungen des engherzigsten Sparens ersticken die edelsten Gefühle, und nach und nach wird alle Thätigkeit des Geistes, was ihm Schmuck und Stärke verleihen sollte, dem Lebensbedürfnisse aufgeopfert.

Die Amerikanerinnen haben darum überhaupt einen nur wenig gebildeten Geist, und nach dem, was von der männlichen Bildung gesagt ward, darf man sich darüber nicht wundern. Nebenbei ist, um mich eines kaufmännischen Ausdrucks zu bedienen, die Waare allezeit begehrt, so daß auf ihre Güte weniger Acht geschlagen wird. Auch sind die Freuden des häuslichen Lebens keineswegs ihrem Werthe nach gewürdigt. Man kann von diesem Volke sagen, daß seine große Mehrzahl sich mit thierischen Genüssen sättigt, und in Befriedigung solcher Bedürfnisse ihr Leben hindringt. Mit Ausnahme dessen, was auf Geld Bezug hat, sind alle Kenntnisse oberflächlich.

Die hierländischen Staatsmänner weichen von den europäischen nicht wenig ab, und dürften ihnen auch wohl überlegen sein. Es gibt hier keine Familien, die sich zu den ersten Staatswürden berufen glauben, und deren Kinder dafür erzogen werden. Ein Mitglied des Senats, ein Staatssekretär, ein Präsident der vereinten Staaten, ist meist ein Rechtsanwald, der sich durch seine Arbeiten und Talente Auszeichnung erwarb. Gewöhnlich ist er gleichzeitig auch Landwirth; und in den Zwischenzeiten, welche die Staatsgeschäfte ihm übrig lassen, sorgt er für die Bestellung seiner Felder. Seit etlichen Jahren hat dieser Grundsatz einige Störung erlitten. Es gibt Familien, die sich in der Regierung festgesetzt haben, und die Begriffe von Erblichkeit begünstigen. Im Allgemeinen jedoch ist man theoretisch und praktisch dem entgegengesetzten Systeme mehr zugethan, und man darf dasselbe mit Recht als dem Gemeinwesen wohlthätig betrachten. Gewiß finden sich bei den ersten Magistraten dieses Freistaats eben so viel Kraft, Fähigkeit und Rechtschaffenheit, als stammten sie aus einer alten Aristokratie ab.

Das Verhältniß der Sklaverei hat in den vereinten Staaten auffallenden Einfluß auf den Nationalkarakter. Der Geist der Einwohner in den südlichen und westlichen Staaten wird

Digitized by Google

dadurch abgeſtumpft und verwildert; das Gefühl für Recht und Humanität leidet dabei im ganzen Bundesſtaat Abbruch, und es trägt daſſelbe zu der großen Störung des Gleichgewichts zwiſchen Theorie und Praxis, die man in dieſem Lande wahrnimmt, weſentlich bei. Die Verhältniſſe zu den Landeseingebornen ſind von ſolcher Art, daß freiſinnige und billige Geſinnungen keineswegs dadurch befördert werden. Die Schriftſteller, und Hr. Monroe insbeſondere, mögen immerhin die Vortheile preiſen, welche eine an die Stelle der Wilden tretende ziviliſirte Bevölkerung bringen ſoll; die Wahrheit iſt, daß unter der Larve von Verträgen, oder durch Krieg, durch Aufreizungen und Plackereien, die Amerikaner die urſprünglichen Landesbewohner immer mehr verdrängen und ihres Eigenthums berauben.

Die ungleichen Geſetze der verſchiedenen Staaten, denen zufolge an dem einen Ort als Verbrechen gilt, was an dem andern unſchuldig iſt, verurſachen ebenfalls große Nachtheile, indem ſie die Begriffe von Recht und Unrecht verwirren. Die fehlerhafte Geſetzgebung über Bankerotte, ſo wie das Uebermaas und die Mannigfaltigkeit des Papiergeldes, öffnen für habſüchtige und wenig gewiſſenhafte Spekulanten ein weites Feld. Die Zahl der Fallimenter in Penſylvanien iſt ungeheuer. Ein Bankerott bringt keine Schande, und iſt oft noch mit ökonomiſchem Vortheil für den, welcher ihn beſteht, verbunden. Man gibt ſich keine Mühe, die Quelle der übel erworbenen Reichthümer zu verbergen.

Bettler habe ich, ſeit meinem Aufenthalt in den vereinten Staaten, nur drei geſehen, und einer von dieſen dreien ſprach mich auf der Galerie des Kongreßſaales in Waſhington an; hingegen aber iſt der Krebs der durch geſetzliche Leiſtungen regelmäßig unterſtützten Armen in Amerika allerdings vorhanden. Der Statthalter Clinton drückte ſich darüber in der geſetzgebenden Verſammlung von New-York alſo aus: „Unſre Armengeſetze ſind der engliſchen Geſetzgebung entlehnt; die Erfahrung Englands wie die unſrige thun dar, daß die Zahl der Armen im gleichen Verhältniſſe wächſt, wie die für ihre Unterſtützung beſtimmten Gelder. Die Armentaxe in New-York iſt ſo hoch angeſtiegen, daß ihr Uebermaas den Werth des Grundeigenthums ſchwächt und die Stadt zu entvölkern droht. Die Folgen davon müßten dem ganzen Staate verderblich ſein, denn der Zerfall der Hauptſtadt, welche der Landesmarkt iſt, würde in allen Fächern der Arbeitserzeugniſſe ſpürbar ſein. In dem Syſtem, welches wir befolgen, werden die Früchte des Fleißes der Trägheit zu Theil: ein armer Arbeiter muß Taxe bezahlen, um einen armen Müßiggänger zu ernähren.“

Schlossers Ansichten über die Zivil-Uniformen.

Ich habe aus Anlaß meiner Bearbeitung von Karl Friedrichs Geschichte in vielerlei Regierungs- und Kameral-Akten Schlosseriana gefunden, die einen eigenen, anziehenden Karakter haben. Georg Schlosser aus Frankfurt, den das literarische Deutschland aus philosophischen, politischen, juridischen Schriften schätzt, erhielt — nachdem er in der markgräfl. badischen Regierung Hofrath gewesen — die Stelle des dirigirenden Oberbeamten in dem ganzen Umfang der Markgrafschaft Hochberg. Er stand daselbst von 1774 bis 1787; es waren die Jahre seiner besten Kraft, und was er dort mit Feuereifer gewirkt hat, findet sich in jenem Geschichtbuch B. II. S. 286, S. 306 und Beil. S. 111. So oft Hauptanfälle von ihm an die Kollegien einkamen, so fiel man darüber her, wie über Artikel eines beliebten Journals. Ich billige damit nicht die jeweiligen Ueberschreitungen, in Meinungen sowohl als im Ton der Ironie; doch hielt er sich immer in den Schranken eines sittlich-feinen und loyalen Gefühls. Es war nicht leicht möglich, seine Behauptungen besser zu sagen; ein wahrhaft lucianischer Geist schimmerte hervor, und wo er auch einen Ernst vortrug, hintergieng er sich selbst mit soviel beigemischten Wahrheiten und Wellkenntnissen, daß nur ein ruhiger und scharfsinniger Leser sich vor Blendungen schützen konnte. Auch auf einen scheinbar dürren Stamm verstand er frische Reiser zu pfropfen und zu üppiger Blüte zu bringen. Davon hier eine vorgenügliche Probe, die zugleich einige Züge der befragten Zeit ausmalt.

Einer der ausgezeichneten Oekonomen im Altbadischen, der Burgvogt Sonntag, trug, in Verabredung mit andern Staatsdienern im Oberland, auf eine Uniform für diese an, wobei er den luxuriosen damaligen Zustand schilderte. Ein Andrer bemerkte dazu, daß es, um zu sparen, mehr noch auf Beschränkung des weiblichen Luxus ankommen werde. Der Markgraf ließ 1779 hierauf die Bescheidung geben: „Ohnerachtet Ihre Durchlaucht eine Kleiderordnung präzis vorzuschreiben noch Anstand nehmen, werde es doch Höchstihnen zu besonderer Zufriedenheit dienen, wenn Dero oberländische Dienerschaft, sowohl in Ansehung ihrer Person als ihrer Frauen und Kinder, zu zweckmäßiger Anordnung sich einvernehmen, und solche zur Bestätigung einsenden werde.“ — Was ist auch für solche Gegenstände gerathener, als anfängliche Konvention?

Damit ruhte aber die Sache acht Jahre lang, ausser daß mittlerweile, nach dem Vorgang mehrerer deutschen Höfe, auch der Markgraf eine ziemlich einfache Hofuniform einführte. Nachmals, im Jahr 1787, erging ein Generalreskript des Inhalts:

„Da Serenissimus, wie bei Dero fürstlichem Hof bereits geschehen, auch bei hiesiger Kanzlei und sämmtlichen Landbedienten eine Uniform, zu Verminderung des Kleideraufwands, einführen zu lassen gutfinden, so daß sie nur, wenn Einer ein neues Kleid sich

Digitized by Google

machen läßt, anzuschaffen wäre: so sollen die Oberämter unter sich darüber kommuniziren, alsdann berichten.

Schlosser berichtete: „daß nichts Präjudizirlicheres und Nachtheiligeres für den Dienst erdacht werden könnte, als eine solche Anstalt, die entweder alles Gefühl der Ehre in uns ersticken, oder eine solche falsche Aemulation hervorbringen muß, daß bei der kleinlichen Eifersucht, Beförderungs-, Titel- und Rangsucht, die in uns überhand nehmen werden, der fürstl. Dienst das letzte sein wird, an das man denkt."

Sein dem Ministerium dabei vorgelegtes Schreiben an die andern Landbeamten folgt hier.

„Da Pracht an Kleidern so ziemlich gegen den guten Geschmack ist, so ist zu hoffen, daß mit dem Fortrücken des ächten auch dieser Aufwand, wo er gemacht wird, von selbst nachlassen werde. Nur dem Glanz in Bordirungen und Stickereien würde durch Einführung einer Uniform begegnet werden; man kann aber nicht befehlen, daß man kein Tuch zu 20 fl. den Stab brauchen, keine Seide im Sommer, keine Plüsche oder Sammte im Winter trage; daß man nicht an Schnallen, Uhren, Ringen, Stöcken, Tabatieren, Spitzenmanschetten, holländischen Hemden, Frisuren, Hüten, Hemdknöpfen, und an all dem appareil des Anzugs, ein Kapital von 2000 fl. verphantaßire, und eines von 20 Louisd'or jährlich abnutze. Der, den man durch Gesetze halten muß, daß er in so eiteln Dingen nicht ausschweife, wird überall auszuweichen wissen. In Frankfurt ist bekanntlich die Uniform der Magistratspersonen schwarz. So wie aber der Luxus einbrach, griff man, ehe noch die französischen Galanteriewaaren Mode wurden, zu Perüken, die 50 bis 60 Gulden kosteten; nachher zu Ringen, Spitzenmanschetten; endlich machten sie sich Quasten von orientalischen Zahlperlen (?) unter den Umschlägen, die oft 800 bis 1000 Gulden kosteten, die wohlfeilsten 500; und so trug mancher Rathsherr mit seinem einfachen Rock ein Kapital auf sich, das der reichste Banquier in Gold und Stickerei nicht hätte auf seinen Leib hängen können. Rechnet man hiezu, was an Equipagen, Bedienten, Hausrath, Parties de plaisirs, fremden Weinen u. s. w. verwendet wird, wenn man Luxus liebt, und was Frau und Kinder an Kleidern verschwenden können: so wird man sehen, daß, wenn auch die Einführung eines Uniformkleides einem Manne jährlich 30 bis 40 Gulden im Beutel erhält, eben diese durchs Gesetz erzwungene, nicht in den Sitten gegründete Sparsamkeit ihn, bei einem nur mäßigen Anstrich von Eitelkeit seiner Familie, zu dreifach größern Verschwendungen im Uebrigen verleitet."

„Vielleicht könnte man jedoch auch dieser Gefahr entgehen, wenn man den Zweck der Sparsamkeit mit dem andern Zweck der Unterscheidung unsers Standes so zu verbinden wüßte, daß der Uniformrock mehr Ansehen gäbe, als aller Aufwand. — Es scheint freilich dieses möglich, zumal unter unserm durchlauchtigsten Regenten, der tiefe Einsicht genug hat, zu wissen, daß Seine Diener, welche Seine Sorge für das Land mit ihm theilen, Recht und Gerechtigkeit handhaben, das Organ der Fürstengewalt sind, und, um das für ihn und das Land zu werden, ihr halbes Leben hingegeben haben, und die andere Hälfte hingeben, es zu sein, — daß diese

Ehrfurcht und Achtung verdienen. Aber laßt uns nicht schmeicheln, daß des Fürsten Achtung für uns unserm Rock den Werth geben könne, den ihm im Publikum sein Gewicht verliehe. Es ist kein adelicher Page so klein, es hat kein Fähndrich ein so junges Port-épée, der uns nicht Alle, und wenn wir täglich an der Tafel eines Fürsten säßen, in die zahlreiche Klasse der Schreiber verwiese, sobald er uns die Ehre erweist, unsrer zu gedenken. Die Zivilstands-Uniform würde eine Schreiberuniform heißen, so lange die gemeinen Sitten bleiben, wie sie sind."

„Wir haben drei Stände gegen uns, und neben diesen noch unsre eigenen Sitten, die es dem erleuchtetsten Fürsten unmöglich machen, unserm Rock einen Werth zu geben. Schon Baco hat lange vor dem Montesquieu gesagt, daß das ganze Wohl einer Nation von der Erhaltung dieses (adelichen) Mittelstandes abhänge; ihm habe Deutschland, England, Italien zu danken, daß wir nicht unter Einem Despoten stehen; sein alter Einfluß hat gemacht, daß weder Richelieu noch Mazarin in Frankreich konnten, was sie wollten. — Aber soll der Adel so wichtig sein, so muß er auch mit Kraft und Muth seinen Platz behaupten können, muß Patriotismus haben, muß nicht, wie in Polen, Alles vom Regenten auf sich ziehen wollen; nicht, wie an vielen andern Orten, sonderlich in Deutschland und Frankreich, sein Hauptprärogativ darin suchen, den Bürgerstand zu verachten.*) Er soll mehr nicht sein als der ältere Bruder, der Regent der Vater, das Volk der jüngere Bruder."

„Ich scheine vielleicht zu weit auszuholen, da ich alle Nationen Europa's zusammenrufe, wenn die Rede von einem neuen Rock ist. Dennoch ist die Sache wichtig; denn der neue Rock, den man uns geben will, soll entscheiden von unserm bürgerlichen Werth, — kann entweder die Ehre unsers Standes festsetzen, oder ihm einen Flecken anhängen, den weder unser Werth noch ein Gesetz, nach eine noch so schöne Deklamation mehr abwaschen kann."

„So wie das Feudalsystem in Deutschland aufhörte und die Reichsmatrikel eingeführt wurde, fing die innere Kraft des Adels an, sich zu verzehren. Der hohe bekam, um diese Epoche herum, bald ein eigenes Interesse, das nur durch die zweite Hand am Staatskörper hing, und der niedere Adel ließ sich für seine Kriegs- und Richterdienste salariren; seiner wurde also gleich dem Regenten, dieser gleich dem Volk, und so verrauchte beinahe gänzlich das, was den Adel zum Mittelstand karakterisirt hätte. Den Namen aber unterbielten die Regenten denen, die ihn trugen, zum Trost für die verlorne Sache; und die ihn trugen, fühlten bald, daß es nur ein Name sei, der auch verloren werden würde, wenn er sich nicht wenigstens in der Phantasie erhielte. Dadurch entstunden denn auf der einen Seite die Unterscheidungen adelicher Bänke, adelicher Chargen u. s. w., und auf der andern die Verachtung des Adels

*) Dieses zu harte Urtheil gegen meinen Stand soll mich nicht abhalten, die originelle Form des Schlosserischen Wirkes zu Tage zu fördern. Der billige Leser läßt nur denjenigen Theil der Sache gelten, der wahr ist. Anm. des Einsenders.

gegen den Bürgerſtand, wodurch jener ſich wehren wollte, daß dieſer nicht zu nahe in ſeinen Zirkel breche."

„Die Regierungsverwaltung und das Juſtizweſen fingen an zu künſtlich zu werden, als daß man ſie bloß dem Adel hätte überlaſſen können. Anfangs glaubte man einen Ausweg zu finden, wenn man ihm die Doctores juris näher rückte. Dieſe aber griffen bald weiter, und da täglich das Recht, Doctoren zu machen, Mehrern gegeben wurde, ſo ſchlich ſich auch ſo viel verächtlicher Troß in dieſen Körper, daß deſſen Vorzüge nothwendig fallen mußten."

„Der Kaufmannſchaft ging es nicht beſſer; die Zeit des hanſeatiſchen Bundes hatte dem Bürger — als man anfing, Alles, ſelbſt Menſchenleben, kaufen zu können — ein Uebergewicht über den Adel gegeben, der mit ſeinen Früchten, Holz und Vieh nicht in zehn Jahren gewinnen konnte, was ein kolniſcher Gewürzkrämer in einem Jahr gewann. Was war natürlicher, als daß der Adel ſich auch an dem durch Verachtung rächte, durch einen unbeweglichen Stolz auch den von ſich zu entfernen ſuchte. *) Auf dieſe Art wurde zwiſchen dem Adel und dem Bürgerſtand eine Scheidemauer befeſtigt, die an ſich ſchon unüberſteiglich iſt, und die jenen ſo eiferſüchtig gegen alle äuſſerlichen Ehrenzeichen, die ein Bürgerlicher haben kann, gemacht hat, daß keines mehr zu erfinden iſt, welches dieſer große, von einem Geiſt belebte Körper nicht zur Verachtung deſſen, der es trägt, zu wenden wiſſen wird."

„Wie der Adel gegen die Bürgerlichen, ſo der Militärſtand gegen Alles, was nicht vom Degen iſt. Man mag vom alten deutſchen Kriegsgeiſte ſagen, was man will, ſo zeigen die Geſchichten aller Völker, vom trojaniſchen Krieg an, daß, wenn nicht eigenes Intereſſe den Soldaten treibt, die bloße Begierde nach Ehre und Ruhm nur höchſtens den Anführer beleben konnte, und hat man auch dann und wann bei einigen Freiſtaaten geſehen, daß der Patriotismus wirkte: ſo iſt doch das Beiſpiel unter keinem König gefunden worden. **) Als die Diſziplin nachher das Beutemachen einſchränkte; als die Regenten die Eroberungen nicht mehr zu Lehen gaben; als der Soldatendienſt nicht mehr ein freiwilliges Reislaufen war, ſondern ein Zwang wurde, da fiel das Geld- und das Kriegsintereſſe weg; da mußten die Großen den Menſchen auf einer andern Seite greifen, daß Reſſort der Ehre ſpielen laſſen, und den Militärſtand ſo über den Bürgerſtand erheben, daß dieſer in jenen gar nicht mehr eingreifen konnte. Das Zeichen mußte aber ſichtbar werden, daher die Uniformen, Ports-d'épée, Epaulettes u. ſ. w. Auf dieſe muß nun nicht allein der Militärſtand ſelbſt alles halten, ſondern der Regent, der dieſer Tracht eine andere an die Seite ſetzt, handelt unvorſichtig, weil er alsdann dem Stand, der ſo viele Beſchwerlichkeiten hat und ſo viele Gefahren haben kann, ſeinen Reiz nimmt, den er ihm mit nichts erſetzt. Gegen dieſen Stand wird die Uniform der Zivildiener ſich noch weniger erhalten

*) Wie viel milder haben ſich doch, ſeit 30 Jahren, die Uebergänge verſchmolzen. A. d. H.

**) Auch dies haben wir in unſern Tagen ſchöner geſehen. A. d. E.

Digitized by Google

können, und wenn schon der Militärstand die Hof-, die Forst- und die Berg-Uniformen duldet, weil die beiden erstern meist Adelichen zukommen, und die letzte so auszeichnend ist, — wird er doch die Zivil-Uniformen mit aller Verachtung belegen; kein Gesetz wird uns gegen diese schützen können, noch, die Wahrheit zu sagen, schützen sollen."

„Der dritte Stand, den wir gegen uns haben, sind diejenigen Weltleute, die, ohne sich von andern abhängig zu machen; ohne zu einem andern bestimmten Stand zu gehören, von ihrem Eigenthum leben, und deswegen sich aller ihrer eigenen Phantasie und der der Mode überlassen. Diese Klasse von Menschen wird unsre Ziviluniformen zu einer unerschöpflichen Quelle von Persiflage machen. Wenn die große Stimme der Modefarben u. s. w. durch ganz Frankreich und Deutschland gebietet, daß wir unsre Uniformfarbe, Knöpfe, Schnitte nicht mehr an uns legen sollen, so wird die Stimme der wenigen badischen Diener diesen Strom nicht aufhalten, nicht hindern können, daß man uns frage: ob wir aus Noahs Kasten kommen, oder in Epimenides Höhle geschlafen hätten; man wird uns versichern, daß man uns von weitem die Akten anriechе, womit wir leben müssen, und in jeder Rath unsers Rocks wird man uns die pro und contra ansehen, zwischen welchen wir täglich einhergehen müssen. Unser Rock wird jeder Grazie unsers Körpers Trotz bieten — und zum Unglück haben wir gewöhnlich sehr wenig Grazie, können sehr wenig haben, weil unsre Lebensart sehr einfach sein muß. Darin hindert uns also unser Stand selbst, unsrer Uniform einen äusserlichen Werth zu geben."

„Dem Stand der Gelehrten muß immer einige Pedanterie anhängen. Die Mannigfaltigkeit der Sachen, die wir wissen, und die Andere nicht wissen; die beständigen Zurückführungen dessen, was wir wissen, auf seine Grundsätze; die Nothwendigkeit, worin wir stehen, unsre Begriffe bestimmt zu machen; unser unaufhörliches Analisiren von Allem, was uns vorkommt; selbst unsre Aengstlichkeit im Finden und unsre Freude, gefunden zu haben — alles das macht uns gewöhnlich zu sehr beschwerlichen Gesellschaftern. Wir können selten den Punkt finden, wo wir ein Objekt fallen lassen sollen, und meistens ist die ganze Gesellschaft schon zum Sterben ennuyirt, wenn wir erst in einer Materie uns recht fest setzen wollen; der leichte Uebergang von einer Sache zur andern ist und darf uns nicht geläufig sein; Untersuchungen, wovon wir keinen Zweck sehen, können uns nicht interessiren; in andern Sachen und bei Andern verlieren wir die Geduld, sobald wir sehen, wo etwas hinaus will; wird etwas Unrichtiges gesagt, so glauben wir, die Welt gehe unter, wenn wir es nicht auf der Stelle zurecht richten."

„Mit Mühe verbergen wir zuweilen oder mindern diese, unserm Stande anklebende Unvollkommenheiten, und, können wir ein wenig umgänglich sein, so fängt man an, uns unsern Stand zu verzeihen. Wenn nun aber unser Rock uns gleich von aussen verkündigt; wenn die Leute von Welt, die sich nicht gern Langeweile machen lassen, anfangen, unsre Uniform an der Thür konsigniren zu lassen, wie manche sorgsame Mutter, welche erwachsene Töchter hat, die Soldaten-Uniformen: wo werden wir da noch Auswege finden?"

„Wenn einmal aber die Zivil-Uniform übel angesehen ist, so würde der Regent der dritten

Digitized by Google

Generation ſchwerlich mehr einen Mann von Ehre finden, der ſich in einen Dienſt begeben ſollte, wo er täglich das Zeichen ſeiner Verachtung ſelbſt anlegen müßte.“

„Doch geſetzt, man könnte es möglich machen, daß die Achtung, welche der Zivil-Uniform angeheftet würde, das Mißvergnügen aufwöge, das der, welcher ſeines Standes wegen nicht verbunden iſt zu paradiren, empfinden muß, wenn er ſich nicht einmal die Farbe ſeines Rocks mehr wählen darf: ſo erſcheinen doch andere unerträgliche Schwierigkeiten. Alle die Gradations-ten, die vom Geheimenrath bis zum Rechnungs-Adjunkt eingeführt ſind, trägt jeder nun an ſeiner Stelle wie er kann. Iſt er (der Geringere) eitel auf Titel und Anſehen, ſo tröſtet ihn doch das einigermaßen, daß er nicht die Kennzeichen des Gefachs, wohin er gehört, überall mit ſich herumtragt; und geht er mit Höhern zuſammen, ſo nimmt er von den Bücklingen, die ihnen gemacht werden, ſo viel ihm gut dünkt. Wie aber eine Uniform aufkommt, wird des Kriegs und der Falouſien kein Ende ſein. Will man Alle auf einerlei Art kleiden, ſo werden die Obern ſich herabgewürdigt glauben; werden Unterſchiede gemacht, ſo wird jeder Tag den Fürſten mit Suppliken um Standeserhöhungen ermüden.“

„Selbſt das Vergnügen des Lebens und der Geſellſchaft muß leiden. Jetzt kann doch der noch, der einen höhern Rang hat, ſich humaniſiren, ſeine Titel vor der Thür laſſen und vertraulich mit dem herumwandeln, der noch ſo tief ſteht. Wie will aber alle Gleichmüthigkeit gegen den Geringern den Eindruck auslöſchen, den der Rock des Höhern auf ihn machen muß? Und iſt vollends der Höhere ſelbſt unvernünftig und ſtolz auf ſeine Uniform: wie wird er den Geringern die Quaſſe oder das Unterfutter fühlen laſſen, das eine ſolche Diſtanz zwiſchen ihnen befeſtigt?“

„Und neben dem, wie ſchwer wird die Wahl einer Zivil-Uniform, mit oder ohne Gradationen, werden! Unſer Stand erfordert eine gewiſſe Gravität in unſerm Betragen; wir werden bei ihm alt und kommen jung dazu; alle buntfarbige Kleider ſind alſo für uns in der letzten Hälfte der Dienſtjahre eben ſo unſchicklich, als die ernſte, beſcheidene in der erſten Hälfte ſteif und pedantiſch ſind ..... Was kann aber dem Zivilſtand für eine Uniform gegeben werden, die man Andern zu tragen verbieten könnte? Alle ſchreiende Farben ziemen uns nicht; unangenehme Bedientenlivree-Farben wird man uns nicht zumuthen; Farben, die dem Wechſel der Moden unterworfen ſind, würden uns in kurzem lächerlich machen; wir ſelbſt würden ſie aus der Mode bringen.“

„Es müßte dieſes oder jenes von Kragen-Revers oder dergleichen zugeſetzt werden; und ſchwerlich wird man etwas finden, das dem Anſtand unſers Berufs, und ich weiß ſelbſt nicht, welcher linken Unbeholfenheit unſrer Geſtalt, die unſre Lebensart mit ſich bringt, angemeſſen wäre.“

„Es iſt überhaupt eine alte Beobachtung, daß Luxusgeſetze da, wo die Sitten nicht ſelbſt Sparſamkeit und Beſcheidenheit gemein machen, vergeblich ſind. Und ſie ſollen es auch ſein! Das wird ein haſſenswerthes Volk werden, das Geld hat und es nicht gebraucht. Müſſen die

Digitized by Google

Menschen ausschweifen, so ist die Ausschweifung des Luxus, unter unsern jetzigen Umständen, ungleich weniger schädlich, als die des Geistes. Der Luxus erhält doch das Herz noch etwas wärmer und zugänglicher, nährt doch noch etwas an Talenten, Künsten und Geschmack, gibt doch noch etwas an Freuden des Lebens, an Offenheit des Sinnes, an Leichtigkeit, Wohlwollen, selbst an Wohlthätigkeit; er bindet doch Umgang, wo nicht Freundschaft, — und man predige dagegen, wie man will, so ist mir es immer gewiß, daß, wenn wir nicht täglich mehr brauchten, wir täglich schlimmer werden würden, als wir sind."

„Doch wir sind noch nicht so weit, daß unsre Gesetze und Deklamationen den uns so nöthigen Luxus ausrotten können. Was uns im Badischen zumal auch gegen den übertriebenen Aufwand am besten schützen kann, ist, daß das Volk, und besonders die Zivildiener, für ihren Fürsten und Herrn so viele Liebe, so vielen Gehorsam für seine Befehle, so viel Ehrfurcht für seinen Willen haben, daß, wenn in unserm Corps der Aufwand in Kleidern zu wichtig scheint, bloß ein Wort von diesem gnädigen Fürsten hinlangt, uns in die Schranken zu weisen, in welchen Er will, daß wir uns halten sollen. Ich bin völlig überzeugt, daß es Sr. Durchlaucht doppelt angenehm sein wird, durch eine solche freiwillige Entsprechung ihrer landesväterlichen Absicht, der immer gefährlichen Einführung einer neuen Einschränkung überhoben zu sein."

So weit Schlosser. An ihn erging die Resolut. 10. Febr. 1787: „Serenissimus wollen den gedeimen Hofrath Schlosser, wenn er es wünsche, dispensiren, zu tragen was er wolle; sehen aber nicht gern, wenn Andere von der Absicht abwendig gemacht werden, wornach ihnen der Weg zur Enthaltung vom Luxus gebahnt werden soll."

Die nachzefolgten verschiedenen Versuche von Uniformen der Landbeamten, noch in der markgräflichen Zeit, und in der kurfürstlichen von allgemeinern Zivil-Uniformen, zu erzählen, ist hier nicht in meinem Plan. Ich bemerke nur, daß in der großherzoglichen Zeit, 1811, die Bitte „um Bestimmung einer geschmackvollern Zivil-Uniform" einkam und, „bis zum Erscheinen einer neuen Rangordnung", zu den Akten ging. Als Zwecke wurden aufgeführt: 1) daß jeder Staatsdiener sogleich nach seiner Abzweigung erkannt werden möge; 2) die Feststellung einer Auszeichnung und eines dennoch gemäßigten Luxus; 3) das Ansehen für den Staatsdienst beim Publikum; 4) die Erkennung im Ausland; 5) mehr Glanz bei Feierlichkeiten, und 6) daß dem Neid, gegen die Reichen, mehr gesteuert werde.

Mit einiger Vorsicht angegriffen, scheint die Sache überhaupt jetzt leichter und mehr durch die Sitten vorbereitet zu sein, als zur Zeit, da Schlosser geschrieben hat.

Mannheim, im April 1819. Freih. v. Drais.

Digitized by Google

Der Wechsel des europäischen Staatensystems im achtzehnten Jahrhundert, von dem General-Lieutenant Graf Mathieu Dumas. *)

Wollte man den auf Frankreichs Wohlstand eifersüchtigen Staatsmännern, wie den Schriftstellern, die ihnen ihre Federn leihen, Glauben beimessen, so wäre durch diese Macht allein nur Europa's Ruhe gestört und das sie gewährleistende Gleichgewicht gebrochen worden. Die glücklichen und unglücklichen Schicksale Frankreichs während des Revolutionskrieges haben gleichmäßig beigetragen, dieser Meinung Eingang zu verschaffen; und da man sie zur historischen Wahrheit stempeln und zur Quelle ewigen Mißtrauens machen möchte, da die Sorge um die Erhaltung dieses angeblichen Gleichgewichts der Kräfte und des Einflusses jederzeit eine sehr bequeme Larve oder Decke ehrgeiziger Zwecke bleiben wird, so mag es gerathen sein, was sich von der Zukunft erwarten läßt, im Spiegel der Vergangenheit wahrzunehmen. Wir wollen die Hauptveränderungen des Staatensystems im verflossenen Jahrhundert durchgehen, und dem unparteiischen Beobachter alsdann zu beurtheilen überlassen, ob nicht die Handhabung des vollkommenen Gleichgewichts der beständige Vorwand von Kriegen war, und ob die Bündnisse und Vereine, welche die Eigenherrscher untereinander verschiedentlich eingingen, so wie sie ihnen zu Vergrößerungen Anlaß gewährten konnten, jemals im Stande waren, jene ideale Stetigkeit gerechter Interessen, oder mit andern Worten, die Anwendung der Moral auf die Politik, das goldene Zeitalter in diesem eisernen Jahrhundert, hervorzubringen.

Ein deutscher Schriftsteller hat in seiner Uebersicht der denkwürdigsten Ereignisse des achtzehnten Jahrhunderts dieses in fünf Zeiträume abgetheilt, nämlich: von 1701 bis 1720, von 1720 bis 1740, von 1740 bis 1763, von 1763 bis 1789, und von 1789 bis 1801. Wir folgen dieser Eintheilung, die für die Anreihung der Thatsachen zweckmäßig zu sein scheint, beschränken aber die Betrachtungen, welche hier folgen sollen, auf die vier ersten Zeiträume von 1701 bis 1789, weil von da an eine völlig neue Zeitrechnung beginnt, und das alte Europa, unter neuen Gestaltungen, nicht eher als nach Vollendung des Revolutionskriegs und am Schlusse der Regierung Kaiser Napoleons, wieder zum Vorschein kommt; die Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts können von diesem Zeitpunkte wie von dem einer Art politischer Sündfluth zu zählen anfangen.

Von 1701 bis 1720.

Zu Handhabung des Gleichgewichts geschah, daß Ludwig XIV., nachdem es dem Uebergewicht seiner Macht und den Umtrieben seiner Minister gelungen war, für seinen Enkel, den

*) Précis des événemens militaires, T. VIII. Paris 1819.

Herzog von Anjou, Karls II Thronfolge, die Kronen von Spanien und Neapel zu erhalten, die Drangsale eines allgemeinen Kriegs über Europa, und über Frankreich die Unfälle herbeiführte, welche das Ende einer glorreichen Regierung verdunkelten; sollte diese Erbfolge an das Haus Oesterreich zurückkehren, so würde man, hieß es, in Karl VI einen zweiten Karl V erstehen sehen, und diese Anhäufung von Macht und Reichthümern hätte ihr Gegengewicht verloren. Das Kabinet von Versailles wollte demnach einzig nur die Ausführung der beabsichtigten Universal-Monarchie hindern, und den Zepter eines neuen occidentalischen Reiches brechen; solche Beweggründe des allgemeinen Wohls dienten dem kühnen Wagestück Ludwigs XIV zur Decke. Der Herzog von Anjou, Philipp V, ward anfänglich, nachdem er 1701 in Madrid zum König ausgerufen war, von England, Portugal, Holland und Savoien anerkannt; bald aber gab ein einzelner Mann, der Prinz Eugen von Savoien, welcher dreißig Jahre lang und unter drei Kaisern der Schutzgeist des Hauses Oesterreich gewesen war, durch seine Rathschläge nicht minder, als durch seine Siege, den Angelegenheiten eine veränderte Wendung. Kaiser Leopold ward, der Meinung seiner Räthe zuwider, von ihm bewogen, zu den Waffen zu greifen, um den ehrgeizigen Planen Ludwigs XIV entgegen zu wirken; und mit gleichen Beweggründen gelang es ihm, unter dem Namen des großen Vereines, mit England, Holland und Italien das furchtbare Bündniß zu knüpfen, dessen Seele und rechter Arm er gewesen ist.

Den Geist großer, zu Erhaltung des Gleichgewichts gebildeter Vereine mag man aus den Anmaßungen beurtheilen, welche die Verbündeten beim Zusammentritt von Gertruidenberg aussprachen, als nach zehn Kriegsjahren Ludwig XIV, von lang anhaltendem Unglück gebeugt, sich bereit zeigte, durch Verzichtleistung auf die spanische Erbfolge, durch den Rückruf eines Enkels und die Ueberlassung des Throns an den Erzherzog Karl, den Frieden zu erkaufen. Diese Opfer genügten ihnen jetzt nicht mehr, sie heischten Demüthigung und die Rückgabe von Strasburg; diesen Schimpf ertrug der alte Löwe nicht, und er rechnete darauf, es werde der französische Muth seinen großherzigen Entschluß unterstützen. Das Glück täuschte die Hoffnungen derer, die seine Gunst mißbraucht hatten: eine unvorgesehene Veränderung der Ministers und des Systems am Hofe der Königin Anna, gab Anlaß zu geheimen Unterhandlungen zwischen England und Frankreich. Der bei Denain im J. 1712 über den Prinz Eugen durch den Marschall von Villars erfochtene Sieg beschleunigte den Frieden von Utrecht, welcher die Krone von Spanien dem Hause Bourbon sicherte. Jedoch wurden nun die Königreiche Neapel und Sardinien, die Niederlande, sammt den Herzogthümern Mailand und Mantua, davon getrennt und durch den Rastatter Vertrag von 1714 an den deutschen Kaiser abgetreten.

Diese Theilung der spanischen Erbfolge zwischen die zwei großen Mächte des Festlandes, die damals keine andern Mitbewerber hatten, brachte eine Art Gleichgewicht zwischen ihnen zu Stande; aber es konnte beim mindesten Wechsel der Politik unintergeordneter Mächte das System neue Störungen erleiden; und wirklich ward auch bald nach Ludwigs XIV Ableben, durch die Umtriebe des Kardinals Alberoni, welcher aus dem niedrigsten Stande sich durch der Königin

von Spanien Gunſt zum erſten Miniſter emporgeſchwungen hatte, das Einverſtändniß und der kaum hergeſtellte Friede geſtört; dieſer ehrſüchtige Prieſter, deſſen Karakter und Talente mit denen von Mazarin und Richelieu, die er ſich zu Vorbildern gewählt hatte, verglichen wurden, ſetzte ſich vor, die vormals der ſpaniſchen Oberherrſchaft zuſtändigen, durch den Vertrag von Utrecht davon getrennten Länder wieder in ſeinen Beſitz zu bringen; dafür ſpann er an allen europäiſchen Höfen, vorzüglich aber mit den nordiſchen, heimliche Ränke an; der Czar und der König von Schweden verbanden ſich mit ihm gegen England; die Pforte griff den Kaiſer an; eine Verſchwörung ſollte den Regenten von Frankreich ſtürzen; eine ſpaniſche Flotte ſetzte ein Heer nach Sardinien über, und die Kaiſerlichen wurden aus dieſem Lande vertrieben. Ein Emporkömmling demnach, der Miniſter eines kaum noch anerkannten Herrſchers, ein einzelner kühner und gewandter Mann, war hinreichend, das Gleichgewichtsſyſtem umzuwerfen. Es bedurfte minder nicht, als eines neuen Vertrags und des vierfachen Bündniſſes zwiſchen Großbritannien, Frankreich, dem Kaiſer und den Generalſtaaten (zu London 1718 geſchloſſen); um die Verträge von Utrecht und Raſtatt zu gewährleiſten. Philipp V verſtand ſich erſt zwei Jahre nach der franzöſiſchen Kriegserklärung zur Annahme der ihm vorgeſchlagenen Bedingniſſe, unter denen Alberoni's Verabſchiedung die erſte war; der Kaiſer anerkannte den König von Spanien, der Erzherzog verzichtete auf ſeine Anſprüche, ſo wie Philipp auf die abgelöſeten Provinzen. Schweden, nachdem es umſonſt den Frieden der nördlichen Staaten geſtört hatte, erkaufte ſeinen eignen durch Länderabtretungen an England, Preußen, Dänemark und Rußland; Polens Unverſehrtheit ward durch einen feierlichen Vertrag des Kaiſers von Rußland mit der ottomaniſchen Pforte gewährleiſtet; durch ganz Europa herrſchte Friede, und niemand zweifelte an der diesmaligen feſten Begründung des Gleichgewichts.

Von 1720 bis 1740.

Die Ruhe, deren die Völker den größten Theil dieſes zweiten Zeitraums durch genoſſen, war kein Ergebniß eines einverſtandnen Syſtems der Mäßigung, ſondern vielmehr dasjenige einer gleichartigen Erſchöpfung der großen Mächte des Feſtlandes und des entſchiedenen Vortheils, welchen die großen Seemächte, Holland und vorzüglich England, in der Ausdehnung ihres Handels und Wohlſtandes durch die Stockung des Arbeitsfleißes in Frankreich, Spanien und Deutſchland fanden. Die Umtriebe und die verderblichen Spekulationen, welche den franzöſiſchen Regentenhof beſchäftigten, Philipps V Stumpfſinn, und die Unbeholfenheit der zwei Seemächte, welche ſeine Nebenbuhler ſein konnten, ſicherten England ſattſam gegen jede Störung ſo vortheilhafter Verhältniſſe. Seine Staatsklugheit beſchränkte ſich auf Mittel, die dieſen Schlummer unterhalten konnten; dieſe fanden ſich in der Beſtechung von Miniſtern und in der Beſoldung von Buhlerinnen. Der Wiener Hof war aus andern Gründen und durch andere Mittel dem gleichen Einfluſſe hingegeben; Karl VI lag einzig nur am Herzen, ſeiner Tochter, Maria Thereſia, eine Erbfolge zu ſichern, von der er vorausſah, daß ſie gleichartige

Digitized by Google

Angriffe wie die ſpaniſche erfahren würde; er ſah ſich überall nach Bündniſſen und Gewährleiſtungen um, und England machte zum Voraus die Unterſtützung geltend, die es der pragmatiſchen Sanktion gewähren konnte, unter deren Namen der feierliche Akt bekannt iſt, wodurch der Kaiſer die Thronfolge der Erbſtaaten des Hauſes Oeſterreich feſtgeſetzt hatte. Dies waren, als der König von Frankreich, Ludwig XV, zur Mehrjährigkeit gelangte, die ſchwankenden Stützen, auf denen das Syſtem des Gleichgewichts ruhte.

Weder der Tod des franzöſiſchen Regenten, welcher ſtatt ſeines verhaßten Günſtlings erſter Miniſter geworden war, noch die zwiſchen den Höfen von Frankreich und Spanien, durch die Zurückſendung der Infantin, die dem jungen König vermählt werden ſollte, und durch die Verbindung des letztern mit der Tochter des Königs von Polen, Stanislaus Leczinsky, veranlaßten Mißhelligkeiten oder die unter den Höfen von Wien und Madrid beſtehenden Verhältniſſe, veränderten die allgemeine Lage der Dinge. Großbritannien ſchloß mit Frankreich und Preußen ein Bündniß, und benutzte dieſen Anlaß, um bewaffnete Geſchwader ins baltiſche und Mittelmeer zu ſenden; ſeine Dazwiſchenkunft in den zwiſchen beiden Häuſern von Bourbon obwaltenden Zwiſtigkeiten, hatten ohne Zweifel die Erhaltung des Gleichgewichts zur Abſicht; nebenbei aber ſollte damit auch Karl VI die Aufhebung jener oſtindiſchen Handelsgeſellſchaft abgenöthigt werden, die in Oſtende war errichtet worden, und deren gelungener Anfang bereits ſchon bei dem Handel von London und Amſterdam Beſorgniſſe rege machte. Dies Schattenbild von Krieg beſchränkte ſich indeß auf einigen Pulveraufwand vor dem Felſen von Gibraltar; die Verſöhnung beider Könige hatte den Zuſammentritt von Soiſſons und den Vertrag von Sevilla zur Folge, wodurch Frankreich, Spanien und England die Erbfolge der Herzogthümer Parma und Piacenza der Krone Spanien zuſicherten, und die Aufhebung der Handelsgeſellſchaft von Oſtende zu fordern ſich verabredeten. Zwei Jahre nachher, im J. 1731, hatte das Ableben des Herzogs von Parma, des letzten Abkömmlings vom Farneſiſchen Stamme, die Vollziehung dieſes Vertrags zur Folge, welche der Kaiſer vergeblich zu hindern verſucht hatte. Don Carlos nahm die Herzogthümer in Beſitz; England und Holland verpflichteten ſich, die pragmatiſche Sanktion aufrecht zu behalten; dieſe mächtige Gewährleiſtung ward durch die Zerſtörung des Handels der Niederlande erkauft, und das Gleichgewicht wurde damit erhalten.

Die Klugheit und die furchtſame Umſicht des Kardinals von Fleury, welcher damals die franzöſiſchen Angelegenheiten leitete, entſprach den Abſichten Englands vollkommen; dieſer Miniſter, den der innere Haushalt einzig beſchäftigte und der vor Allem auf Erſparniſſe bedacht war, welche die verderblichen Kriege unter dem vorigen Könige und die Verſchwendungen der Regentſchaft zum erſten Bedürfniſſe gemacht hatten, ſuchte auf alle Weiſe den Krieg zu vermeiden, zu dem er ſich jedoch wider ſeinen Willen gezwungen ſah. Des Königs von Polen, Auguſts II, Tod veranlaßte nochmals eine allgemeine Erſchütterung von Europa, und obgleich die Rechte des Königs Stanislaus Leczinsky auf den Wahlthron, welchen die durch Karl XII befreite Nation ihm freiwillig übertragen hatte, keinem Zweifel unterliegen konnten, ſo ver-

Digitized by Google

banden ſich dennoch beide Kaiſerhöfe, um den neuen Kurfürſten von Sachſen an deſſen Stelle zu bringen; alles griff zu den Waffen, als wäre man des Friedens müde, und als hätte man mit Ungeduld den Vorwand zum Kriege erwartet. Der edle und geiſtvolle Geſchichtſchreiber des achtzehnten Jahrhunderts (Karl Lacretelle) drückt ſich über die damaligen Vorgänge am franzöſiſchen Hofe alſo aus: „Es waren nicht die Höflinge Ludwigs XV allein nur, die ſich kriegsluſtig zeigten, ſondern viel mehr noch als ſie die alten Offiziere Ludwigs XIV. Ein Zwiſchenraum von beinahe zwanzig Jahren hatte das Gedächtniß der erlittenen Unfälle ausgelöſcht. Die Phantaſie rief hingegen jene ſchönen Tage zurück, in denen die franzöſiſchen Armeen bei hundert Meilen jenſeits der Grenze ſiegreich fochten, und wo Frankreichs Seemacht hinwieder die Herrſchaft der Meere theilte, oder ihren Nebenbuhlern ſtreitig machte.“ Der nämliche Geſchichtſchreiber zeigt hinwieder, wie auch diesmal der allgemeine Krieg zur Sicherung und Befeſtigung der Grundlagen des Friedens unternommen ward. „Man ſtellte vor, ſagt er, wie nothwendig ein Gegengewicht der zwei mächtigen Staaten, Oeſterreich und Rußland, im Norden ſei; man erinnerte an die Tugenden des beſcheidenen Freundes von Karl XII, an die erſte legitime Wahl, an ein glücklich begonnenes Reich, an das den Polen davon zurückgebliebene Gedächtniß, an die Pflichten, welche dem König gegen einen Fürſten obliegen, deſſen Unglück er theilnehmend verfolgt hatte, und an deſſen Tochter er vermählt war.“

Der Zweck blieb unerreicht; während die Bourbonſchen Waffen in Italien und am Rheine ſiegten, ſahen die nicht hinlänglich unterſtützten Polen ſich genöthigt, den König Stanislaus ſeinem Schickſale, und den Thron des großen Sobiesky der Ehrſucht der Nachbarn zu überlaſſen, die, willkührlich darüber verfügend und ſeinen Manen undankbar Hohn ſprechend, einen fremden Fürſten auf den Herrſcherſtuhl beriefen; der Krieg ward lebhaft und blutig geführt; er war ehrenvoll und vortheilhaft für Frankreich durch die Vereinbarung des Herzogthums Lothringen, wie für Spanien durch die Eroberung und Erwerbung beider Sizilien; ſeine Dauer war kurz, weil England nicht daran Theil nahm und keine Gründe ihn zu verlängern beſaß.

Der endliche zu Wien 1738 geſchloſſene Friede gründete ſich auf die frühern Verträge von Münſter, Nimwegen, Riswick, Utrecht und auf das vierfache Bündniß, die darin insgeſammt und ausdrücklich erwähnt wurden. Karl VI hatte durch die Zuſtimmung aller großen Mächte ſeine Erbfolge geſichert, und tröſtete ſich damit über die erlittenen Unfälle; den Frieden mit der Pforte erkaufte er durch die Abtretung zweier Provinzen und der ſchönſten von Prinz Eugen erfochtenen Trophäe; ſeine Wolke ſtand weiter am politiſchen Horizont; es ſchien jegliche Ehrſucht befriedigt, oder durch Verträge und wechſelſeitige Gewährleiſtungen gezügelt zu ſein. Das vollkommene Gleichgewicht war demnach alſo wohl auch erreicht?

Von 1740 bis 1763.

Dies allgemeine Friedenswerk war indeß kaum noch den Völkern kund geworden, als der Tod des Kaiſers jede Hoffnung ſeiner Erfüllung auch ſchon wieder verſchwinden machte; denn,

Digitized by Google

den feierlichſten Verkommniſſen zu Trotz, traten faſt alle Mächte bewaffnet auf, um ſeine Tochter ihres Erbes zu berauben, und gegen Maria Thereſia's legitime und anerkannte Rechte die ungerechteſten Anſprüche geltend zu machen. Unter den Eigenherrſchern, welche die Vorſchriften der natürlichen Billigkeit und der gelobten Verträge verletzten, war Friedrich II, welcher eben erſt den neueſten Königsthron beſtiegen hatte, derjenige, der dem Beſitzthum der jungen Königin die erſten und empfindlichſten Schläge verſetzte: er überfiel Schleſien, ſicherte ſeine Eroberungen durch den Sieg von Molwitz, und erſtaunt betrachtete Europa den aufgehenden Geiſt, welcher ſo mächtig auf ſein Schickſal einwirken ſollte; diesmal wurden jedoch keine Grundſätze des Völkerrechts angerufen, und vom Gleichgewicht war keine Rede. Die gegen Oeſterreich verbündeten Mächte ſprachen ungeſcheut ihre ehrſüchtigen Plane oder ihren verſchloſſenen und neuaufgeregten Groll aus; in Frankreich wurden die Zweifel, welche der Kardinal Fleury über den Angriff hegte, Kleinmuth genannt; die Verbündeten fielen über die Erbſtaaten als über eine leichte Beute her, und ſie vollendeten ihr großes Unrecht dadurch, daß ſie den Kurfürſt von Baiern zum Kaiſer wählen ließen; getheilte Intereſſen und mangelnde Einheit der Maasnahmen hinderten inzwiſchen die Beſitznahme der Hauptſtadt, und Maria Thereſia's Heldenmuth, mit der Zuneigung und Vaterlandsliebe ihrer Völker vereint, wandten das Glück wieder der gerechten Sache zu. Nach jenem erſten Einfalle in Oeſterreich und Böhmen erlitten die Verbündeten weiterhin nur Unfälle; eine zwiefache Umwälzung der Regierung in Rußland ſchlug zum Verderben der Fremden aus, welche ſie angezettelt hatten, und erneuerte das gute Einverſtändniß der zwei Kaiſerhöfe. Der König von England, Georg II, verließ das Neutralitätsſyſtem, dem ſein jetzt gleichfalls darauf verzichtender Miniſter Robert Walpole lange Zeit gehuldigt hatte, um auf die Seite der Königin von Ungarn überzugehen. Der König von Preußen endlich benutzte ſeine nochmaligen Siege für Friedensunterhandlungen, erhielt die Abtretung Schleſiens, und verließ um dieſen Preis den Kreis der Verbündeten.

Die Briten, deren Dazwiſchenkunft und großmüthige Hilfe auf frühern Verträgen beruhte, benutzten die zerrüttete Lage des ſüdlichen Europa zum Angriffe der franzöſiſchen und ſpaniſchen Kolonien beider Indien, und um die Herſtellung ihrer Seemacht zu erſchweren. Maria Thereſia ſah ihre Hoffnungen dadurch vollends gehoben; ſo würdevoll ſie früher ihr Unglück getragen hatte, ſo ſtolz verwarf ſie jetzt die Friedensvorſchläge des Kardinals von Fleury; bei Dettingen entſchied der Sieg zu ihren Gunſten, und in kurzem war auch der Krieg auf Frankreichs Grenzen zurückgeworfen.

Sein Zweck und das Syſtem des Gleichgewichts wurden beide nun vergeſſen; Frankreich zu erniedrigen ſchien die einzige Aufgabe zu ſein, um deren Löſung es ſich handelte; die Hälfte ſeines Heeres war zu Grunde gerichtet, ſeine Flotten zerſtreut, und Erſchlaffung oder Zwietracht herrſchten gleich verderblich unter ſeinen Feldherren und Räthen. In Deutſchland war nur von Ueberfall und Theilung franzöſiſcher Provinzen, von Rückerſtattung der Eroberungen Ludwigs XIV die Rede. Das franzöſiſche Brabant ſollte zum gerechten

Digitized by Google

Ersatz für den Verlust von Schlesien dienen, und das Königreich Neapel unter österreichische Herrschaft zurückkehren.

So zeigt sich in jedem Zeitraume der neuern europäischen Geschichte, und wechselsweise unter allen größern Mächten, die nämliche Herrschsucht, die gleiche heuchlerische Mäßigung, der nämliche Mißbrauch der Waffenmacht. Maria Theresia, die eben erst noch sich ihres rechtmäßigen Erbes beraubt sah, befriedigte sich schon nicht mehr mit desselben Erhaltung; sie ließ sich vom Glücke hinreißen, und wäre der Friede ihren Fahnen treu geblieben, so hätte sie nicht ermangelt, auch die Staaten zurückzufordern, welche einst der großen Monarchie Karls V angehört hatten. Als Frankreich von der ganzen Kriegslast bedroht war, da weckte die heranrückende Gefahr den Gemeingeist.

Dem Unabhängigkeitssinne und der ächten Vaterlandsliebe, die sich verschiedentlich während allen politischen Krisen in Frankreich zu Tage legten, diesem unterscheidenden Zuge des Nationalkarakters, verdankt man die Veränderung, welche plötzlich am Hofe und bei der Armee eintrat. Einer königlichen Geliebten muß die Ehre davon zugerechnet werden: sie öffnete dem Herrscher die Augen, und bewog ihn, sich auf dem Schlachtfelde zu zeigen; dieser Entschluß reichte hin, den gesunkenen Muth zu heben, und gewährte, was nöthig war, um wieder angriffsweise zu handeln. Der Marschall von Sachsen, welcher unfähige und auf einander eifersüchtige Truppenbefehlshaber ersetzte, führte die französischen Fahnen zu neuen Siegen, und bereitete sich durch die Erneuerung der glorreichen Tage Ludwigs XIV in den Niederlanden ruhmvolle Trophäen. Die Rüstungen eines Unternehmens, das den letzten Stuart auf seinen Thron zurückführen sollte, in der That aber nur eine Diversion war, setzten England in unruhige Besorgnisse, während anderseits der König von Preußen, welcher Maria Theresia's Groll nicht bezweifeln konnte, und dem ihre Plane zu Wiedereroberung Schlesiens bekannt waren, die frühere Eroberung durch neuen Kampf sichern wollte, und mit seiner trefflichen Armee in Böhmen einfiel; die Einnahme Prags befreite das Elsaß, dessen der Fürst von Lothringen sich beinahe schon bemächtigt hatte.

Der Friede war vom Festlande gewichen, und er blieb dies so lange, als England es nöthig fand, theils um seiner innern Verhältnisse willen und um auch die letzten Hoffnungen des Prätendenten zu zerstören, theils um die französische und spanische Seemacht zu Grunde zu richten. Was heißt denn dieses Gleichgewicht, welches ein einziger kriegslustiger und ehrsüchtiger Fürst, so bald er will, umstürzt, und das, einmal verrückt, nicht eher, auch nur zum Scheine, hergestellt werden mag, bis eine Macht dafür einwilligt, die, physisch und politisch vereinzelt stehend, Vortheile sucht, welche denen der übrigen Mächte des Festlandes fremd oder meist auch entgegengesetzt sind, so wie ihre schlauen Künste und ihre Handelsreichthümer der Vereinbarung der übrigen Kräfte die Wage halten.

Wirklich mochten während der letzten Feldzüge dieses Kriegs auch wichtige Vorfälle sogar das Friedenswerk nicht beschleunigen; die französischen Fortschritte in den Niederlanden, die

Digitized by Google

bei Fontenoy, Raucoux und Laufeld erfochtenen Siege, konnten Maria Thereſia, welche inzwiſchen die Kaiſerkrönung Franz I in Frankfurt zu Stande gebracht hatte, nicht friedlicher ſtimmen; ſie weigerte, mit dem Könige von Preußen Frieden zu ſchließen, der, mißvergnügt über die Franzoſen, und weil er auf ihre Mitwirkung zu Ausführung des beabſichtigten Feldzugs, der ihn nach Wien bringen ſollte, nicht zählen konnte, ſich gezwungen ſah, Böhmen zu räumen. Wie nachtheilig dieſer Abfall für Frankreich auch ſein mußte, fand das Kabinet von London hingegen die Verlängerung des Kriegs ſeinem Vortheile angemeſſen; und Friedrich, welchem Schleſien nicht mehr entriſſen werden mochte, konnte mit der durch engliſche Hilfsgelder unterſtützten Kaiſerin zum zweitenmal dann erſt unterhandeln, als er bei Friedberg und Sorr neue Siege erfochten hatte.

Der Aachner Friede vom Jahr 1748, gegründet auf alle ſeit einem Jahrhundert geſchloſſenen und wieder gebrochenen Verträge, deren Aufzählung eine leere Förmlichkeit geworden war, mußte ſich vielmehr als ein Ergebniß der Ermüdung und Erſchöpfung der kriegführenden Mächte, denn als ein aufrichtiges Einverſtändniß für die Herſtellung und Erhaltung des Gleichgewichts darſtellen; dieſes war durch das Genie des großen Friedrich gänzlich zernichtet; die Erſcheinung dieſes Meteors hatte in der politiſchen Atmoſphäre ſehr allgemeine Störungen veranlaßt. Die Früchte der langen Zerwürfniſſe zwiſchen Oeſterreich und Frankreich kamen dieſem Fürſten ausſchließlich zu gut; Ludwig XV begnügte ſich mit einem ephemeren, um allzuleichten Preis erworbenen Ruhme, den er in friedlicher Muße genoß, und er verzichtete, wie auf die Ehre der Rolle des Moderators in den Angelegenheiten von Europa, ſo auf den reichen Beſitz der Niederlande, den er ſich hätte ſichern können.

Der ſcheindar geſchloſſene Friede konnte inzwiſchen nur mangelhaft die gährenden Keime eines neuen Krieges decken. Der Kaiſerin-Königin Leid und Groll, ſo wie die durch den auſſerordentlichen Machtzuwachs des Hauſes Brandenburg, und noch mehr durch den Ruhm des Helden, der ihn bewirkte, erregte Eiferſucht, gewährten den Briten die Hoffnung, die Mächte des Feſtlandes in Kurzem durch innere Zerwürfniſſe jene Hilfsmittel und Kräfte verzehren zu ſehen, welche der Friede ihnen ſo ſchnell wieder verſchaffen mag, und die, auf Erweiterung des Seeweſens und des Handels verwandt, den Anmaßungen ausſchließlicher Seeherrſchaft und dem einträglichen Piratengewerbe Schranken ſetzen konnten.

Bei einer ſolchen Stimmung der Geiſter reichte ein Funke hin, den Brand neu aufzlodern zu machen; die Habſucht ſchlug deren zwei gleichzeitig, beinahe an beiden einander entgegengeſetzten Polen, in Oſtindien und auf der Grenze von Canada. Frankreich, in einen Seekrieg verwickelt, weit entfernt, die Theilnahme des auf dem Feſtlande drohenden Kampfes zu vermeiden, ließ ſich vielmehr als Oeſterreichs Verbündeter darein verflechten, und trat bald, in einer Fehde, die ihm fremd ſein ſollte, als ein Haupttheil auf. Das Mährchen von der Erhaltung des Gleichgewichts überwog die Gründe der Staatsklugheit; die Urenkel Karls V und Franz I, hieß es, hätten um des Gemeinwohls willen auf ihren alten Groll verzichtet; eine

Digitized by Google

Vereinbarung der großen Mächte vermöge allein die ehrsüchtigen Anmaßungen der Mächte vom zweiten Range im Zaume zu halten, und die Ruhe Europa's für eine lange Zukunft zu gewährleisten. Daß ein Markgraf von Brandenburg, der kürzlich erst unter den Churfürsten Rang erhalten hatte, sich durch das Recht seines Degens den ersten Mächten gleichstellen sollte, konnte nicht geduldet werden. Allein Friedrich hatte die Zahl seiner Unterthanen bereits schon beinahe verdoppelt; er besaß ein Heer, aus nahe an 200,000 steggewohnten Kriegern bestehend, das geübteste und disziplinirteste, welches in der neuern Zeit war gesehen worden; durch sorgfältigen und sparsamen Haushalt hatte er sich einen Schatz erspart; voraus aber besaß er das Bewußtsein seiner Stärke und der Uebermacht seines Talentes; von Feinden umringt, die in einem offenen Lande von allen Seiten in seine Staaten eindringen konnten, bot er der furchtbaren Vereinbarung Oesterreichs, Frankreichs, Rußlands, Schwedens und Sachsens Trotz. Die Geschichte meldet kein Beispiel eines so ungleichen, mit so vieler Geschicklichkeit, Ruhm und Ausharrung bestandenen Kampfes; die vielen und kunstreichen Schlachten, welche er während sieben Feldzügen im Herzen von Deutschland und großentheils auf dem nämlichen Schauplatz geliefert hat, haben die Kunst der Schlachten auf ihre größte Höhe; denn wenn seither die strategische Kunst sich durch vermehrte Kräfte auf ausgedehnterm Raume vervollkommnet zu haben scheint, so hat die Taktik des großen Friedrich doch kaum neuen Zuwachs erhalten. Da in dieser Uebersicht einzig nur von den politischen Ergebnissen der wichtigsten Veränderungen die Rede ist, so übergeht man die sehr bekannten Ereignisse dieses Kriegs, welcher die darin befangenen Staaten an Menschen und Geld mehr als seine Vorgänger erschöpft, und worin Frankreich nur allzuwohl verdiente Niederlagen und Unglück erlitten hat. Wir bemerken lediglich, daß der einzige wahre Zweck desselben auf kleinlichen Leidenschaften beruhte, auf der Eifersucht, welche Friedrichs Siege weckten, und auf dem durch seine Verachtung gekränkten Stolze zweier Kaiserinnen. Die Umtriebe der Buhlerinnen und der Höflinge Ludwigs XV kamen den Absichten Englands erwünscht, und das Blutvergießen dauerte fort, bis diese erfüllt waren; die Zerstörung der französischen und spanischen Seemacht, die Eroberung ihrer reichsten Kolonien und die Befestigung von Britanniens Herrschaft in Indien, mochten dem erlauchten und strengen Minister nicht genügen, welcher allein nur über Karthago's Ruinen Frieden schließen wollte; man lese die berühmten Reden des Lord Chatam, und man wird daraus sehen, wie für die Erhaltung des Gleichgewichts dieser verderbliche Krieg so lange fortgesetzt werden mußte. Die Drangsale des Festlandes und die für England allein nur vortheilhaften Metzeleien hätten ihr Ende noch nicht erreicht, wenn es in seiner Macht stand, dieselben länger zu unterhalten; allein der Tod, nachdem er eine Million Soldaten und Matrosen hingerafft hatte, traf auch die Kaiserin Elisabeth und König Georg II, und das System beider Kabinette erhielt dadurch eine abgeänderte Richtung; statt eines erbitterten Feindes fand der König von Preußen in Peter III einen enthusiastischen Verehrer und Bundesgenossen; er unterhandelte den Frieden mit Maria Theresia, und blieb im Besitze von Schlesien. Lord Chatam trat aus dem

Digitized by Google

Miniſterium, und das reiche England ſchrieb dem verarmten Europa Friedensbedingniſſe vor; es war dieß ein Friede der Gräber.

Von 1763 bis 1789.

Die abendländiſchen Völker genoſſen auf dem Feſtlande der längſten Ruhe, die der Hader ihrer Fürſten ihnen ſeit Jahrhunderten hatte zu gut werden laſſen; dreißig Jahre lang wurden der Rhein, die Donau, die Elbe und der Po von Blute nicht mehr geröthet, und kein Kriegsgetümmel verheerte ihre ſchönen Geſtade: war dieſe Ruhe etwa ein redliches Einverſtändniß der Regenten, um gegenſeitig ihrer Macht die Wage zu halten? Nein, wahrlich nicht, denn keiner aus ihnen war mit ſeiner Lage zufrieden, beinahe Alle beabſichtigten Veränderungen; die Wohlthat des Waffenſtillſtandes und ſeiner Ruhe verdankte Europa allein nur der Ohnmacht einzelner Beſtrebungen, jene für einſeitigen Vortheil zu ſtören. Wie gegeneinanderſtoßende Winde ſich wechſelſeitig zu bändigen ſcheinen und eine täuſchende Ruhe hervorbringen, die den furchtbaren Stürmen vorangeht, ſo waren die Kabinette von London, Verſailles und Petersburg, bei friedlichem Anſchein, doch mit ehrſüchtigen Planen beſchäftigt; der einzige Friedrich, von ſeinen Feinden geehrt und bewundert, von den Nachbarn gefürchtet, und ſelbſt auch den Launen des Schickſals mißtrauend, war nur bedacht, durch eine weiſe Verwaltung die Laſten zu mindern und zu tilgen, welche von zwei Kriegen her ſeine Staaten drückten; indem er ſich von fremder Staatskunſt losriß, machte er die ſeinige unabhängig. Maria Thereſia hatte auf weitere Störung der verdienten Ruhe des Eroberers von Schleſien verzichtet. Damit und durch den engen Verband mit Frankreich ſicherte ſie die neue Regierung ihres Sohnes, Kaiſer Joſephs II.

Während im Mittelpunkt dieſe wohlthätige Stätigkeit vorherrſchte, erlitten die Auſſentheile heftige Erſchütterungen; der Friede zwiſchen Frankreich und England war kaum unterzeichnet, als auch der Herzog von Choiſeul, welcher die franzöſiſchen Angelegenheiten leitete, ſich heimlich bemühte, die demüthigenden Bedingniſſe zu löſen, welche England ſeinem Lande aufgelegt hatte. Das feſt beſtehende dreifache Bündniß mit Spanien und Oeſterreich entfernte jede Beſorgniß eines Landkriegs, und geſtattete theils die Verminderung des Heeres, theils die Herſtellung der Seemacht; er rüſtete ſich zu Benutzung des erſten günſtigen Ereigniſſes, und man vermuthete mitunter auch wohl, er habe durch Aufreizung des Mißvergnügens der britiſch-amerikaniſchen Kolonien daſſelbe zu beſchleunigen geſucht. Zwei Staatsmänner, erklärte Feinde Englands, der Graf von Aranda und der Marquis von Pombal, unterſtützten den Herzog von Choiſeul für dieſen Angriffsplan, den umfaſſendſten und gefährlichſten, der jemals gegen England erdacht worden iſt. Sobald der Aufſtand der Amerikaner einen Theil der britiſchen Seemacht jenſeits des atlantiſchen Ozeans beſchäftigte, ſollten ſich die franzöſiſchen, ſpaniſchen und portugieſiſchen Seekräfte vereinbaren, um dem britiſchen Handel in den europäiſchen Meeren ſowohl, als in beiden Indien, die empfindlichſten Schläge zu verſetzen. Auch die dem Hauſe Bourbon

Digitized by Google

zugehörigen italienischen Staaten bewaffneten sich, um die britischen Besitzungen im Mittelmeere anzugreifen. Dies war der Anschlag, welchen Lord Chatam voraussah, als er gegen Lord Bute, des übereilten Friedens und der Frankreich gegönnten Ruhe wegen, seine Vorwürfe richtete; darum bewirkte er die Rücknahme der Stempelbill, welche den Aufstand der Kolonien veranlaßt hatte, und ermahnte das Parlament, um jeden Preis und für jede erforderlich geachtete Bewilligung, den Bürgerkrieg zu enden, und allein nur gegen das Haus Bourbon zu waffnen.

Anderseits zog Katharina II, welche seit 1762 den Thron der Czaare glorreich einnahm, alle Blicke auf sich. Während sie im Innern das von dem großen Stifter des Reichs begonnene Werk vollendete, und durch die Festsetzung ihres Neutralitätssystems, hinsichtlich der europäischen Angelegenheiten, nur die Beschleunigung eines allzulangsamen Ganges der Sittigung ihrer Staaten zu bezielen schien, beschäftigte sie sich in der That mit Einleitung dessen, was die Ausführung der großen Plane Peters I sichern konnte. Sie streute Zwietracht in Polen aus, um des Landes Freiheit und Unabhängigkeit zu ersticken; Poniatowsky ward durch ihren Einfluß gekrönt, der Einsprache des Kabinettes von Versailles unerachtet, das über diesen Einfluß betrossen, einem Bourbonschen Fürsten den Vorzug vor Katharinens Liebling zu verschaffen sich vergebliche Mühe gab.

Ein allgemeiner Krieg war dem Ausbruche nahe, als jene niedrigen Umtriebe, welche den alternden Ludwig XV umstrickten, den Herzog von Choiseul von der Leitung der französischen Angelegenheiten entfernten. Bereits hatte dieser Minister die Kriegserklärung der Pforte gegen Rußland bewirkt; im Einverständniß mit Oesterreich unterstützte er die polnische Konföderation, und schmeichelte sich, den Beitritt des Königs von Preußen für das Bündniß zur Befreiung Polens zu erzielen. Die Gunst einer Buhlerin stürzte den mächtigen Minister und vernichtete die großen Plane, wodurch er den Schimpf, welchen Frankreich von England erlitten hatte, zu rächen, und der furchtbaren Entwicklung von Rußlands Macht und Ehrfucht Schranken zu setzen gehofft hatte. Es erfolgte keine Erklärung des Seekriegs, und die geheimen Zurüstungen dafür wurden dem Herzog von Choiseul zum Verbrechen angerechnet. Den Konföderirten stand nur eine sehr kleine Schaar tapferer Franzosen zur Seite, die in dem von Suwarow angegriffenen Schlosse von Krakau den letzten Kampf für die Freiheit dieses Landes muthvoll bestehen halfen, und die Mächte, welche Polen gegen den russischen Einfall zu vertheidigen verheißen hatten, schritten jetzt zu seiner Theilung.

Wenn der Friede des Festlandes somit durch einen Räuberakt und durch die damalige schändliche Nichtigkeit der französischen Politik erhalten ward, so unterstand man sich wenigstens nicht, diese Verletzung des Völkerrechts und der heiligsten Rechte der Staaten durch den Vorwand der Erhaltung des Gleichgewichts beschönigen zu wollen. Wenn je dieses letztere durch Verträge zu Stande gebracht werden konnte, so mußte die Theilung Polens dasselbe zu Grunde richten.

Digitized by Google

Der Umsturz der Verfassung eines freien, tapfern und kriegerischen Volkes ward denn also mitten in Europa und während des langen, vielfältig gepriesenen Krieges, durch Rußland und Preußen beschlossen, die das Haus Oesterreich zur Theilung zuließen, um ihren eigenen Raub zu sichern, und die ganze That ward ohne Einsprache oder Widerstand der südlichen Mächte vollzogen. Von diesem Augenblick an senkte sich die Wagschale entschieden auf die Seite der nördlichen Mächte, weil sie aus Nebenbuhlern die Genossen gemeinsamer Vortheile geworden waren. Dieses Verhältniß, dessen Folgen durch die Ergebnisse der Revolutionskriege unterbrochen und neutralisirt werden konnte, mag alsdann erst zu wirken aufhören, wenn die Fortschritte des Handels und die Entwicklung der Seemacht der Staaten des Nordens ihr politisches System modifizirt und Seebündnisse ihnen zum Bedürfniß gemacht haben wird.

Seit Polens Theilung haben keine merkwürdigen Ereignisse oder Erschütterungen auf dem Festlande Statt gehabt, weil England, in einen verderblichen Krieg mit seinen amerikanischen Kolonien verwickelt, und bald nachher durch Frankreich und Spanien angegriffen, einen Landkrieg anzuzetteln nicht vermochte. Das Haus Bourbon, welches sehr ungehindert seine Kräfte auf die Herstellung des Seewesens verwenden konnte, benutzte den Anlaß, um für langes Unrecht Rache zu nehmen. Es fehlte wenig, so hätte Lord Chatam seine furchtbaren Prophezeihungen erfüllt gesehen; er hatte beharrlich darauf angetragen, man solle mit den Kolonien freisinnige Verträge schließen, und durch eine Kriegserklärung gegen Frankreich die arglistige Politik seiner Regierung entlarven. Das ungerechte Verfahren der Minister gegen die Briten jenseits des Meeres, und die grausamen Mittel, welche man durch Bewaffnung wilder Horden gegen sie anwandte, erregten bei ihm großen Unwillen; doch stieg sein Aerger noch höher, als, nachdem Frankreich bereit war, sich für die neue Republik zu erklären, deren Milizen bei Saratoga Britanniens alte Krieger beschämt hatten, Lord North nunmehr auf Unterhandlungen mit den vereinten Staaten antrug; wie eine Fackel, die ihrem Erlöschen nahe, zum letzten Male hell aufglimmt, erschien Chatam, sterbend beinahe und auf seine Kinder gestützt, im Parlament, um dem nunmehr allzuspäten und kleinmüthigen Vorschlage sich im Namen der Nationalehre zu widersetzen. „Sollte denn", rief er aus, „ein Volk, vor dessen Waffen der Erdball erzitterte, dahin gekommen sein, sich vor dem Hause Bourbon zu erniedrigen? .. Laßt uns vielmehr eine letzte Anstrengung machen, und wenn wir unterliegen sollen, so geschehe es wie Männern ziemend ist . . ." In diesen ermuthigenden Worten drückten sich seine letzten patriotischen Seufzer aus.

Der Gemeingeist und der kriegerische Muth, die im Herzen der Franzosen wohl schlummern, nie aber erlöschen mögen, waren seit Ludwigs XV Tod von neuem erstanden. Die Tugenden und die Vaterlandsliebe des jungen Königs brachten die verderbliche Gefühllosigkeit der letzten Zeit seines Vorgängers in Vergessenheit; die Ruhmbegierde lebte in allen Gemüthern neu auf, und jedermann sehnte sich nach Krieg; sein Vorwurf war volksthümlich, und freudig wurde derselbe eröffnet. Nach fünf Feldzügen, im Laufe welcher die französische Flagge in den Meeren

Digitized by Google

beider Indien und an den Küſten Amerika's oftmals ſiegreich wehte, nach wechſelweiſe glorreich erfochtenen Vortheilen, und obgleich der letzte Sieg den engliſchen Waffen zu Theil geworden war, ſah ſich Britannien jedoch zur Anerkennung der Unabhängigkeit der vereinten Staaten genöthigt.

Der Friede von 1783 war rühmlich für Frankreich, das der britiſchen Seemacht die Wage gehalten und ſeine Bundesgenoſſen kräftig unterſtützt hatte; ſein geſunkenes Anſehen hob ſich damit neu empor, aber der durch die Ergebniſſe des ſiebenjährigen Kriegs verlorne Einfluß kehrte nicht wieder zurück; ſeine Verbindung mit dem Hauſe Oeſterreich, welche Maria Thereſia durch der Erzherzogin Maria Antonia Vermählung mit Ludwig XVI enger zu knüpfen gewünſcht hatte, war, ſeit Joſeph II die Regierung übernahm, ungleich viel lockerer geworden. Das dreifache Bündniß unterbielt kein gemeinſamer Zweck, und in der Ruhe des Weltweiſen von Sansſouci lag die einzige Gewährleiſtung der Ruhe von Europa. Der alte Friedrich trat aus ſeinem Stilleleben alsdann nur hervor, als ſich's darum handelte, die gerechte Sache des Kurfürſten von Baiern, ſo wie diejenige aller Fürſten, gegen des Reichsoberhaupts ungerechten Angriff zu vertheidigen, und er zog ſich wieder in daſſelbe zurück, ſobald durch einfache Demonſtrationen und bewundernswerthe Mäßigung die Hitze eines ehrſüchtigen Jünglings gedämpft und die Feuerbrände gelöſcht waren, mit denen er ſelbſt, dreißig Jahre früher, das Feſtland in Flammen geſetzt hatte. Es war dies der letzte und nicht der kleinſte ſeiner Siege; man kann ſagen, Friedrich allein habe den Tempel des Janus eröffnet und wieder geſchloſſen. Beim Tode deſſelben im Jahr 1786 war Niemand vorhanden, der ſein Moderator-Amt übernehmen konnte, und bald nachher warf nun die franzöſiſche Staatsumwälzung alle beweglichen Elemente des vorgeblichen politiſchen Syſtems von Europa nach vollends durch einander.

Was mögen aus dieſer Darſtellung für Schlüſſe gezogen werden? Sollen wir uns dadurch berechtigt halten, anzunehmen, daß, der mannigfachen und großen Fortſchritte der Sittigung unerachtet, bei den neuern Völkern, wie unter den Barbaren, das Geſetz des Stärkern doch allein nur geltend und anerkannt ſei? Sollte unſre Abſicht geweſen ſein, durch die angeführten Beiſpiele darzuthun, daß die in unſern Schulen vorgetragenen Grundſätze des Völkerrechts von den Siegern umſonſt ausgeſprochen und von den Beſiegten vergeblich angerufen werden, und daß ſie in der That anders nichts als ein ideales Geſetz und ein politiſches Utopien ſind? Wollen wir behaupten, der Friede, welcher das Ziel und das erſte Bedürfniß der Menſchen im Geſellſchaftszuſtande iſt, ſei dem Zufalle preisgegeben, wie ungefähr die Ruhe der Wellen dem Spiel der Winde? Nein, dies iſt gar nicht unſre Meinung, und ſolchen Schimpf wollen wir den Regenten der Völker, denen für gemeinſame Sicherheit und zu Verhütung vielfältiger Zwietracht das Recht, Krieg und Friede zu ſchließen, weislich übertragen iſt, keineswegs anthun. Man iſt gegenwärtig ſattſam aufgeklärt, und die Regierungskunſt hat ſolche Vorſchritte gemacht, daß das Wohl der Völker von dem ihrer Herrſcher nicht mehr getrennt werden, und daß dieſe Trennung kein Vorwand für ungerechte Anſchuldigungen mehr ſein kann; wir glauben gern und

Digitized by Google

geben willig zu, daß die Zeiten vorüber ſind und nicht zurückkommen werden, wo um elender Zwiſte willen, welche der Stolz, die Ehrſucht oder die Habſucht der Fürſten erzeugte, das ganze Schickſal, das ganze bürgerliche Daſein, das Eigenthum und die Freiheit ihrer Unterthanen dem blinden Waffenglücke überlaſſen wurden; daß endlich auch Länder- und Seelentheilungen ihre Endſchaft erreicht haben.

Hingegen aber glauben wir ausſprechen zu dürfen, daß die Eigenherrſcher, wenn ſie gleich alle und unbedingt von hochherzigen Geſinnungen belebt ſind, ſich gegen den Mißbrauch ihrer Macht vergeblich nach wechſelſeitigen Gewährleiſtungen umſehen, wofern ſie ſich nicht einem gemeinſamen Geſetze und einem kräftigern Zaum unterziehen, als ihre Verträge ſind.

Das Syſtem der durch Stellvertretungen gemäßigten Monarchien iſt allein im Stande, die geſuchte wechſelweiſe Gewährleiſtung den Völkern und ihren Herrſchern zu geben. Bis dieſe fortſchreitende Verbeſſerung in der Staatsgeſellſchaft vollendet ſein wird, iſt ein anerkanntes, alle Theile gleichmäßig umfaſſendes Gemeinwohl nicht vorhanden; in einem Lande, wo das Volk durch ſeine Stellvertreter an den öffentlichen Geſchäften nicht thätigen Antheil nimmt, wird das Gefühl und Bewußtſein der gegenſeitigen Verantwortlichkeit für die Erhaltung des Ganzen und für treue Erfüllung eingegangener Pflichten auch nur mangelhaft vorhanden ſein; der Einzelne glaubt weder ſeine Ehre noch ſein Eigenthum in jener Verantwortlichkeit befaßt; die Staatsangelegenheiten gelten für Sache des Fürſten; wie groß auch das Zutrauen ſein mag, welches ſein perſönlicher Karakter und ſeine klugen Einſichten einzuflößen vermögen, ſo werden dieſelben doch niemals weder das Licht aufwiegen, das aus öffentlicher Berathung der Staatsintereſſen hervorgeht, noch die Hilfsmittel, die ſich aus der Theilnahme der Nation an der Geſetzgebung entwickeln. Die Bewilligung der Abgaben und der Staatseinnahmen im Verhältniſſe der anerkannten Bedürfniſſe iſt nicht allein nur eine Schutzwehr der Freiheit und Unabhängigkeit für dieſes oder jenes Volk, das ſo glücklich geweſen iſt, ſeiner natürlichen Rechte wieder theilhaft zu werden, ſondern es liegt darin hinwieder auch für die übrigen Nationen die beſte Gewährleiſtung von Billigkeit und Treue. Unter einer wohlgeordneten monarchiſchen und ſtellvertretenden Regierung hält es ſchwer, daß ein ungerechter, dem Vortheil der Nation offenbar zuwiderlaufender Krieg könne beſchloſſen werden. Wenn auch in der Geſchichte der Völker, welche im Genuſſe politiſcher Freiheit lebten, einige Beiſpiele verderblicher, durch Habſucht und Eroberungsluſt erzeugter Meinungsverirrungen vorkommen, ſo wird doch niemand bezweifeln, daß ihre Zahl im Verhältniß zu den obangeführten immer nur ſehr klein iſt. Die merklichen Fortſchritte, welche Vernunft und Sittlichkeit in ihrer Anwendung auf die Staatsverhältniſſe durch die Oeffentlichkeit der Berathungen gewonnen haben, ſind eine ungemein tröſtliche Wahrnehmung; jene kleinlichten Umtriebe und die verführeriſchen Stimmen, welche im geheimen Kabinette den Entſchließungen der Eigenherrſcher nur allzuhäufig den Ausſchlag gaben, haben vor dem entſchloſſenen Widerſtande der Stellvertreter der Nation ungleich

öfterer gescheitert, und hierin liegt für Staatshaushalt und Gemeinwesen die ächte Gewährleistung, weil, wie Hr. Royer-Colard sich in einer seiner Reden über den öffentlichen Unterricht treffend und schön ausdrückt, Ordnung und Gemeinwohl durch Geheimthun nur gefährdet werden können. *)

II.

Die statistischen und politischen Verhältnisse der Insel St. Domingue, von dem General Vincent, nebst Bemerkungen über das jetzige Verhältniß Frankreichs zu diesem Eilande, von dem General-Lieutenant Mathieu Dumas.

(Précis des événemens militaires par le Comte *Mathieu Dumas*. Tom. VIII. Paris 1819. p. 457—467; 480—484.

Die Insel St. Domingue, von den Spaniern, welche sie mit den Franzosen gemeinsam besaßen, Hispaniola genannt, ist von Osten nach Westen ungefähr hundert Seemeilen lang, jede zu 2851 Toisen. Ihre Durchschnittbreite, von Norden nach Süden, kann auf dreißig Meilen, ebenfalls zu 2851 Toisen jede, gewerthet werden. Der ziemlich genau berechnete Flächeninhalt der Insel beträgt ungefähr dreitausend Geviertmeilen, von denen zweitausend oder zwei Drittheile Spanien, und der letzte Drittheil oder eintausend Geviertmeilen Frankreich zugehörten. Das von den Franzosen für die Landesausmessungen gebrauchte Längenmaas war der Schritt von vierthalb Fuß Länge. Die zur gleichen Messung gebrauchte Flächeneinheit war der viereckigte Raum, welcher das Ergebniß von 100 Schritt auf 100 Schritt oder 10,000 Geviertschritten ist. Aus diesen Bestimmungen geht hervor, daß die Seemeile 4885 Schritte beträgt, die durch sich selbst multiplizirt und in Vierecke (Carreaux) reducirt, 2390 Carreaux auf die Meile geben; welches demnach dann 2,390,000 Carreaux für den französischen, und 4,780,000 für den spanischen Theil der Insel beträgt.

Dabei ist wesentlich zu bemerken, daß, obgleich Frankreich in der That nur einen Drittheil des Landes besaß, dieser Drittheil hinsichtlich auf die Kolonialkulturen ungleich vorzüglicher war, als das von Spanien besessene Land. Dieser Vorzug des französischen vor dem spanischen Theil beruht hauptsächlich auf der größern Küstenausdehnung des erstern, welches von den Vorsprüngen des Landes, von den schmalen Erdzungen herrührt, die den Pflanzern, durch zahlreiche Buchten, Seehafen und Ankerplätze, welche zur Ausfuhr ihrer Erzeugnisse wichtig sind, wesentliche Erleichterungen verschaffen.

*) L'ordre est en péril aussi longtemps qu'il est un mystère.

Digitized by Google

Nicht minder einleuchten muß es, daß der Boden eines so bergigten Landes wie St. Domingue, da wo er sich von den großen Bergketten entfernt, nothwendig flächer und zum Anbau geschickter sein muß; das in diesen heißen Erdstrichen so nothwendige Wasser findet sich in den Thalgründen häufiger, und alle Kulturarten werden dem in der Nähe der See wohnenden Pflanzer möglich, während der Bewohner der Berghöhen der Insel, durch die Natur des Bodens und die Temperatur des Klima, sich auf das einfache Hirtenleben beschränkt sieht, wie dies im weitaus größten Theil der spanischen Landschaft der Fall ist. Ein zweiter, dem nahe bei der See wohnenden Pflanzer sehr wichtiger Umstand ist der, daß sein Zugvieh täglich von dem Ort der Einschiffungen nach Hause kommt, welchen Vortheil der Spanier, dessen Besitzungen vom Seeufer viel weiter entfernt liegen, nicht genießt.

In Fortsetzung dieser allgemeinen Ansichten über die Landeseintheilung der Kolonie darf man mit Zuversicht sagen, der Beobachter, welcher öfters von aussen her die Küsten und die Gestaltung der hohen Berge von St. Domingue, so wie die verschiedenen Widerlagen (contreforts), die sein krummes und bergigtes Gerippe bilden, betrachtet hat, so gut wie derjenige, welcher durch wiederholte Ausflüge ins Innere die Bildung des herrlichen Landes nählich und fruchtbar zu prüfen im Fall war, müssen gleichmäßig sich überzeugt haben, daß die Insel überhaupt von mehreren Bergketten durchzogen ist, welche ihre Richtung von Osten nach Westen nehmen, unter denen die wichtigste ostwärts beim Cap Raphael ihren Anfang nimmt, weiterhin beim Hauptknoten von Cibao sich mit verschiedenen andern verbindet, bald aber zu nochmaliger Ausdehnung in östlicher Richtung sich neuerdings trennt, bis sie am Cap-à-Foux, Môle Saint-Nicolas, ausläuft.

Von dem nämlichen Knoten von Cibao, als der höchsten Bergregion auf St. Domingue, läuft eine andere Kette aus, die anfänglich ihre Richtung von Norden nach Süden, bis zur Ausmündung des Neybe nimmt, dann aber von Osten nach Westen bis zum Cap Tiburon sich erstreckt.

Von der Kenntniß dieser Hauptmassen geht nun sehr natürlich die Eintheilung des französischen Theils der Insel in große Landschaften aus. Der Name der nördlichen Landschaft, deren Hauptstadt und wichtigster Seehafen Cap François ist, ward eben darum der ganzen, die Wasserneigung der Nordseite der großen Kette befassenden, zwischen Fort Dauphin und dem Môle gelegenen Gegend ertheilt. Aus gleichem Grund mußte der Name der westlichen Landschaft dem westlich von Cibao liegenden, und in den schönen Hafen des Môle, als dem westlichsten Punkt der Insel, auslaufenden französischen Gebiet ertheilt werden, welches die südliche Wasserneigung zwischen Môle und Port-au-Prince, dem Hauptort und wichtigsten Hafen dieser Landschaft, befaßt. Der Name der südlichen Landschaft endlich mußte dem südöstlichsten Theil der französischen Besitzung der Insel gegeben werden, worin Cayes die Hauptstadt und der wichtigste Hafen ist, und welcher nebenbei die sich von Miragouane bis zum Cap Tiburon ausdehnende Gegend begreift.

Digitized by Google

Dies ist die Vorstellung, welche man sich von der Landeseintheilung des französischen Theils von St. Domingue machen muß, dessen Hauptstadt in Friedenszeiten Port-au-Prince, in Kriegszeiten hingegen Cap Français war, welcher letztere Punkt unter dem Winde liegt, und davon jederzeit wesentliche Vortheile zieht.

Nach dieser vorausgesandten allgemeinen Uebersicht des Landes und der Gebietseintheilung scheint es hinwieder angemessen und erforderlich, richtige Begriffe über die verschiedenen Menschenklassen, die dies gelobte Land bewohnen, und über die Ursachen ihrer Zwiste aufzustellen. Die bloße Aufzählung der Bevölkerung wird schon hinreichend sein, um die Hindernisse und Schwierigkeiten einleuchtend zu machen, welche sich in der Kolonie den Begriffen entgegensetzen mußten, von denen jene Grundsätze auszugehen schienen, die von Anfang der Revolution Frankreich in unruhige Bewegung setzten.

Es wurden einzig und allgemein nur zwei Menschenklassen auf St. Domingue unterschieden, die weißen und die farbigten, und die letztere Benennung begriff gleichmäßig die Neger und die Mulatten. Freilich blieb man bei dieser Trennungslinie keineswegs stehen, und die weiße Kaste, welche das Bedürfniß völliger Eintracht jederzeit fühlen sollte, hatte auch unter sich selbst wieder sehr grelle Unterscheidungen eingeführt. Sie trennte sich in zwei Klassen: die der großen Pflanzer, der Besitzer von zahlreichen Negersklaven, und die der kleinen Weißen (petits-blancs), welche ungleich viel zahlreicher, sich durch Thätigkeit und Gewerbfleiß auszeichnete; zu ihr gehörten diejenigen Pflanzer, welche noch kein großes Vermögen erworben hatten, nebst allen Künstlern und Handwerkern, die den Wohlstand der Kolonien so wesentlich beförderten. Ein empörender Stolz und Anmaßungen aller Art zeichneten den Karakter der großen Pflanzer aus; das Verlangen nach vornehmen Verbindungen und solchen Verhältnissen, die entweder ihnen selbst oder ihren Kindern Zutritt am Hof verschaffen konnten, war ihr vorherrschender Gedanke, und jede noch so geringfügige Ehrenauszeichnung galt unter ihnen für die kräftigste Empfehlung.

Man begreift leicht, wie unfreundlich das Betragen der von solcher Eitelkeit befangenen Menschen gegen Handwerker und freie farbigte Leute sein mußte; es war dasselbe auch im höchsten Grade unpolitisch, in einem Lande, wo die weiße Kaste so zuvorkommend und gefällig wie möglich gegen freie Menschen jeglicher Farbe sein sollte, weil diese allein nur ihre Ruhe und das gute Betragen der Sklaven gewährleisten konnten. Gerade umgekehrt ward nun aber die zahlreichere Klasse der weißen Einwohner, die um der gemeinsamen Ruhe willen mit der Klasse der Freigelassenen einverstanden sein sollte, alltäglich zu Haß und Unwillen gegen die um ihrer Reichthümer und um der Menge ihrer in strenger Zucht gehaltenen Sklaven willen am meisten gefährdete Klasse aufgereizt.

Es befanden sich unter den großen Pflanzern allerdings manche achtungswerthe Männer; aber ihre Mehrzahl besaß in der That mit großen Schulden belastete Reichthümer, die durch übermäßigen Luxus zerrüttet wurden; und bekanntlich sind bei eintretenden politischen Krisen gerade diese letztern diejenigen, die sich überall zuerst hervordrängen. In den Provinzial- und

Digitized by Google

Kolonial-Versammlungen wurden die Hauptrollen von solchen gespielt, deren Haushalt vorzugsweise zerrüttet war. Dieser gefährlichen Abtheilung der großen Pflanzer schloß sich, als eifrige Gehilfen, eine Gattung Menschen an, die nirgend anderswo so zahlreich gefunden werden: Durch mancherlei Umstände ihr Vaterland zu verlassen und eine neue Heimath zu suchen gezwungen, und unter dem Namen der Industrieritter allgemein bekannt, lebten diese Menschen, als die Schmeichler der großen Pflanzer, in einem gewissen Wohlstand; als Feinde jeglicher Ordnung, weil sie in der Unordnung allein ihr Dasein gesichert finden, sammelten diese für jede Regierung gefährlichen Ränkespieler sich unter den Panieren der verschuldeten Pflanzer, und von ihnen gingen alle Plackereien und Anschläge gegen die Statthalter und ersten Stellvertreter der Regierung in der Kapstadt und in Port-au-Prince aus, während jeder redliche Mann im Gegentheil die Befestigung ihres Ansehens wünschen mußte.

Die bereits gedachte Klasse der kleinen Weißen, der wichtigsten und achtungswerthesten Kolonialbewohner, war anfangs vorsichtig in ihrem Betragen, und sie widersetzte sich eine Zeit lang den Verordnungen; nachher aber, einerseits von dem Verlangen, die großen Pflanzer zu demüthigen, angetrieben, und anderseits jede Veränderung der Personalverhältnisse scheuend und fürchtend, machte sie mit den Ruhestörern gleichfalls gemeine Sache, welche die Erhaltung der bestehenden politischen Verhältnisse allezeit zur Beschönigung ihrer Umtriebe brauchten, und dadurch die kleinen Weißen für ihre Absichten gewannen, indem diese mißt alle auch einige Mulatten oder Negersklaven besaßen, und indem sie, zwar ohne Ausnahme für sich selbst zum Range der großen Pflanzer anstrebten, hingegen aber nicht begreifen konnten, daß alte und begüterte Eigenthümer, die alle Lasten der Kolonie mittragen halfen, auf gleichen Rang mit ihnen Anspruch machen sollten, sobald die mindeste Schattirung des Oberhäutchens das Dasein dessen, was sie gemischtes Blut nennen, verkündete.

Allenfalls möchte wohl eine Ausgleichung unter den freien Menschen verschiedener Farben noch möglich gewesen sein, wenn diese die einzigen Einwohner gewesen wären; aber die weiße Kaste, die auf 40,000 Individuen ansteigen konnte, wollte über eine halbe Million Menschen in der Sklaverei, das will sagen, in der schimpflichsten Erniedrigung, erhalten, unter denen 500,000 Sklaven waren, und 30,000 Andere sich in einer beinahe gleich unerträglichen Lage befanden.

Man begreift leicht, wie unter solchen Umständen mit dem Augenblick, wo die übel verdauten Begriffe einer furchtbaren Revolution, deren Grundsätze die Pfeiler des Kolonialsystems erschütterten, in St. Domingue nachbar wurden, je das Schlimmste von Seite der Sklaven, die sich lange gehorsam erzeigt hatten, zu befürchten war; aber alle Umstände machen es auch wahrscheinlich, daß, wenn die Weißen ein gerechtes und großmüthiges Betragen gegen die farbigten Menschen annehmen wollten, ein redliches Anschließen an diese letztern großes Unglück verhüten konnte.

Ein solcher Plan lag aber keineswegs in den Absichten der Hauptführer; die Klasse der neuen Freigewordenen, die man sich durch Schonung geneigt machen sollte, ward ärger mißhandelt als zuvor, und diese hinwieder, aufgeklärter als die Sklaven und erbittert über die

Digitized by Google

Emancipation, zu der die Kolonial-Vorurtheile sie verurtheilten, kündigten bald auch feindselige Absichten gegen die Weißen an; ihre anfänglichen Beschwerden waren begründet, und vernünftige Leute würden sich leicht mit ihnen verständiget haben. Es währte aber nicht lange, so wurden große Versammlungen veranstaltet; die ersten Städte der Kolonie, vorzüglich die Kapstadt, wurden Vereinigungspunkte der leidenschaftlichsten Umtriebe. Das Benehmen der ersten Staatsbehörden und untadelhafter Beamteten ward mit Bitterkeit getadelt und verleumdet; die Truppen wurden verführt und zum Aufruhr verleitet; die verwegenen Meuterer der Kapstadt, denen der freilich unbedeutende Erfolg ihrer Bemühungen im nördlichen Theil der Kolonie nicht genügte, faßten den Entschluß, nach Port-au-Prince zu gehen, um sich daselbst durch neue Anhänger zu verstärken, und den eben so festen als aufgeklärten Kolonial-Intendanten Marbois, in welchem sie das kräftige Hinderniß ihrer Plane erkannten, zu verhaften.

Unter die vorzüglich mitwirkenden Ursachen der Umwälzung der Kolonie gehört zuverlässig auch die Eifersucht Englands, dessen Uebermacht zur See jeden seinem eignen Vortheile fremden Kolonialwohlstand zu allen Zeiten mit scheelen Blicken betrachtet hat.

Unabhängig dann von den bisher aufgezählten Ursachen, hatte sich seit geraumer Zeit, in guter Absicht, aber nicht zum wahren Vortheil der Kolonie, in Paris ein Verein achtungswürdiger Männer, unter dem Namen der Gesellschaft der Freunde der Schwarzen, gebildet. Die sich in Paris aufhaltenden farbigten Menschen wurden in diesen Verein aufgenommen, und sein Bestreben war auf Verbesserung des Schicksals der neuerlich Freigewordenen und der Sklaven, durch alle in seiner Macht stehenden Mittel, gerichtet; die von ihm beförderte Sendung des Mulatten Ogé, dessen grausamer Tod auf eine so furchtbare Weise gerächt ward, veranlaßte den ersten gewaltsamen Ausbruch.

Das Dekret vom 15. Mai 1791, welches den von freien Vätern und Müttern erzeugten Farbigten mit den weißen Menschen gleiches Stimmrecht einräumte, hätte wohlthätig auf Erhaltung und Herstellung der Ruhe wirken können; aber die große Mehrzahl der weißen Einwohner ließ beharrlich jeden Gedanken an persönliche politische Einräumungen von sich, und der Gouverneur der Kolonie, der achtungswürdige Blanchelande, war unglücklicher Weise ebenfalls dieser Meinung; er weigerte das Dekret in Vollziehung zu setzen, und sah sich durch die Provinzialversammlung zu der Erklärung gezwungen, als Anführer der Weißen den Anmaßungen oder vielmehr den gerechten Hoffnungen der farbigten Menschen Widerstand zu leisten.

Der wackere General ward nach Frankreich zurückgerufen, um hier auf dem Schaffot zu sterben, nachdem er auf St. Domingue mannigfache Gefahren überstanden, und zumal auch die Wuth der aus Frankreich eingetroffenen Truppen ihn verschont hatte, die in Port-au-Prince am 3. März 1791, am Tage ihrer Landung selbst, den unerschrocknen Oberst Mauduit deshalb ermordet hatten, weil er die farbigten Menschen allzuschonend behandelt und eine Versammlung von Aufrührern aufgelöset hatte.

Digitized by Google

Der Haß und die Verachtung der weißen gegen die farbigten Menſchen, dieſe Verachtung, welche die wirkſamſte Urſache der unglücklichen Vorgänge auf St. Domingue geweſen iſt, erhielt fortgehend neuen Zuwachs, zumal ſeit die Weigerung, das Dekret vom 15. Mai 1791 zu vollziehen, ausgeſprochen war; dadurch und durch die verſchiedenen auf einzelnen Punkten der Kolonie geſchloſſenen Verträge ward der Aufſtand der Neger vollends herbeigeführt.

Gegenwärtig nun, und nachdem der allgemeine Friede in Europa hergeſtellt iſt, führt Frankreich in dem Maaſe, wie ſein Handel wieder auflebt, den Verluſt dieſer ſchönen Kolonie um ſo empfindlicher; allein die durch die Staatsumwälzung bewirkten Veränderungen laſſen keine Hoffnung übrig, ſich ihrer je wieder durch Gewalt zu bemächtigen; man muß auf einem dem frühern gleichkommenden Beſitz verzichten, ſich von der Nothwendigkeit einer völligen Aenderung des Kolonialſyſtems überzeugen, und anerkennen, daß man ſich in der neuen Ordnung der Dinge darauf beſchränken ſolle, diejenigen Handelsvortheile zu erringen und zu ſichern, wozu die gegenwärtige Lage der Mutterlande und ihrer vormaligen Kolonien vernünftiger Weiſe Hoffnung geben. In den Beſitzungen, wo die alten Einrichtungen noch fortdauern, ſoll man dieſe freilich wohl, auf gemilderte Weiſe und mit Benutzung der auf St. Domingue gemachten furchtbaren Erfahrungen, beizubehalten trachten; was dann aber dieſe letztere Kolonie anbetrifft, die zum Glanz ihrer einſtmaligen Verhältniſſe nicht wieder zurückkehren wird, ſo iſt gar nicht abzuſehen, wie Frankreich jemals Erſatz für den Aufwand von Menſchen und Geld erhalten könnte, der erforderlich wäre, wenn jene wieder erobert und eine Ordnung darin zu Stand gebracht werden ſollte, welche dem Mutterſtaat die Oberherrſchaft, den Perſonen und dem Eigenthum Sicherheit gewährleiſten könnte. Ein Vertrag, wodurch die Unabhängigkeit vollſtändig anerkannt würde und der zu gleicher Zeit den unglücklichen ihres Eigenthums beraubten Koloniſten eine Entſchädigung von Seite der Regierungen des Eilandes zuſichern würde, wäre vielleicht dasjenige, was zum Vortheil des Handels und Seeweſens vorzugsweiſe zu wünſchen ſein möchte. Unparteiiſche, von Vorurtheilen und eiteln Hoffnungen nicht geblendete Männer halten dafür, ein ſolches Einverſtändniß dürfte möglich ſein. Sie ſind der Meinung, das Eigenthum der Kolonie müßte gegenwärtig für Frankreich eher läſtig als nützlich werden; ſie behaupten, die Pflanzungen befänden ſich, auch in den fruchtbarſten Theilen der Inſel, in einem ſolchen Zerfall, daß ihre Herſtellung ungeheure Kapitale erheiſchen würde; ſie verſichern, daß Syſtem der Wäſſerungen ſei beinahe ganz zerſtört, und die überſchwemmten ſumpfigen Thalgründe werden immer ungeſunder; eine europäiſche Bevölkerung kann ſich, ihrer Meinung nach, dort nicht mehr anſiedeln und fortpflanzen; und weil der ſchändliche Negerhandel durch ein Einverſtändniß aller Mächte auf immer abgeſchafft iſt, ſo begreifen ſie nicht, wie es möglich ſein könnte, die alte Koloniaeinrichtung auch alsdann zu unterhalten und ſich die benöthigten Arbeiter zu verſchaffen, wenn wirklich durch Aufopferung von Armeen und Schätzen ein

Digitized by Google

Vertilgungskrieg beſtanden, und der nachher übrig bleibende Theil der ſchwarzen Bevölkerung unterjocht worden wäre.

Der Gedanke eines ſolchen Planes wäre allein ſchon hinlänglich, Furcht und Entſetzen zu erregen, und der andere, welcher die zwiſchen beiden Regierungen der Inſel beſtehende Spannung benutzen und mit der einen unterhandeln möchte, um die andere zu vertilgen, wäre nicht viel klüger; er ſtellt eitle Hoffnungen auf und iſt ebenfalls eine völlig verkehrte Politik. Das wahrſcheinlichſte Ergebniß eines ſolchen Unternehmens würde die Vertilgung der ältern Klaſſe der freien Menſchen durch die neuen ſein. Man darf nämlich nicht vergeſſen, daß jene farbigten Menſchen, die vormals gegen die Weißen aufſtanden und den Kampf beſtanden, nunmehr ſich den Negern gegenüber in gleicher Lage befinden, worin früher die Weißen zu ihnen ſtanden; ſie werden, ſo wenig als dieſe es konnten, das Vorurtheil und die Bevorrechtung der Farbe zu erhalten und zu handhaben vermögen; ihre Reichthümer und ihre Stärke beruhen auf der Arbeit der Neger; bringt man ſie mit dieſen in Zerwürfniß, ſo werden dadurch ihr Untergang und ihre Vertreibung aus der Kolonie beſchleunigt; es wäre viel beſſer gethan, ſie durch gemeinſame Vortheile zu vereinbaren, als durch verderbliche Unterſtützungen Trennungen unter ihnen hervorzurufen.

Die Meere werden einſt frei ſein; die ſämmtlichen Seehafen der neuen Welt werden den Flaggen aller europäiſchen Völker offen ſtehen. Dieſe große Veränderung kann noch für eine etwas längere oder kürzere Zeit verſchoben bleiben, aber ſie wird unausweichlich eintreffen, und von allen Mächten, die ihre Folgen berechnen können, iſt Frankreich diejenige, der ſie am erwünſchteſten kommen muß, weil die Erzeugniſſe ihres Bodens und die ſchnellen Fortſchritte ihres Kunſtfleißes ihr davon größere Vortheile verheißen, als keine andre Nation erwarten darf. Die Anerkennung der Unabhängigkeit von St. Domingue, das will ſagen, ſeine legitime Freimachung (émancipation légale) würde vermuthlich dieſe Umwälzung beſchleunigen; dies aber geſchähe dann auch wohl eher zum Vortheil als zum Nachtheil der Mächte, welche ihre amerikaniſchen Kolonien noch weiterhin in unbeſchränkter Botmäßigkeit zu behalten wünſchen; dieſe Botmäßigkeit würde bald zum Schattenbilde werden, wie die franzöſiſche über St. Domingue es längſt geworden iſt. Welche Vortheile könnte die Verlängerung ſolcher Täuſchung gewähren? Was hätte England aus der Weigerung, die Unabhängigkeit der vereinten Staaten anzuerkennen, für Vortheil gezogen? Seine beharrliche Anmaßung unnütz gewordener Oberherrlichkeitsrechte hätte einen verderblichen Krieg nur verlängert, während England hingegen einen Theil der früher unklugerweiſe für die Handhabung der Unterwürfigkeit eben dieſer Kolonien verſchwendeten Schätze durch Handelsgewinn ſich wieder erſetzt hat. Die Verhältniſſe ſind für die übrigen Theile jener Halbkugel nur wenig verſchieden, und die Beſitztitel ſind gewiß nicht beſſern Gehalts, als jene, welche die britiſche Krone beſaß. Der Grundſatz der Legitimität iſt durch die große Verzichtung nicht verletzt worden, und die Klugheit mußte dieſe vielmehr anrathen. Es iſt Zeit und dem Vortheile Frankreichs zuſprechend, die Anwendung der zwar allgemein

Digitized by Google

anerkannten, aber noch viel zu wenig ausgeübten Lehre zu beschleunigen, der zufolge die Kolonien um der Vortheile willen, die sie dem Handel gewähren, nicht aber als ein Besitzthum, das fürderhin nur lästig und täuschend sein könnte, gesucht werden sollen.

H.

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Ueber die neuen Missionen, von Hrn. Bischof Gregoire. *)

Seit geraumer Zeit hörte man so vielerlei und in so ungleichem Sinne von den in manchen Kirchsprengeln stattfindenden Missionen sprechen, daß in Ermanglung hinlänglicher Kenntniß der Thatsachen unmöglich entschieden werden konnte, ob das je nach Beschaffenheit der Arbeiter nützliche oder schädliche Werk Beifall oder Tadel verdiene? Nunmehr, da sowohl amtliche Berichte als Denkschriften glaubwürdiger Augenzeugen vorhanden sind, ist man eher im Stand, eine bestimmte Meinung zu fassen.

Um unparteiisch die neuen Missionen zu beurtheilen, muß man unstreitig weder Verächter der Religionsübungen sein, noch zu den Schwärmern gehören, die nur übermenschliche Dinge in einem Werke sehen, das von Menschen herrührt, welche gewiß nicht, wie die Apostel, das Vorrecht göttlicher Eingebung besitzen. Der Mund kann vom Reiche der Himmel sprechen, während das Herz nach irdischen Gütern, nach Herrschaft und Ruhm strebt. Man kann die Religion predigen, während man ihre Grundlagen gefährdet; man kann sich als eifriger Verfechter des Glaubens darstellen, während man dem Glauben schlimme Wunden schlägt; man kann um Heil der Seelen zu arbeiten emsig bemüht scheinen, während man in der That ihr Verderben befördert.

Wir wollen also unbefangen prüfen, von welchem Geist die neuen Missionarien belebt sind; ob ihre Vorträge mit den heiligen Schriften übereinstimmen; ob ihre Sittenlehre rein ist; ob sie die Vorschriften der Kirche treu beobachten. Aus der Beantwortung dieser Fragen wird es sich alsdann von selbst ergeben, ob die Missionen wirklich zur Beförderung der Religion und Sittlichkeit in Frankreich das ihrige beitragen.

Der Apostel Paulus sagt in seinem ersten Brief an die Korinther: er möchte sich den Ruhm nicht rauben lassen, das Evangelium ohne Jemandes Kosten zu verkündigen. Diese merkwürdigen Worte sollen die Diener Christi erinnern, daß, wenn sie in der Ausübung ihres Amtes nicht, nach des Apostels Beispiel, die Vorschrift des Erlösers: „umsonst habet ihr es empfangen, umsonst gebet es auch", wörtlich befolgen können, sie doch wenigstens ihr Herz jeder Begierlichkeit und dem Geize verschließen, und darnach alles meiden sollen, was auch nur den Verdacht derselben gegen sie aufregen könnte. Warum lassen dann die Missionarien Bücher drucken,

*) Chronique religieuse, Février 1819.

Digitized by Google

die an den Kirchthüren, nicht etwa umſonſt, ſondern gegen Bezahlung vertheilt werden? Warum werden dieſe Bücher theurer verkauft, wenn mehr Käufer zugegen ſind? Warum ſagen die Verkäufer jedem, der ſie fragt, der Verkauf geſchehe zum Vortheil der Miſſionspriester? Sieht das nicht aus, als werde, während man die evangeliſche Armuth predigt, ein Gewerbe getrieben, das freilich wohl nur einen kleinen Gewinn bringen kann, allein darum nichts deſto minder dem Geiſtlichen unterſagt iſt, der alles meiden ſoll, was ſeinen guten Ruf auch nur einigermaßen beflecken kann?

Wer möchte zweifeln, daß für die Deckung der Reiſe- und Aufenthaltskoſten der Miſſionarien auf ehrenvollere Weiſe geſorgt ward? Dafür kann der Ertrag dieſes Bücherkrams unmöglich beſtimmt ſein. Vielleicht wird er, nach Abzug der Druckkoſten, in die Hände der Pfarrherren gelegt, zur Unterſtützung der Armen oder für die Spitäler. Dies wäre unſtreitig eine überaus löbliche Anwendung eines gewiß auf alle Fälle nur ſehr mäßigen Gewinns. Aber warum läßt man alsdann das Gegentheil glauben? Sollte nicht hier die Vorſchrift des Erlöſers ihre Anwendung finden: Laſſet euer Licht leuchten vor den Menſchen, damit, wenn ſie eure guten Werke ſehen, ſie den Vater preiſen, welcher im Himmel iſt? Man kann alſo immerhin den Miſſionsmännern den Vorwurf machen, entweder ihr heiliges Amt zu einem niedrigen Gewerb zu mißbrauchen, oder aber den Verdacht davon auf ſich liegen zu laſſen.

Ungleich wichtiger iſt der Umſtand, der dem Zweck ihrer Arbeiten gewiß, zumal in der gegenwärtigen Zeit, nur Nachtheil bringen kann, daß ſie nämlich in ihren Vorträgen überall die Politik mit der Religion vermengen, ſo daß man ihren Miſſionen politiſche Zwecke unterlegen zu können glaubt. Die Lehre des Evangeliums ſowohl als die der Kirche, machen den Gläubigen den Gehorſam gegen die Obrigkeit zur Pflicht, ohne irgend eine Ausnahme, auſſer der, wo durch dieſen Gehorſam Gottes eigne Gebote verletzt würden. Nirgends hingegen finden wir, daß das Evangelium oder die Kirche die eine oder die andere Form der Regierung vorgeſchrieben, daß ſie verlangt hätten, die ſouveraine Gewalt falle in dieſer oder jener Hand liegen, oder daß ſie auch nur geſtattet hätten, daß Jeder, ehe er gehorcht, zuerſt unterſuchen möge, mit welchem Recht der Befehlende regiere und wie er zur Regierung gekommen ſei. Die chriſtliche Religion iſt für alle Völker geeignet, welches auch ihre Staatsverfaſſungen ſein mögen; ſie ſtört keinerlei Einrichtungen, wenn ſie gleich diejenigen vorzieht, welche, mit ihrem Geiſt übereinſtimmend, dem Menſchen ſeine Würde und den Genuß aller der Rechte erhalten, deren Opfer das Gemeinwohl nicht fordert. Sie will Eintracht und Frieden zwiſchen den Völkern, vorzüglich aber zwiſchen den Bewohnern Eines Landes und die unter gleichen Geſetzen leben, unterhalten und befördern. Wer alſo Vaterlandsliebe, Ehrfurcht gegen die Regenten, Gehorſam der Geſetze und Nächſtenliebe predigt, der verkündigt das Evangelium; wer hingegen politiſche Verhältniſſe in ſeinen Kanzelvorträgen behandelt, der ahmt Chriſtus nicht nach, der ſpricht nicht mehr in ſeinem Namen, der trägt ſtatt des göttlichen Wortes Menſchenworte vor, und er mag alsdann auch leicht jenem erſtern die Verachtung zuziehen, welche dieſe letztern nur

Digitized by Google

allzuoft verdienen. Dadurch wird die Religion gefährdet. Dies thun aber unſre Miſſionarien, die ſich wohl gar in ihren Lobpreiſungen nicht ſcheuen, den Menſchen dem gekreuzigten Heilande gleich zu ſtellen. Welche Verkehrtheit!

Eine andere Unſitte, die unmöglich beifallswerth gefunden werden kann, beſteht in den übertriebenen Bewegungen, oder dem ſeltſamen Geberdenſpiel, das verabredetermaßen und auf gleichförmige Weiſe ihre Reden begleitet, und das vielmehr Sport und Lachen, als die beabſichtigte Rührung hervorzubringen geeignet iſt. In Rennes ſah man ſie in ungeſtümer Bewegung und gleichzeitig in drei Kirchen, ihre Chorhemden ausziehen, indem ſie ſich laut ihres Prieſteramtes unwürdig erklärten. In Soiſſons warfen ſie ſich, nachdem ſie das Gleiche gethan hatten, zur Erde nieder, und ſtießen laute kläglich Seufzer aus. In Angers wurden unfern der Kirche drei Kanzeln in beträchtlicher Entfernung von einander errichtet. Drei Miſſionarien beſtiegen dieſelben; ſie konnten einander nicht hören, wohl aber ſehen, und ſie gaben ſich Zeichen, um gleichzeitig das Verabredete vorzukehren. In einem der Kirchſpiele von Paris hat vor kurzem ein Miſſionar, während des Unterrichts der Kinder, die zur erſten Kommunion vorbereitet wurden, jene in Rennes und ſpäter in Soiſſons geſchehenen Auftritte wiederholt, und damit etliche ſeiner jungen Zuhörer zu Thränen gerührt, während weitaus die mehrern laut auflachten.

Dieſe und ähnliche Thatſachen mehr thun ſattſam dar, daß jene Herren vor Allem aus und durch Mittel aller Art die Phantaſie zu erhitzen und Rührungen hervorzubringen bemüht ſind; daß ſie nicht daran denken, wie ſchnell jene Erhitzung wieder in Kälte übergeht, und daß bloße Gefühlsrührungen von kurzer Dauer ſind. Sie geben nicht Acht, daß ihr Verfahren unſre Tempel in Schauſpielhäuſer verwandelt, und daß ſie ſelbſt dadurch Schauſpieler werden. Alle Kunſteleien ſind mit der Erhabenheit und Reinheit der evangeliſchen Lehre unverträglich. Die Herrlichkeit des Evangeliums, kunſtlos und einfach von einem Prieſter vorgetragen, der mit redlichem Willen Einſicht und Wiſſenſchaft verbindet, und auch von dem, was er Andere lehren will, ſelbſt vollkommen überzeugt iſt, wird ungleich mehr Eindruck hervorbringen, als alle Kunſtwerke und Zierrathen.

Wenn von den leicht und mannigfach durch die Miſſionen zu Stande gebrachten Bekehrungen Vieles erzählt wird, ſo darf man ſich darüber nicht wundern; ſie machen ſich das Bekehrungsgeſchäft in der That ſehr leicht. Der Miſſionsprediger in Soiſſons kündigt daſſelbe alſo an: „Ihr betretet eine Kirche, ihr ſeht einen Beichtſtuhl, darin befindet ſich ein Prieſter, ihr kniet nieder, ſagt eure Beichte, und damit iſts vollbracht (Lettre sur la mission de Soissons).“ In einem Schreiben des Vorſtehers (supérieur) der Miſſionen, aus Angers, heißt es: „Ich glaube Ihnen ſchon gemeldet zu haben, daß wir eine allgemeine Kommunion für die Männer veranſtaltet haben. Wir wählten dazu kecklich (audacieusement) den letzten Sonntag im Karneval (le dimanche gras). Am Vorabend wurden Alle verſammelt, um ſich durch ernſtes Nachdenken auf die morgende Kommunion vorzubereiten. In dem Augenblick, wo die Beweggründe der

Digitized by Google

Herzenszerknirschung vorgetragen und das Volk zum ernſten Nachdenken aufgefordert ward, um jene Stimmung hervorzubringen — da geſchah, daß, ohne die mindeſte Einladung dafür von Seite des Predigers, ſich die ganze Verſammlung auf einmal erhob, zur Erde niederwarf, und den Miſſionar ſelbſt dadurch zur Nachfolge bewog, welcher in der Kanzel auf ſeine Knie niederfiel, und unter den eifrigſten Bewegungen die Bekenntniſſe des zerknirſchten Herzens laut ausſprach. Der Fußboden des Tempels ward mit vielfältigen Thränen benetzt. Von dieſem Augenblick an zweifelten wir an dem völligen Gelingen unſers Werkes nicht weiter.“

Es ſind dieſe Herren alſo der Meinung, der Eine ſei bekehrt, wenn er gebeichtet hat, und der Andre, wenn er einen Zerknirſchungsakt mitgemacht und einige Thränen vergoſſen hat, die viel öfters Wirkung des beunruhigten Gewiſſens oder einer augenblicklichen Rührung, als hingegen des Schmerzgefühls einer aufrichtigen Reue ſind, die nur aus einer beharrlichen Lebensänderung erkannt werden mag. Sind dies dann aber nicht ſolche, von denen Chriſtus ſagt, ſie ſeien blinde Führer der Blinden? Und ſollen wir ſie nicht den Marktſchreiern gleichſtellen, die ſich rühmen, alte Schaden zu heilen, welche ſie in der That aber nur zudecken und für einige Tage unſichtbar machen? Wie unbedeutend erſcheint auf ſolche Weiſe die Sünde, und wie leicht wird die Buße! Wenn dies Verfahren zuläſſig iſt, wie irrig waren dann die kirchlichen Vorſchriften, welche den Sündern ſtrenge Bußübungen auflegten, und die Buße eine beſchwerliche Taufe nannten! Oder wie vielmehr iſt nicht zu beſorgen, daß vorzüglich eben da, wo die Miſſionsprediger am meiſten Eindruck gemacht zu haben ſcheinen, die für einen Augenblick vielleicht zurückgehaltene ſittliche Verkehrtheit bald wie ein Strom, der ſeine Dämme durchbricht, neuerdings losbrechen und größere Verheerung, als zuvor, anrichten wird. In Kurzem wird es ſich zeigen, ob Liebe und Eintracht in den Familien durch ſie gepflanzt und befördert worden ſind, oder ob ſie durch ihre Lehren und Vorträge vielmehr den Frieden der Haushaltungen geſtört und Zerwürfniſſe zwiſchen Ehegatten veranlaßt haben; ob ſie nicht furchtſame Seelen wegen des Ankaufs der Nationalgüter zu beunruhigen, und Andern Mißtrauen und Abneigung gegen ſolche Prieſter und Prediger einzuflößen verſucht haben, die es unter allen Umſtänden für Pflicht hielten, den Geſetzen ihres Landes zu gehorchen. Wir ſtehen nicht an, es auszuſprechen, und wir werden es ausſprechen, ſo lange das Uebel andauert: Miſſionen von ſolcher Art gereichen der Kirche zum Verderben, und es iſt hohe Pflicht der treuen Seelſorger, ſich ihnen aufs nachdrücklichſte zu widerſetzen. Ganz anders würde ſichs verhalten, wenn die Miſſionsprediger, welche man ausſendet, apoſtoliſche, demüthige, uneigennützige Männer wären, die mit Eifer, aber mit aufgeklärtem Eifer, und durch Wiſſenſchaft gebildet, das Volk gründlich zu unterrichten, das Evangelium zu verkünden, und mit der Kraft und dem Ernſt, die der Geiſt Gottes verleiht, Abſcheu vor dem Laſter und Tugendliebe zu verbreiten im Stande wären; die ſich weder als Gnadenausſpender betrachten, noch die Bekehrung der Sünder wie durch Zauber bewirken zu können vorgeben würden: alsdann müßte man nicht über argen Mißbrauch deſſen, was zum Heil und zur Beſſerung der Menſchen, bei gutem und weiſem Gebrauch, überaus kräftig iſt, klagen, und alsdann nur könnte man ſich für Religion und Sittlichkeit von einer Anſtalt allerdings Gutes verſprechen, die jetzt beiden offenbar Schaden bringt.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Erstes und zweites August-Heft 1819.

Subskriptionsanzeige.

Reise

Sr. Durchl. des Prinzen Maximilian von Wied-Neuwied

nach Brasilien,

in den Jahren 1815 bis 1817.

Zwei Bände in groß 4. mit Kupfern und Karten.

Nach einer jahrelangen unermüdeten Anstrengung ist Unterzeichneter endlich im Stande, hiermit die Subskription auf obiges Werk, dessen Erscheinung mit so allgemeiner Theilnahme erwartet wird, zu eröffnen, und die Ablieferung des ersten Bandes innerhalb drei Monaten mit Zuverlässigkeit zu versprechen.

Wenn man in Paris und London, den großen Zentralpunkten der Künste und Wissenschaften, fast täglich von Unternehmungen der Art hört, die sich mit Leichtigkeit fordern, und den Stand der dortigen Literatur auf eine Höhe heben, gegen welche die unsrige in Hinsicht auf Pracht und Eleganz noch sehr zurück steht, so ist es wohl doppelt verdienstlich, wenn man für ein vaterländisches Produkt die mannigfachen Schwierigkeiten zu besiegen strebt, die ihm bei uns zu einer solchen Vollendung entgegen stehen, und es in einer Gediegenheit jenen Werken der Ausländer an die Seite stellt, die ihm einen Platz unter den vorzüglichsten seiner Art sichert. — Und wenn, wie hier, die äussere Vollendung auf einen Gegenstand verwendet wird, der an sich schon die allgemeine Aufmerksamkeit in einem so hohen Grade verdient, so darf man für eine solche Unternehmung auch wohl bei uns mit Zuversicht das lohnende Interesse erwarten, ohne welches auch bei dem regsten Eifer ein Werk der Art nicht bis zur Vollkommenheit gedeihen kann.

Ueber die Erwartungen, zu denen diese Reise nach einem Lande berechtigt, das, seither fast völlig verschlossen, jetzt die Aufmerksamkeit eines Jeden auf sich zieht, und worüber dies Werk die erste gründliche Auskunft verspricht, haben bereits öffentliche Blätter, in denen Auszüge daraus gestanden, auf das günstigste geurtheilt; hier sei also nur noch in der Kürze erwähnt, daß der Prinz das völlig unbekannte, noch von keinem Reisenden in wissenschaftlicher Hinsicht betretene Land längs der Ostküste von Brasilien zwischen dem 13. und 23. Grad südlicher Breite untersuchte, und nebst seinen gehaltreichen zoologischen Beobachtungen auch über die Beschaffenheit des Landes, seiner Einwohner, sowohl der Portugiesen als der schon gezähmten, und der noch im rohen, wilden Urzustande befindlichen Völkerstämme mit ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, die gründlichsten Bemerkungen niederschrieb. Der Prinz scheute keine Aufopferungen, um sich über Alles die richtigsten Ansichten zu verschaffen, und mit dem größten Interesse wird man die originellen Schilderungen dieses merkwürdigen Landes und seiner noch in den Wäldern hausenden Urbewohnern, den Puris, Botocudos, Patachos, Cammacans u. s. w. lesen, und indem man dem Reisenden auf seinem mit den größten Mühseligkeiten und Beschwerden verbundenen Wege folgt, wird man sich durch das Reichhaltige seiner Darstellungen von dem überzeugen, was Hr. Hofrath Oken schon früher in No. 190 und 191 seiner Isis über diese Reise sagte, und wo es heißt: „Man bereist „nicht, wie es menschliche Kräfte ertrauen und wie „es möglich gewesen, die vielen Dinge, die vielen „Geschäfte in die Zeit von zwei Jahren einzuschreiben. So etwas war nur ins Werk zu setzen durch „den festen Willen des Prinzen, durch seine Einsicht „in den Werth der Naturgeschichte, durch die großen „Aufopferungen, die er dem gemäß nicht gescheut hat. „Wir behaupten, daß alle Reisen in Brasilien zusammengenommen nicht so viel Beobachtungen und „Zeichnungen enthalten, als die, welche der Prinz

Digitized by Google

„liefern kann, auch von der Neuheit der Gegenstände „abgesehen. Wäre es möglich, daß in das geschrie„bene Werk des Prinzen Lebendigkeit, seine Darstel„lungs- und Nachahmungsgabe, besonders der man„nigfaltigen Töne, übergehen könnten, so müßte „diese Reise nicht nur eine der reichsten an Thatsachen, „sondern auch die anziehendste in Bezug auf Erzäh„lung werden."

Der ganze Umfang dieser Reisebeschreibung zerfällt in zwei von einander unabhängige Abtheilungen, und zwar in die hiermit angekündigten zwei Bände der eigentlichen Reisegeschichte, und in die Beschreibung der naturhistorischen Gegenstände, welche später erscheinen, und worüber seiner Zeit eine besondere Ankündigung ergehen wird. Dem gehaltvollen Gegenstande angemessen habe ich Alles aufgeboten, was in meinen Kräften stand, um dies Werk dem Publikum in der möglichsten Vollkommenheit und zugleich für einen Preis zu übergeben, der es der Popularität nicht entziehen kann.

Zwei starke Bände Text auf feinem Royal-Velinpapier, mit neuen Antiqua-Lettern gedruckt, sind von zweiundzwanzig großen, 13 Zoll breiten und 10 Zoll hohen, sich ganz für die Fassung unter Glas und Rahmen eignenden Kupfern und neunzehn bald so großen Vignetten, so wie mehreren Karten begleitet, die folgende Darstellungen liefern. Nämlich:

Größere Kupfer.

1. Ansicht der Mission von St. Fidelis.
2. Die Puris in ihren Wäldern.
3. Die Hütten der Puris.
4. Ansicht des Felsens Jucutucoara.
5. Schiffahrt auf dem Rio Doce.
6. Capitain Bento Lourenzo bei Eröffnung der neuen Straße durch die Wildnisse am Mucuri von Port Allegre nach Minas novas.
7. Abbildung der Patachos.
8. Ansicht von Sta. Cruz.
9. Ansicht der Insel Cachoeirinha im Fluß Bellmonte.
10. Abbildung einer reisenden Botocuden-Familie.
11. Zweikampf der Botocudos.
12. Abbildung der Waffen, Zierrathen und Geräthschaften der Puris.
13. Abbildung der Geräthschaften und Waffen der Puris- Botocudos und Maschacaris.
14. Geräthschaften und Zierrathen der Botocudos.
15. Ansicht von Tapebuku.
16. Ansicht von Porto Seguro.
17. Abbildung vier originneller Botocuden-Physiognomien sammt einem Mumienkopf.
18. Ansicht von Ilheos.
19. Abbildung der Camacans.
20. Tanz der Camacans.
21. Waffen und Geräthschaften der Camacans.
22. Zierrathen und Geräthschaften der Camacans.

Vignetten.

1. Stürmische Seefahrt nach Brasilien.
2. Ansicht der Einfahrt in den Busen von Rio de Janeiro.
3. Abbildung der portugiesischen Jäger.
4. Die Fischerhütten am Flusse Barganza.
5. Ansicht eines Landhauses am Paratba.
6. Die brasilianische Pflanzerwohnung.
7. Abbildung der Soldaten zu Linhares in ihren Panzerröcken.
8. Die Schildkröte an der Seeküste.
9. Die Hütten zu Morro d'Arara.
10. Die Hütten der Patachos.
11. Der Botocudenchef Kerengnatnuck.
12. Abbildung eines sehr merkwürdigen Botocuden-Schädels.
13. Die reisenden Indier.
14. Schiffahrt über die Felsen des Ilheos.
15. Ein Halt im Walde.
16. Eine beladene Tropa.
17. Das Einfangen der Ochsen durch den Vaqueiro.
18. Die Jagd der Unze.
19. Abbildung eines beladenen Maulthiers, wie man deren sich dort auf Reisen bedient.

Karten.

Karte eines Theils der Ostküste von Brasilien, nach Arrowsmith.

Karte der Reise durch den Sertam von Bahia.

Karte der neu angelegten Straße von Porto Allegre nach Minas novas.

An diesen Blättern, die sämmtlich nach den mitgebrachten Original-Zeichnungen des Prinzen auf das fleißigste ausgeführt worden, arbeiteten die vorzüglichsten Künstler Deutschlands, und namentlich: Haldenwang, Beith, Nadl, Eslinger, Kerm, H. Müller, Lips, Eichler, Fränzel, Wagner, Reinhold, Rist, Krüger, Seyffer, Schnelle, Schleich, Bock, Zertabelly u. A., und mit Zuversicht glaube ich behaupten zu können, daß in Deutschland noch keine Reise dieser Art mit einer Gallerie herausgegeben wurde, die sich an Kunstwerth der hier angekündigten an die Seite stellen kann, wovon sich das Publikum durch die an mehrern Orten angelegten Text- und Kupfer-Proben überzeugen wird.

Der Subskriptions-Termin ist in allen Buch- und Kunsthandlungen bis zu Erscheinung des ersten Bandes offen, und der Preis für beide Bände ist 4 Carolin für ein Exemplar auf fein Royal-Velin, 6 Caro-

Digitized by Google

lin für ein Exemplar auf ganz großes Imperial-Velin mit breitem Rand und ersten Kupfer-Abdrücken, und 36 Karolins für ein Exemplar mit en gouache von den besten Künstlern sorgfältig ausgemalten Kupfern.

Nach Ablieferung des ersten Bandes tritt der um ein Drittel erhöhte Ladenpreis ein. — Subskribenten-Sammlern wird bei Einsendung des baaren Betrags für 7 Exemplare der ersten und zweiten Ausgabe das 8te gratis gestattet.

Die Namen der Subskribenten werden dem Werke beigedruckt, und ich werde Sorge tragen, denselben besonders schöne Exemplare mit den besten Kupfer-Abdrücken zu liefern.

H. L. Brönner.

Subskription auf obiges Werk wird in allen Buchhandlungen Deutschlands angenommen.

Die Proben sind einzusehen:

In Aarau bei Sauerländer; in Amsterdam bei Mäller u. Comp.; in Berlin bei Amelang, Dümmler, Dunker u. Humblot, Haude u. Spener; in Braunschweig bei Bieweg; in Bremen bei Heyse; in Breslau bei W. G. Korn; in Carlsruhe bei Braun; im Cölln bei Bachem; in Darmstadt bei Heyer u. Leske; in Dresden bei Arnold; in Elberfeld bei Büschler; in Gotha bei Ukert; in Hamburg bei Perthes u. Besser, Hoffmann u. Campe; in Hannover bei Gebr. Hahn, in der Helwingschen Buchhandl.; in Königsberg bei Unzer; in Leipzig bei Fr. Fleischer, Leo; in Mannheim bei Artaria und Fontaine; in München bei Lindauer, Carl Reinhard; in Nürnberg bei Campe; in Prag in der Calve'schen Buchhandlung; in Rostock bei Stiller; in Riga bei Denbner u. Treuu; in Straßburg bei Treuttel u. Würz; in Stuttgard in der Metzlerschen Buchhandl.; in Warschau bei Glücksberg; in Wien bei Gerold, Schaumburg, Schalbacher, Heubner u. Volke, Artaria; in Weimar bei Hoffmann; in Zürich bei Orell, Füßli u. Comp.

Oeuvres complètes de Madame la Baronne de Staël, contenant un grand nombre de morceaux inédits et des additions importantes faites par l'auteur à quelques-uns des ouvrages qui ont paru de son vivant. 18 vol. 8.

Ausser den bereits bekannten Werken dieser geistreichen Schriftstellerin wird diese Sammlung eine Anzahl ganz neuer, bis hieher noch ungedruckter Stücke, nebst bedeutenden Verbesserungen ihrer ältern Werke, von ihrer eignen Hand, enthalten; sie wird in Lieferungen von zwei, drei und vier Bänden, jeder von vier- bis fünfhundert Seiten, je nach der Eintheilung der Materie, erscheinen.

Man unterschreibt darauf bis zum ersten September sowohl bei unterzeichneten Verlegern, als auch bei allen soliden Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz.

Treuttel und Würz,
in Straßburg, Paris und London.

Es ist nun wieder erschienen und in allen Buchhandlungen die erste Hälfte von vier Bänden zu haben:

Stunden der Andacht.

Vierte rechtmäßige Original-Ausgabe.

Schon während des Drucks dieser vierten Ausgabe ist der Vorrath der wohlfeilern Auflage durch die beträchtlich eingelaufenen Bestellungen gänzlich wieder vergriffen. Ich werde demnach eine fünfte Ausgabe gleich nach beendigtem Druck des ächten Bandes veranstalten lassen, damit dieses schätzbare Werk nie lange Zeit fehlen und im nächsten Jahr bald wieder zu haben sein wird. Mittlerweile kann man noch Exemplare von der bessern Ausgabe auf weißem Papier in gr. 8. à 8 fl. 15 kr., oder von der Taschen-Ausgabe in kl. 8. à 12 fl., sich durch jede Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz verschaffen, indem wie von diesen beiden bessern Ausgaben noch einiger Vorrath übrig bleibt. Auch bei diesen bessern Ausgaben will ich, so lange der Vorrath noch dauert, gerne denjenigen Freunden, welche fünf Exemplare zusammen nehmen, das sechste für Unbemittelte unentgeldlich beilegen, und ich bitte nur mir den Namen derselben anzuzeigen. Am Schlusse des achten Bandes wird dann versprochenermaßen gleich nach dem Sachregister über alle acht Bände auch das Namensverzeichniß aller den verehrten Beförderer dieses Werkes beigedruckt, welche durch Uebernahme von ganzen Parthien Exemplare, zur allgemeinern Verbreitung desselben so thätig mitgewirkt haben. Die Namen der Empfänger von Frei-Exemplaren werden jedoch diesen nicht beigefügt, indem ich die diesfallsigen Wünsche vieler Freunde allzusehr ehre, als daß ich im Mindesten das Zartgefühl von irgend einem dieser Empfänger von Frei-Exemplaren durch öffentliche Namens-Nennung nicht verletzen möchte, besonders da so manches Exemplar bestimmt ist, auf unbekannte Weise, von wannen es kommen möchte, in die Hände tugendhafter, gottesfürchtiger und höchst achtungswürdiger Personen zu gelangen. Die Namens-Nennung geschieht also nur privatim zu meinen Handen, damit ich der sorgfältigen Verwendung der Frei-Exemplare versichert bin. Eine Anzahl von fünf Exemplaren auf ordinärem Druckpapier in gr. 8. nebst einem Frei-Exemplar kostet im Parthiepreis 22 fl.; es kommt demnach ein Exemplar, das im Ladenpreis einzeln

Digitized by Google

3 fl. 30 kr. kostet, nur auf 4 fl. 24 kr. zu stehen. Eine Anzahl von fünf Exemplaren auf weißem Druckpapier in gr. 8. nebst einem Frei-Exemplar kommt im Partiepreis auf 33 fl. zu stehen, folglich ein Exemplar, das im Ladenpreis 8 fl. 15 kr. kostet, wird in ganzen Partien nur 6 fl. 36 kr. kosten. Desgleichen erlasse ich eine Anzahl von fünf Exemplaren sammt einem Frei-Exemplar von der Taschen-Ausgabe in kl. 8. im Partiepreis zu 25 fl.; folglich kommt ein Exemplar, das im Ladenpreis 12 fl. kostet, im Partiepreis nur auf 9 fl. 36 kr. zu stehen. Dabei muß ich aber die bestimmte Erklärung erneuern, daß solche Bestellungen nur unmittelbar von mir, als dem Verleger, besorgt, und durch keine nahen oder entfernten Buchhandlungen künftig mehr ausgeführt werden können, indem durch die eigenthümliche Beschaffenheit des deutschen Buchhandels darin Schwierigkeiten entstehen, die von mir unmöglich zu beseitigen sind, und die von diesen auch unmöglich beseitiget werden können; es ist folglich den auswärtigen Buchhandlungen keineswegs zuzumuthen, solche Bestellungen in den Partiepreisen zu übernehmen, sondern diese können sie nur zu den Ladenpreisen und ohne Beifügung der Frei-Exemplare besorgen. Es ist dann auch Sache der Buchhandlungen, sich mit den Bestellern für ganze Partien wegen einzelner Vortheile in Nachlassung einigen Rabats zu verständigen.

Da mehrere Personen in der Meinung standen, als ob die von mir festgesetzten Partiepreise nur für eine geraume Zeit gelten, so erkläre ich hiermit ferner noch, daß ich diese Partiepreise zu allen Zeiten und für alle Freunde zu halten bereit bin, welche sich fortbin für die Verbreitung dieser Andachtsbücher verwenden, und den schönen Anlaß benutzen mögen, ein Frei-Exemplar in ihrem Kreise an würdige und brave, aber unbemittelte Personen unentgeldlich gelangen zu lassen. Es können demnach auch schon für die künftige fünfte Original-Ausgabe, wie für die dermalige vierte, noch Bestellungen an mich eingesendet werden. Die Frachtkosten hat der Empfänger zu berichtigen, der sie auf die fünf oder mehrere Exemplare zu gleichen Theilen seinen Freunden berechnet, und die dann für den Einzelnen gewiß nicht kostspielig werden können, da ich zudem Sorge tragen werde, daß die Versendungen aufs billigste zur Fuhre geschehen.

Die einzelnen Abtheilungen unter ihren besondern Titeln werden nur von der Ausgabe in Taschenformat ausgegeben, und es können von den beiden andern Ausgaben in gr. 8. unmöglich einzelne Bände getrennt und besonders verkauft werden, was ich nochmals recht sehr zu beachten bitte. Um jeder Verwechslung der Ausgaben oder jeder allenfallsigen Irrung in den Preisen vorzubeugen, gebe ich hier das genaue Verzeichniß derselben an;

Stunden der Andacht, erster bis achter Band; vierte Aufl. gr. 8. Auf ord. Druckpapier 5 fl. 30 kr. oder 3 thlr. 16 gr.

Desselben Werkes erster bis achter Band, gr. 8. Auf weißem Druckpapier 8 fl. 15 kr. oder 5 thlr. 12 gr.

Desselben Werkes erster bis achter Band, in kl. 8. Auf weiß Druckpapier 12 fl. oder 8 thlr.

Andachtsbuch einer christlichen Familie, erster bis vierter Band, kl. 8. 6 fl. oder 4 thlr.

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend, kl. 8. Auf weißem Druckp. 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr.

Gott in der Natur, kl. 8. Auf weißem Druckp. 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr.

Der Christ und die Ewigkeit, kl. 8. Auf weißem Druckpapier 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr.

Das Reich Jesu auf Erden, kl. 8. Auf weißem Druckpapier 1 fl. 30 kr. oder 1 thlr.

Zu diesen Ladenpreisen kann jede Buchhandlung in ganz Deutschland und der Schweiz ohne einige Erhöhung verkaufen.

Bei dem endesunterzeichneten Verleger findet man auch stets eingebundene Exemplare in billigsten Preisen vorräthig.

H. R. Sauerländer.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau sind folgende neue Bücher und Journale erschienen:

Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern. gr. 8. Ladenpreis 3 fl. 45 kr.

Emmi, oder die zerbrochenen Eier. Von Jul. Graf von Soden. 5. geb. Ladenpreis 1 fl.

Schaffroths Grundzüge seiner Lehrvorträge über spezielle Pathologie und Therapie. gr. 8. Ladenpreis 2 fl.

Vogels Unterhaltungsstunden für Gebildete. 8. geheftet. 2 fl.

Fschokke's Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. gr. 4. Ladenpreis 1 fl. 30 kr.

Aarauer Zeitung; gr. 4. Jahrgang 1819. Kostet vollständig 8 fl. 15 kr. oder 12 Fr.

Christ vor Gott, zweiter Jahrgang. gr. 8. 1819. geb. 3 fl. oder 4 Fr. 10 S.

Erbeiterungen. Jahrgang 1819. 8. brosch. Kostet vollständig 3 fl. 15 kr. oder 12 Fr.

Der wohlerfahrne Schweizerbote. Jahrgang 1819. Kostet vollständig 2 fl. 15 kr. oder 4 Fr.

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit, herausgegeben von H. Fschokke. Jahrgang 1819, in gr. 4. Kostet vollständig 11 fl. oder 16 Fr.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des fünfzehnten und sechszehnten Heftes.

Amerikanische Skizzen. S. 369
Schlosser's Ansichten über die Zivil-Uniformen. — 385
Der Wechsel des europäischen Staatensystems im achtzehnten Jahrhundert, von dem General-Lieutenant Graf Mathieu Dumas. — 392
Die statistischen und politischen Verhältnisse der Insel St. Domingue, von dem General Vincent, nebst Bemerkungen über das jetzige Verhältniß Frankreichs zu diesem Eilande, von dem General-Lieutenant Matthieu Dumas. — 406
Mannigfaltiges. Aus Frankreich: Ueber die neuen Missionen, von Hrn. Bischof Gregoire. — 413

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Convert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1819.

Erstes September-Heft.

Nro. 17.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation in der Schweiz.

Vorbereitungen dazu. — Verſchiedenheit der Anſichten. — Kurze Schilderung von Begehung des Feſtes in den Kantonen Aargau, Waadt, Appenzell, Glarus, Thurgau, St. Gallen, Schaffhauſen, Baſel, Zürich und Bünden. — Schlußbemerkungen.

In vielen Gegenden Deutſchlands trug die Feier des kirchlichen Reformationsfeſtes im Jahr 1817 ein großartiges, dem beſſern Geiſt des Jahrhunderts würdiges Gepräge. Denn auch in Ländern und Städten katholiſchen Glaubens, wo die Proteſtanten ſich bloß des Rechts erfreuen dürfen, „geduldet“ zu werden, war ihnen geſtattet, ihr Feſt zu begehn. Ja in manchen Orten und Landſchaften erſtarb unter den Freuden dieſer Jubelzeit der alte thörichte Groll der Lutheraner und Reformirten wider einander, alſo daß ſie nicht nur gemeinſchaftlich das Feſt begingen, ſondern ſich ſelbſt, mit Beſeitigung dogmatiſcher Nebendinge, auf immerwährende Zeiten kirchlich in einander auflöſeten.

Ungefähr zwei Jahre nach dieſem, nämlich in den erſten Tagen des gegenwärtigen (1819), ward auch in der Schweiz die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation begangen. Deutſchland hatte 1517 gewählt, weil Martin Luther ſeine Theſes im Jahr 1517 zu Wittenberg angeſchlagen. In Helvetien ward 1819 gewählt, weil Ulrich Zwingli am Neujahrstag 1519 zum erſtenmale, als Pfarrer am Großmünſter zu Zürich, im freien Geiſt zur Abſchaffung kirchlicher Mißbräuche gepredigt, wie er aber auch ſchon jahrelang früher nachdrucksvoll am Wallfahrtsort Mariä Einſiedeln, dem helvetiſchen Loreto, gethan.

Die erſte und lebhafteſte Anregung zur Feier des Reformationsfeſtes ging von Zürich aus durch die übrige Schweiz. Man erinnerte in öffentlichen Blättern, in Flugſchriften, durch privaten und amtlichen Briefwechſel daran. Wie in Zürich, wandten ſich in den meiſten übrigen eidsgenöſſiſchen Staaten die Kirchenräthe wegen dieſer Angelegenheit an ihre Regierungen. Inzwiſchen ward der Antrag mit ſehr verſchiedenen Anſichten und Rückſichten empfangen und behandelt; wie bei den Vorſtehern des Volks, ſo im Volk ſelbſt. Es ließ ſich leicht vorausſehen, daß das Feſt in den reformirten oder paritätiſchen Kantonen weder mit gleicher Theilnahme, noch zu gleicher Zeit gefeiert werden würde. Zürich beſtimmte aus ſich dazu die drei erſten Tage des Jahres 1819, und zwar wegen des ſchon oben erwähnten Umſtandes, daß Zwingli ſein Predigtamt in Zürich am Neujahrstag 1819 begonnen. Allein Bern nahm, wie dies auch ſchon in den vergangenen Jahrhunderten geſchehen war, darauf keine Rückſicht; denn in dieſem Kanton war die Kirchenverwandlung erſt im Jahre 1528 eingeführt worden. Der Kanton Neuenburg

Digitized by Google

hingegen hatte seinen Reformator Farel nicht vergessen, zu dessen Andenken die Altvordern schon die Jahre 1630 und 1730 zur Feier vorgezogen hatten; und aus ähnlicher Ursache, zu Ehren Calvins, gedachte Genf dieser in den Jahren 1636 und 1736 unter seinen Mauern veranstalteten Jahrhundertfeier.

Fast noch abweichender, als über die rechte Zeit, waren die Gesinnungen der Schweizer unter einander über Werth, Zweck und Begehungsart eines solchen Festes. Die Einen sprachen: „Wenn wir auch allerdings den hohen Nutzen anerkennen, welcher durch das Werk der Reformatoren einst und mit bleibendem Erfolge dem menschlichen Geschlecht gestiftet worden ist, scheint uns doch der Nutzen nicht erwiesen, welchen eine geräuschvolle Feierlichkeit, zum Gedächtniß der großen Kirchentrennung, in unsern Zeiten und in unsern bürgerlichen Verhältnissen haben könne. Es sollte uns mehr daran gelegen sein, in der Eidsgenossenschaft jede herbe Erinnerung an den Unterschied der Kirchen und ihrer Genossen allmählig erlöschen zu lassen, als neu zu beleben. Reformirte und Katholiken — beide sind sie Christen, wenn auch von verschiedenen Kirchlichkeiten und Bekenntnissen; beide sollen sich mit ächtchristlichem Sinne umfassen; voll Zartgefühls gegenseitig ihre religiösen Ueberzeugungen schonen; am allerwenigsten ihren Glauben, als wär' er ausschließlich der allein richtige, triumphirend über den des andern erheben. Dies kann weder von dem einen, noch von dem andern, ohne eine Kränkung des gegenüberstehenden geschehen. Wir müssen dabei eingedenk bleiben, daß in einem Bundesstaate, wie dem unsrigen, ohnehin Stoff genug zu Spannungen und Entzweiungen vorhanden sei, welche man nicht absichtlich oder unabsichtlich vermehren dürfe; daß in der Schweiz reformirte und katholische Kantone unter einander gelegen sind, ja, daß gegenwärtig eigentlich kein Kanton bloß von protestantischen Bürgern bewohnt, sondern wohl jeder paritätisch sei. Zudem muß allerdings bei uns die politische Richtung, welche die Feier des protestantischen Jahrhundertfestes hin und wieder in Deutschland genommen hat, einiges Bedenken erregen."

Andre erwiederten dagegen: „Den Glauben, sein heiligstes Gut, soll jeder Mensch freudig und offen bekennen; und freudig und offen und dankbar das Gedächtniß der Männer und der Tage ehren, durch welche ihm das Kleinod seines Lebens ward. Es ist gut, daß solche Fest- und Ehrentage von Zeit zu Zeit erscheinen; sie erwecken und erfrischen die entschlummerten, sich selbst vergessenden Gemüther aufs neue. Tragen unsre katholischen Mitbürger wohl das geringste Bedenken, solches zu thun? Und warum sollen wir mit ungeitigem, in so heiliger Sache übelangewandtem Zartgefühl blöde sein? — Allerdings ist dafür zu sorgen, daß das Fest mit christlicher und bundesbrüderlicher Achtung gegen das andere Glaubensbekenntniß begangen, und damit kein Religionshaß entwickelt werde. Dies aber liegt ohnehin im Gefühl schon unsrer heutigen Gesittlichkeit, und selbst unsrer Völkerschaften, die sich, obwohl verschiedenen Kirchen angehörend, einander seit Jahrhunderten im täglichen Umgang ehren und lieben gelernt haben. So groß ist diese Macht der Gewohnheit, daß selbst, wenn der Kanton Freiburg den Siegestag der Katholiken über die Reformirten, auf dem Schlachtfelde Dillmergens vor einem paar

Digitized by Google

hundert Jahren erfochten, feiert, es weder religiöse noch politische Spannungen, sondern höchstens ein Lächeln erregt. Ja, die katholischen Eidsgenossen sollen und werden ungekränkte Zeugen unsers Festtages sein. Wir haben uns nicht von Christo, sondern von der päpstlichen Hierarchie getrennt und ihren Wirkungen. Es ist aber wohlgethan, daß dies Andenken eben in diesen Tagen kräftiger erneuert werde, da wir wieder die alte Sprache der römischen Kurie gegen Fürsten und Freistaaten stärker vernehmen müssen; da wir an den nachtheiligen Folgen der Trennung vieler unsrer katholischen Gegenden vom Bisthum Konstanz leiden müssen; da wir geisterhaft die wiedererstandnen Jesuiten von Rom durch Wallis nach Freiburg wandern sehen. Wenn die und dort das Reformationsfest in Deutschland eine politische Richtung angenommen haben sollte: was hat das mit unsern Verhältnissen gemein? In Deutschland scheint jetzt eine Zeit gekommen zu sein, wo sich Alles, auch das der Politik Fremdeste, politisch färben muß, weil die Völkerschaften daselbst, in Hoffnung erfüllt zu werdender Verheißungen, gesetzliche Freiheit und stellvertretende Verfassungen erwarten, wie sie dergleichen von Aufopferung von Gut und Blut den Franzosen errungen haben. Diese Stimmung ist gegenwärtig in der Schweiz nicht, weil sie hat, womit sie zufrieden ist."

Dies waren im Allgemeinen die Ansichten. Ungefähr auf ähnliche Weise offenbarten sich dieselben auch, als auf der Tagsatzung des Jahres 1818 die Abgeordneten von zehn reformirten oder paritätischen Kantonen am 26. Heumonat zusammentraten, und der Bürgermeister von Zürich den Antrag machte, das Fest der Glaubensverbesserung in gemeinschaftlicher Uebereinstimmung zu feiern. Bern, Neuenburg und Genf erklärten schon damals, daß sie dieses Fest, wenn sie es feierten, zum Andenken ihrer verschiedenen Reformatoren, später begehen würden, wie schon in vorigen Jahrhunderten. Nur Schaffhausen stimmte ganz im Sinne Zürichs und für die von Zürich vorgeschlagenen Tage. Glarus hingegen und Appenzell ausser Rhoden, auch St. Gallen, Bünden und Thurgau, wollten das Fest, wegen ihrer paritätischen Stellung, auf den dritten Tag des Jahres verlegen, der eben ein Sonntag war, der zur stillern und würdigern Feier am geeignetsten schien. Dem neigte sich zuletzt auch Basel zu. Unentschlossener standen Aargau und Waadt. Theils war auch hier das Jahr 1819 kein Gedächtnißjahr von Einführung der Reformation, theils gedachten sie ihrer eigenthümlichen örtlichen Stellung zwischen katholischen Kantonen und zwischen reformirten Kantonen, die das Fest mit ihnen nicht gleichzeitig begehen möchten. Jedoch auch sie entschieden sich zuletzt, um dritten Jänner 1819 dem Volke eine Erinnerung an die Zeiten der Reformation gewähren zu lassen.

So geschah, daß das große Kirchenfest in der Schweiz weder aller Orten, noch zu gleicher Zeit, noch mit den gleichen Feierlichkeiten begangen ward; und daß in den meisten Gegenden die Feier selbst weniger aus der freien Gemüthsbewegung des Volkes, als aus den verschiedenen berechneten Verfügungen derjenigen hervorging, welche eben die vollziehende Gewalt hatten.

Digitized by Google

In den amerikanischen Freistaaten hätten die Regierungen wahrscheinlich jeder Kirchpartei oder Gemeinde freie Wahl gelassen, ein solches Fest mehr oder minder glänzend oder auch gar nicht zu begehn, und sich mit Ergreifung allgemeiner Maasregeln begnügt, daß die öffentliche Ordnung keineswegs, noch weniger die Achtung verletzt werde, welche eine Glaubensgenossenschaft der andern schuldig ist. In den eidgenössischen Freistaaten war man dieser Ansicht nirgends. Die Vorsteher des Landes, je nachdem sie mehr oder minder starkmuthig, umsichtig, oder von dem Gegenstand selbst begeistert waren, ordneten die Formen im Allgemeinen, oft bis zu den letzten Einzelheiten, bei diesem Feiertage an.

Am behutsamsten von allen schritt die Regierung des Kantons Aargau zu Werk. Nicht einmal von ihr aus angekündet ward das Fest. Es wurde den Geistlichen sogar untersagt, es ihren Gemeinden von der Kanzel herab voraus anzuzeigen. Was also davon im Volke vernommen werden konnte, geschah nur durch gesprächliche Mittheilung. Der Gottesdienst mußte am Sonntage (3. Jänner) ganz auf die gewöhnliche Weise, zur ganz gewöhnlichen Stunde abgehalten werden, und durfte schlechterdings von keinen ausserordentlichen Feierlichkeiten begleitet sein. Man gestattete einzig, daß vom Kirchenrath gesammten Pfarrern ein besonderer Predigttext*) gegeben, und eine vorgeschriebene Einschaltung in das Morgengebet vor der Predigt mitgetheilt wurde. Den Pfarrern ging dabei noch ganz besonders die Ermahnung zu, in ihren Predigten bei jenem Anlaß Alles zu meiden, was den Katholiken irgend anstößig sein könnte; und ihre Kanzelvorträge schriftlich auszuarbeiten, um dieselben im Nothfall zur Rechtfertigung vorlegen zu können. — Weniger hätte eine reinkatholische Regierung allenfalls im Lande geduldeten Protestanten nicht gestatten können, wenn sie denselben nicht das Fest gänzlich hätte verbieten wollen. Im Aargau aber ist die größere Hälfte des Volks der reformirten Kirche zugethan. Inzwischen ward das Fest mit Andrang und Andacht aller Orten begangen; und welchen Tadel auch die Aengstlichkeit der Regierung ertragen mußte, konnte man doch ihrem Grundsatz nicht allen Beifall versagen, gemäß dessen sie jede Spannung unter den Einwohnern sorgfältig in einem Staate zu verhüten suchte, der erst seit fünfzehn Jahren aus sehr verschiedenartigen Ländertheilen und eben so verschiedenen politischen und kirchlichen Glaubensgenossen entstanden und zusammengefügt war. Manches läßt sich in altbestandenen Republiken oder Monarchien ohne Bedenken über neuerworbene Provinzen wagen, wo die Stärke des Oberherrn von der Huld des Volkes oder der Neuerworbenen unabhängig steht. In jungen Freistaaten wär' es gefährlicher. Hier ist das Volk der Fürst selbst, und die Regierungen sind nur die weisesten, wenn sie einträchtig mit dem Geist der Mehrheit Alle zum Bessern hinzuleiten verstehn.

In andern Verhältnissen stand der Kanton Waadt. Seine Bevölkerung gehört fast ausschließlich zur reformirten Kirche. Nichtsdestoweniger verfuhr er mit großer Umsicht. Denn seine nächsten Nachbarn waren zwei katholische Kantone, Wallis und Freiburg, die sich eben in

*) Hebr. 13, 7.

Digitized by Google

neuester Zeit durch Aufnahme der Jesuiten als die getreuesten Freunde Roms hatten auszeichnen wollen; und anderseits wieder zwei reformirte Kantone, Genf und Bern, die, auch in politischen Grundsätzen einander verwandter, als ihm, das Reformationsfest auf spätere Zeiten verschoben hatten. Der waadtländische Staatsrath empfahl daher den Kanzelrednern die größte Schonung gegen Glauben und Kirchenthum der Nichtreformirten; verordnete auch hier, daß am Feste der sonntägliche Gottesdienst ganz in gewohnter Weise, ohne andere Feierlichkeit, abgehalten, und nur durch eine Predigt über die Wohlthaten der Reformation bezeichnet werden sollte. Inzwischen forderte er doch selbst das Volk zur würdigen Begehung des Tages durch eine Proklamation (vom 10. Christmonat 1818) auf, die acht Tage vorher von allen Kanzeln verlesen ward; und, wie im Aargau, wurde auch hier dem Morgengebet am Festtage eine zweckmäßige Einschaltung beigefügt.

Freier handelte Appenzell außer Rhoden, im ächtrepublikanischen Geiste. Hier wurden den Pfarrern weder Gebete noch Texte vorgeschrieben, noch ob sie den Gottesdienst einfach oder glänzender halten sollten. Man überließ dies ihrem und der Gemeinden eignem Gefühl. Der zu Teufen (am 9. Christmonat 1819) versammelte große Rath begnügte sich bloß in einer Verkündung seinen getreuen, lieben Landleuten den Tag zu bestimmen, und den Geistlichen sorgfältige Schonung andrer Glaubensbekenntnisse anzuempfehlen. „Unstreitig", sagte der große Rath zu den Appenzellern, „war diese unter Gottes Beistand und durch die unermüdete Zusammenwirkung geist- und kraftvoller Männer bewirkte Reformation von sehr gesegneten Folgen für die Wissenschaften und für die Volksaufklärung. Wir verdanken ihr die Verkündung der evangelischen Lehre und des göttlichen Wortes in reinem und lauterm Sinne, die Ausbreitung großer, religiöser Wahrheiten, die Erhöhung kirchlicher Freiheit und des bessern Schulwesens, und die Verdrängung mancher schädlichen Mißbräuche und Vorurtheile, wofür wir dem Höchsten billig unser Dankopfer bringen sollen."

So würdevoll und einfach sprach Appenzell. Der ganze Kanton beging das Fest aus eignem Triebe, jede Gemeinde, auf eigne Weise, mit rührungsvoller Andacht, unbeleidigend für Andre. In vielen Orten war der Gottesdienst mit Musik und Gesang begleitet; allenthalben wahrhaftes Dank- und Gedächtnißfest der heldenmüthigen Reformatoren.

Ungefähr auf ähnliche Weise geschah es im Kanton Glarus. Landammann und evangelischer Rath des Landes beschränkten sich auf eine Verordnung für das Allgemeine (27. Christm.); doch größere Rücksicht ward darauf genommen, daß hier reformirte und katholische Gemeinden im Lande (wie im Aargau) durcheinander lagen. Daher wurden noch besondere Weisungen auch schriftlich ertheilt. Aber schon am letzten Sonntag des alten Jahres war feierliche Vorbereitung in allen Kirchen zum seltnen Feste; und das Fest selbst eines der erbauungsvollsten für Alt und Jung. In allen Gemeinden zog Nachmittags die bei den Schuldhausern versammelte Jugend in schönem Zuge zu den Kirchen, wo sie die Geschichte der Reformation und des Muthes und der Treue ihrer Väter für die heilige Sache vernahm.

Digitized by Google

Letzteres geschah auch im Kanton Thurgau, welcher den Tag nach Weihnachten zur Vorbereitung auf das Fest gewählt, und außerdem dieses noch mit Genuß des heiligen Abendmahls verbunden hatte. Bei der Gottesverehrung wurden am Feiertage nicht die gewöhnlichen Psalmen, sondern jene Kirchenlieder abgesungen, welche in Zürich für diesen Anlaß nach Psalmenmelodien gedichtet und im Druck erschienen waren. Die meisten derselben sind salbungsvoll und kräftig, im edlern Geist gedacht, der an solchem Tage der vorherrschende sein sollte. Das evangelische kleine Rathskollegium des Kantons hatte in einer besondern öffentlichen Verkündung (vom 11. Christm.) seinen „getreuen, lieben Mitbürgern“ die Anordnung des Festes im Allgemeinen bekannt gemacht. „Laßt uns, getreue, liebe Mitbürger“, hieß es, eben so schön gedacht, als gesagt, in der Verkündung, „jenen Sinn der Billigkeit und Verträglichkeit, der eine Hauptzierde unserer Kirche ist, aufs neue in uns befestigen, und uns, die wir mit Bekennern eines andern Glaubens aufs engste verbunden sind, es als unschätzbaren Vorzug der gegenwärtigen dritten Jubelfeier der Reformation vor ihren Vorgängerinnen achten, daß in unsern Tagen das wesentliche Gesetz des Christenthums, die brüderliche Liebe, immer weniger unter der Verschiedenheit der Formen leidet; daß die Trennung der Kirchen nur noch eine Trennung der Haushaltung zwischen Kindern eines Vaters und religiöse Feste und Gebräuche wechselseitig geehrt werden, als nur einem Zweck — der Verherrlichung dieses gemeinschaftlichen, allgütigen Vaters, geweihet!“ — In demselben vortrefflichen Geiste waren auch die sämmtlichen, in allen Kirchen an diesem Tage zu gebrauchenden Gebete abgefaßt, erhebend und rührend.

Im Kanton St. Gallen wurden schon zeitig Vorbereitungen getroffen. Schon am 1. April 1818 entwarf der evangelische Kirchenrath des Kantons dazu die allgemeinen Anordnungen, und zeichnete sechs Texte*) zur Auswahl für die am 3. Jänner 1819 zu haltenden Predigten an. Mehrere auf die Reformation Bezug habende Schriften erschienen früh im Druck. Der Professor und Kammerer Michael Fels gab aus seinen Vorlesungen ein „Denkmal schweizerischer Reformatoren, als Beitrag zur Feier des Jubiläums von der höhern Lehranstalt der Stadt St. Gallen“, mit dem Bildniß Vadians; — der Pfarrer und Professor Peter Scheitlin einen „Leitfaden der christlichen Kirchengeschichte u. s. w. zur Belehrung der Jugend“; — Pfarrer Franz zu Mogelsberg eine kleine Schrift: „Zwingli's Geburtsort“, mit einer Titelvignette, Abbildung des Hauses, in welchem Zwingli geboren wurde; — Pfarrer Bawier in Buchs ein Gedicht „Auf Zwingli's Hütte zu Wildhaus im Toggenburg“; doch nehmen die lehrreichen, geschichtlichen Anmerkungen größern Raum ein, als das Gedicht selbst. — Dann erließ der evangelische Kirchenrath des Kantons (unterm 4. Weinmonat 1818) an die Kirchenvorsteherschaften der Kapitel von Toggenburg und Rheinthal ein Kreisschreiben, worin er an

*) Ephes. 5, 8 — 10. 2 Kor. 1, 24. Amos 9, 11. 2 Tim. 1, 13, 14. Psalm 77, 12 — 14. Joh. 1, 8. 9. Oder: 2 Kor. 4, 6. Matth. 23, 8. Ephes. 4, 11 — 15. Offenb. Joh. 3, 11. 1 Cor. 1, 4 — 9. Hebr. 13, 7 — 9.

Zweck und Wichtigkeit des Jahrhundertfestes, an den in diesem Kanton gebornen heldenmüthigen Ulrich Zwingli und an die großherzigen Männer Vadian, Burgauer, Wettex und Keßler, die Reformatoren des Landes, erinnerte, die den Schweizern immer, wie den deutschen Glaubensbrüdern ihre Luther, Erasmus, Melanchthon u. s. w. in dankbarem Gedächtniß bleiben sollen. Damit verband noch Scherer, der ehrwürdige Antistes der evangelischen Geistlichkeit, einen Hirtenbrief (vom 2 Christm.) an die sämmtlichen reformirten Gemeinden des Landes zu ähnlichem Zweck.

Ein länger, als gewöhnlich, dauerndes Geläute aller Glocken verkündete am Abend zuvor im ganzen Lande das folgende Fest. Zweckmäßig abgefaßte Gebete und Gesänge begleiteten in allen Kirchen die Predigten. Vieler Orten wurde die Andacht der Gottesverehrung durch feierliche Kirchenmusik erhöht. Und es ward ein wahrhafter, hoher Festtag. Den Eindruck desselben auf das Gemüth der Jugend lebendiger zu erhalten, wurde noch am darauf folgenden Sonntage, statt der üblichen Kinderlehre des Nachmittags, von den Katecheten und Predigern eine kurze, geschichtliche, für die Kinder faßliche und behaltbare Darstellung der Reformation vorgetragen.

Wie überall in der Schweiz, ward auch in Schafhausen jener Tag als ein reinreligiöses Fest genommen, an welchem alle geräuschvolle öffentliche Vergnügungen verfagt waren, wie dies eine eigne Bekanntmachung des kleinen Rathes (vom 7. Christm.) unter Androhung von Verantwortung und Strafe vorausverkündete. Besonders gedruckte Gebete und Gesänge wurden zum kirchlichen Gebrauch in den Gemeinden vertheilt, und den Geistlichen überlassen, den Tag durch ihre heiligen Reden jedem Gemüthe zum rechten Fest zu machen.

Durch zweierlei zeichneten sich im Kanton Schafhausen die festlichen Anordnungen vor den bisher geschilderten aus; erstlich dadurch, daß hier von Regierungs wegen weder den Gemeinden, noch den Geistlichen mit so großer Aengstlichkeit Achtung für den Glauben andrer Kirchen eingeschärft wurde, wenigstens öffentlich nicht. Mit Recht setzte die Regierung wohl soviel Zartgefühl bei gebildeten Männern voraus, ohne sie durch hochobrigkeitliches Mahnen an eine der ersten Pflichten ihres Standes auch nur von fern kränken zu müssen. Und in der That ward das Vertrauen der Regierung durch den Erfolg gerechtfertigt. — Zweitens veranstaltete man ebenfalls, wie im Kanton St. Gallen, einen kirchlichen Jugendunterricht in der Geschichte der Reformation, aber machte denselben dadurch von bleibender Wirkung, daß der „Kern der schweizerischen Reformationsgeschichte“ von Pfarrer Melchior Kirchhofer in Stein am Rhein verfaßt, gedruckt und auf Kosten des Staats ausgetheilt wurde. Der eigentlichen eidsgenössischen Reformationsgeschichte geht einleitend eine kurze Erzählung von den frühern Schicksalen der christlichen Kirche voran. Es ist bei diesem nützlichen Büchlein nur zu bedauern, daß es nicht ganz im einfältigen, kindlichen Sinn und Geist des Volks geschrieben worden ist.

Ungleich volksthümlicher sind die zwei ebenfalls gedruckten Reden, welche der Oberschulherr Joh. Georg Müller und der Diakon Joh. Jak. Altorfer einen Tag nach dem

Feste in der Münsterkirche zu Schafhausen an die Jugend dieser Stadt hielten. Es war ein rührendes, großes Nachfest. Knaben und Mädchen mit ihren Lehrern und Lehrerinnen wanderten in wohlgeordneten Zügen unter dem Geläute der Glocken zur Kirche. Ein Reformationsgesang begann, ein „Herr Gott dich loben wir“, unter musikalischer Begleitung von einem Chor Sänger und Sängerinnen angestimmt, beendete die Feierlichkeit am Vormittag. Müller erzählte in seiner Rede, wie einst da, wo sich jetzt Schafhausen mit seinen reizenden Umgebungen erhebt, ein ungeheurer, durch Mord und Straßenraub berüchtigter Wald, mit wenigen Häusern am Gestade des Rheins und mit einer Einsiedlerhütte, gelegen gewesen wäre; wie dann der tapfere und andächtige Graf Eberhard von Nellenburg nebst seiner Gemahlin Ida ein Kloster auf diesem Platz gestiftet und das Münster erbaut habe, welches den Anlaß zur Bildung der Stadt selbst gegeben. „Und hier vor dem Altar ruhen seine Gebeine und die seiner Gemahlin und des Sohnes!“ fügte der Redner hinzu. Er zeigte dann kurz, wie durch Unwissenheit und Rohheit der Zeiten der christliche Glaube trübe geworden, bis ihn die Reformatoren läuterten; und entwickelte nachher eben so geistvoll, als klar und faßlich, welches die wesentlichsten Veränderungen gewesen, die den Grundsätzen der Reformation gemäß getroffen wurden. Was für eine öffentliche Denkart, was für ein Gemeingeist daraus entstanden sei, und wie dies auf den Staat, die Kirche, das Hauswesen und das Leben der Bürger unter einander eingewirkt habe.

Am Nachmittag desselben Tages und auf derselben Stätte trug auch die Bibelgesellschaft zur Verschönerung des religiösen Nationalfestes bei. Nach einer frommen, herzlichen Rede vertheilte Altorfer, als Vorsteher jener Gesellschaft, eine große Anzahl von Bibeln, eine Handlung, wohl recht des feierlichen Augenblicks würdig, in welchem Alles daran mahnte, daß die heiligen Schriften der Christenheit die einzige Erkenntnißquelle des evangelischen Glaubens seien. „Hier liegen sie ausgebreitet die heiligen Schriften“, so schloß der ehrwürdige Redner, „um denen gegeben zu werden, die sie zu besitzen wünschen; sie liegen ausgebreitet auf eben den Tischen, wo uns die gesegneten Zeichen und Pfänder der Erlösung und unsrer Vereinigung mit Jesu dargereicht werden. So wie diese, im Glauben genossen, eine Nahrung der Seele sind zum ewigen Leben, so sind die Schriften Jedem, der sie mit religiösem Sinn lieset, eine Stärkung seines Glaubens und eine Beförderung seines innern Lebens.“

Die Bibelgesellschaft von Basel theilte ebenfalls am Nachmittag des Jubelfestes viele Exemplare der h. Schrift in allen Gemeinden des Landes an die Jugend und die ärmern Haushaltungen aus. Daßelbe geschah in den vier Hauptkirchen der Stadt Basel den Sonntag, welcher dem Feste folgte. Auch hier geschah es aller Orten mit rührender Herzlichkeit. — Schon unterm 5. Christmonat hatten Bürgermeister und Rath des Kantons Basel in Betreff der Feier des Reformationsfestes eine Bekanntmachung an ihre „lieben Mitbürger und Angehörigen reformirten Glaubens“ erlaßen. Diese Bekanntmachung der Regierung unterscheidet sich vor andern der Art sehr vortheilhaft durch ihre humane Sprache, wie sie in Freistaaten und unter gesitteten Völkern nie anders vernommen werden sollte. Auch sie empfiehlt eine fromme,

Digitized by Google

prunklose Feier des herrlichen Erinnerungsfestes, ohne die Uebertreter sogleich mit Strafen zu bedrohen. Sie drückt nur ihre „Erwartung, ihren Wunsch“ aus. Eben so wenig schärft sie ihrer Geistlichkeit ein, in den Kanzelreden schonend gegen die katholische Mitschweizer und Mitbürger zu sein, überzeugt, daß die Geistlichkeit selber wissen, oder sich gegenseitig daran erinnern werde, was des Bürgers und des Christen Pflicht sei.

Der Kirchenrath zu Basel hatte schon mehrere Predigttexte *) zur Auswahl bekannt gemacht, desgleichen die zum Feiertag verfaßten Gebete und Reformations-Kirchenlieder. Für die französische Gemeinde waren französische Kirchengesänge, dem Zweck des Tages entsprechend, gedichtet; eins derselben, vom Professor Binet, wurde in der französischen Kirche durch ein Sängerchor ausgeführt. Eine „kurze Geschichte der Reformation zu Basel“, entworfen vom Oberstzeller Jak. Burkhardt, erschien einige Monate zuvor, begleitet von dem Bildnisse des Basler Reformators Joh. Oecolampadius. Diese Geschichte, so bündig sie auch ist, zeichnet sich durch Faßlichkeit, Gründlichkeit und anziehende Darstellung sehr glücklich aus. Sie erzählt die Kirchenveränderung von Basel seit Wolfgang Köpflin (Capito), der, wie er selbst versichert hat, schon vor Luther und Zwingli den Vorsatz gehabt, „das Papstthum durch Gottes Wort zu stürzen“, bis zu ihrem endlichen Siege, zu welchem der weise Oecolampadius nicht wenig beitrug. In der That spielte, neben Zürich, Basel die glänzendste Rolle in der Reformation der helvetischen Kirche, und zwar durch die Menge geistreicher und entschlossener Lehrer, welche es in seinen Mauern zählte.

Nach solchen Vorbereitungen ward das Jahrhundertfest, am Vorabend mit dem feierlichen Geläute aller Glocken im ganzen reformirten Theil des Landes verkündet, überall in frommem Ernst begangen. Viele der damals gehaltenen Predigten sind dem Druck übergeben. In allen erscheint ein kräftiger, frommer, wahrheitsuchender, auf das Bedürfniß der Gegenwart niederblickender, gegen die katholischen Glaubensgenossen liebevoller Geist. Auf gar eigne Weise äußerte sich derselbe in einer Predigt des französischen Pfarrers Hory mit den Worten: „Frères chrétiens, membres de l'église romaine, nous aimons aussi penser à vous, et parler de vos dans nos prières. Ce ne sera point pour revenir sur les persécutions et les souffrances que vos aieux firent endurer jadis aux premiers chrétiens réformés; ce ne sera point pour répondre par des paroles de haine et par notre intolérance à l'intolérance et à la haine que maintenant encore quelques-uns des vôtres manifestent envers nous; mais pour vous donner au contraire une marque non équivoque de nos dispositions fraternelles et de notre amour, pour implorer en votre faveur aussi les effets de la charité céleste. Vivement touchés du bienfait de Dieu, c'est pour nous un besoin de le solliciter avec plus de zèle pour ceux, qui ne l'ont point encore obtenu. Puissiez vous être bientôt éclairés par la pure lumière, ramenés dans la vraie route! Puisse votre réformation s'opérer comme s'est opérée la notre!“ — Es zweifelt wohl niemand, daß auch katholische

*) Röm. 1, 16. 1 Petr. 3, 15. Offenb. Joh. 3, 11. Kol. 2, 6. 7. 1 Kor. 16, 13. 14. Joh. 17, 17.

Digitized by Google

Geistliche mit gutem Gewissen eben diese Worte gegen die Glieder der protestantischen Kirche anwenden konnten.

In anderm und höherm Sinn sprach der Pfarrer Lutz im Dorfe Läufelfingen zu seiner Gemeinde. „Der hellsehende Katholik und der erleuchtete Protestant theilten von jeher gegenseitig diese Ueberzeugung, daß Erkenntniß Gottes durch Jesum Christum, der daraus hervorfließende Glaube an den Gottmenschen die Hauptwahrheit, und die Liebe, mit welcher Gott das ganze Menschengeschlecht umfaßt, das tröstlichste Bewußtsein der Gläubigen sei. Dieser Sinn und Geist soll uns Protestanten in unserm Verhalten gegen katholische Mitbrüder beleben. Wir sollen dem Wahn in unserm Herzen nicht Raum geben, daß wir Gott dem Allerhöchsten, als Reformirte, werther denn Andre, oder gar dessen Lieblingsvolk auf Erden seien. Gott hält sich hienieden kein Lieblingsvolk, sondern in allerlei Nationen, wer recht thut, der ist ihm angenehm. — O könnten wir sie vertilgen aus den Jahrbüchern der Geschichte unsers Vaterlandes, die unseligen Tage bei Kappel und Villmergen! — könnten wir sie ungeschehen machen, die beiderseitigen Verirrungen, die sich Protestanten, wie Katholiken, aus übelverstandenem Religionseifer zu Schulden kommen ließen, und bei welchen abergläubiger und zeremonienreicher Kirchendienst mit dem kalten Vernünfteln und dem Abstreifen alles Sinnlichen vom Gottesdienst in grellem Widerstreit erschienen sind"!

Merklicher spürte man in den meisten Reformationsfestpredigten der Basler Geistlichkeit deren Eifer gegen die überhandnehmende Frömmelei, religiöse Schwärmerei und Mystik. In der That hat der Sinn dafür in verschiedenen Gegenden der Schweiz, besonders durch Jung-Stilling, Frau Krudener u. a. m. sehr gewuchert, nicht in den Städten allein, sondern auch auf dem Lande. — Niemand sprach wohl kräftiger dagegen, und überhaupt mit protestantischerem Freimuth, als der wackere Pfarrer Fäsch in der St. Theodorskirche zu Basel. „Das große Werk der Reformation", sagte er, „ist noch nicht vollendet. Unsre Reformatoren waren keine untrügliche Menschen. Es gibt ja keine katholische, keine griechische, keine zwinglische, keine lutherische Religion, es gibt nur eine christliche Religion. Konkordienformeln und Glaubensbekenntnisse sind Menschenwerke. Göttlich ist nur das Evangelium. Eine Reformation des innern und äussern Menschen ist die allein gültige vor Gott, welcher uns dereinst nicht fragen wird: Bist du ein Papist oder Grieche, ein Lutheraner oder Kalvinist, sondern bist du ein wahrer Jünger Jesu gewesen?"

Kreuer, wo er des Verhältnisses der Protestanten zu den Katholiken erwähnt: „Warum sollten wir unsre katholischen Mitchristen nicht lieben? Sie sind nicht von uns, wir sind von ihnen ausgegangen; die Trennung ist unser Werk. Wäre die Reformation ohne diese Trennung mögtem gewesen, Heil uns und ihnen! Aber auch getrennt sind sie unsre Brüder. Unter ihnen sind ja unsre Reformatoren erzogen und gebildet worden; und wer wird es wagen, zu behaupten, daß in der katholischen und griechischen Kirche weniger edle, fromme, tugendhafte Menschen seien, als in der protestantischen Kirche? Selbst Gonner der Reformation haben sich gewiß

mehrere unter ihnen. Wer weiß, ob nicht einst aus ihrer Mitte selbst eine neue Reformation über die ganze Christenheit sich verbreiten wird? Denn die Zeit ist ein reißender Strom, und von dieser Zeit wird Alles zerstört, was Menschenhände erbaut haben. Nichts Bleibendes, nichts Unwandelbares auf dieser Unterwelt. Ein Ereigniß, eine Revolution, eine Reformation wird durch die andre verdrängt. Aber vorwärts schreitet unser Geschlecht; dem Ziele der Vollkommenheit entgegen; dem Tempel der Wahrheit näher; näher der Sonne der Gerechtigkeit; vor ihr verschwinden Glaube und Hoffnung, die Liebe allein bleibt ewiglich. So soll sie auch in unserm Innersten nie erlöschen, auch gegen euch nicht erlöschen, katholische Brüder und Schwestern! Hier, unsre Hand! schlagt ohne Mißtrauen ein! Und Friede und Eintracht herrsche unter uns! Nicht um diesen Frieden zu stören, nicht um unsre Trennung zu verewigen, feiern wir heute das Andenken der Reformation. Es soll kein Trotzfest wider euch, es soll kein Siegesfest über euch sein; es soll uns nur aufmuntern, die Wahrheit zu verehren; der erkannten gemäß zu handeln; aufmuntern die Geistesfreiheit zu schätzen und einen würdigen Gebrauch davon zu machen."

Wer sollte beim Lesen dieser Stelle, der noch viele andre in Fäschens Predigt gleichen, nicht wünschen, daß alle die Tausende, welche über das Reformationsfest sprachen oder hörten, von demselben Geiste beseelt gewesen wären?

Von Zürich aus war einst durch Zwingli's Starkmuth die helvetische Reformation angehoben; von dieser Stadt aus war nun billig die erste und lebhafteste Anregung zur allgemeinen Feier des großen Kirchenfestes in der reformirten Schweiz ausgegangen, und in diesem Kanton ward sie auch drei Tage lang mit würdigem Ernst gehalten. Als Vorspiel zu derselben konnte die Feier von Zwingli's Todestage am 23. Weinmonat (1815) im Sihlwald gelten. Die der Gottesgelahrtheit befliſſenen Jünglinge Zürichs hatten ursprünglich im Sinn, das Todesfest des Reformators auf der Stelle bei Kappel selbst, wo Zwingli im Treffen gefallen war, vereint mit zwei, aus jeder Bundesstadt dazu eingeladenen Studirenden, zu begehen. Allein in Folge höherer Weisung unterblieb dies, vielleicht weil man dabei politische Bedenklichkeiten fand, oder aus besorglicher Schonung der in der Nähe jener Stätte wohnenden katholischen Eidsgenossen. So zogen am bestimmten Tage also achtzig Jünglinge in schwarzen Kleidern, nur von zwei abgeordneten Studirenden St. Gallens begleitet, nebst mehrern geistlichen und weltlichen Personen still des Morgens in den Sihlwald, welcher einst der Lieblingsort des Dichters Salomon Geßner gewesen. Gesänge und Reden wechselten hier zum Ruhm des Glaubenshelden. Beim Gastmahle überraschte der würdige Chorherr Schultheß angenehm alle Versammelte, indem er in seiner Hand eine vergoldete Hochzeitschale erhob, die vom Sohne Zwingli's stammend, in dessen Geschlecht, als Familienkleinod, bis auf den heutigen Tag fortgeerbt ist. Er lud jeden ein, aus dieser Schale eine Frucht von Zwingli's Garten zu empfangen, — nämlich einen Kernspruch aus des Reformators Schriften genommen. Unter dem Gesange Luthers: „Ein' feste Burg ist unser Gott" kehrte die Jugend still nach Zürich heim.

Digitized by Google

Um das Volk vom Wesen und Zweck des Festes zu belehren, war geraume Zeit vor demselben schon eine kleine Schrift: „Das Reformationsfest; allernächst der Jugend des Kantons Zürich gewidmet“, im Lande vertheilt worden. Sie enthielt sehr einfach und deutlich das Wesentlichste der Reformationsgeschichte, mit frommen Lehrsprüchen für die Jugend und Gebeten begleitet. Nichts zweckmäßiger zur rechten Vorbereitung, als dies. Eben so waren mehrere andre Schriften, den großen Gegenstand berührend, hervorgetreten, deren hier nicht gedacht werden kann. Doch immer ehrenvolle Auszeichnung verdient des trefflichen Kirchenraths Salomon Heß Werk, betitelt: „Ursprung, Gang und Folgen der durch Ulrich Zwingli in Zürich bewirkten Glaubensverbesserung und Kirchenreform.“ Es ist mit den Bildnissen Zwingli's, Bullingers und Breitingers geschmückt, und in der That mehr, als bloße Gelegenheitsschrift. Denn es liefert aus bisher wenig oder gar nicht benutzten Quellen und aus den Schriften der Reformatoren selbst geschöpfte merkwürdige Züge zur Kirchengeschichte, zumal Helvetiens.

Schon dritthalb Monate vor dem Feste erließen Bürgermeister und Räthe des Kantons Zürich an ihre „lieben, getreuen Kantonseinwohner und Angehörigen“ einen Befehl (vom 20. Weinmonat 1818) über die würdige Abhaltung des Feiertags. Darin wurden alle sonst übliche Belustigungen, Mahlzeiten, Besuch der Wirths-, Schenk-, Gesellschaftshäuser u. s. w. am Sylvestertage und ersten Jänner, als des Festes Anfang, untersagt; Ober- und Untervollziehungsbeamte beauftragt, darüber zu wachen, daß Stille „und Andacht“ allenthalben beobachtet werde, und sollte, hieß es am Schlusse, „wider Verhoffen Jemand dagegen handeln, so solle solches ohne Ansehn der Person geahndet und bestraft werden.“ Schon drei Wochen vor dem Feste ward dies Gebot von allen Kanzeln herab dem Volke vorgelesen.

Umständlicher, als in irgend einem andern Kanton, und in jede Einzelnheit eintretend, war auch die Anordnung des Kirchenrathes über die Folge der kirchlichen Verrichtungen an den drei Feiertagen. Eine besondre Verordnung erschien für die Hauptstadt; eine besondre für die Landgemeinden. — Wir wollen derselben hier nicht ausführlicher Erwähnung thun. Es genügt zu wissen, daß das Fest drei Tage nach einander in allen Kirchen des Kantons mit Predigten, und Reden gefeiert ward. Reden und Gedichte erschienen in lateinischer und deutscher Sprache. In vielen Kirchen ward der Gottesdienst durch musikalische Aufführungen glänzender gemacht. Besondre Kirchengebete und Kirchenlieder waren zuvor im Volke vertheilt worden. Eigne Kantaten und Lieder zur Feier der Reformation waren vom Antistes Heß, vom Pfarrer Georg Geßner, vom Pfarrer Joh. Hanhart in Winterthur, von Joh. Jak. Hottinger gedichtet, von Hans Georg Nägeli besonders in Musik gesetzt. Denkmünzen mit Zwingli's Bild wurden vertheilt. Nichts unterblieb, was zur Verherrlichung des Festes oder dazu beitragen konnte, einen tiefbleibenden, wohlthuenden Eindruck desselben in den Gemüthern zu befördern.

So war in allen Gegenden der protestantischen Schweiz das Jubelfest reinkirchlich gehalten. Mehr bürgerlich gestaltete es sich im Kanton Bünden, zumal in dessen Hauptstadt Chur.

Digitized by Google

Hier ging die Tagesfeier, ungezwängt durch obrigkeitliche Vorschriften, freier aus der Seele des Volkes hervor, denn irgendwo. Der kleine Rath dieses Staates hatte in einem Ausschreiben an die „ehrsamen Räthe und Gemeinden evangelischer Religion“ (vom 30. Winterm. 1818) den 3. Jänner zur Feier bestimmt, den Tag vorher aber zur Vorfeier, bei welcher, ausser dem Gottesdienst, eine Geschichte der Reformation und ihrer Folgen den Gemeinden in den Kirchen vorgelesen werden sollte. Die Regierung empfahl den Geistlichen, alle für andre kirchliche Bekenner kränkende Aeusserungen zu meiden, und rieth, falls man etwa den Gottesdienst durch irgend ein äusseres Zeichen eindrucksvoller zu machen wünschte, „eine aufgeschlagene Bibel und einen Kelch auf den Taufsteinen zu stellen, um als Sinnbilder des göttlichen Wortes und der Sakramente zu dienen, welche durch die Reformation dem Christenvolke in ihrer ursprünglichen Reinheit wieder zu Theil geworden wären.“

Die sinnvolle Einfachheit der Anordnungen verfehlte auch ihres Zweckes nicht. Der Vorabend ward in der That eine Weihe zum folgenden Feste, wie er es kaum so in vielen andern Kantonen mit vorgeschriebenen Gebeten und Glockengeläuten werden konnte. Das Volk der protestantischen Gemeinden in Thälern und Gebirgen zog zu den Kirchen, Alt und Jung, von den Geschichten seiner Väter und deren Heldenkampf für Glaubensfreiheit und Vaterlandsfreiheit zu hören. Mancher fromme Katholik trat hinzu. Die Darstellung von der Kirchenverbesserung in Bünden war meisterhaft, in volksthümlichem Geiste, durch den Professor v. Orelli verfaßt, und konnte bei ihrer schlichten Erhabenheit nicht fehlen, die Herzen zu treffen. Sie war, auch in die romanischen und italienischen Mundarten Bündens übertragen, an die Pfarrer aller evangelischen Gemeinden versandt worden. — In Chur sah man vor den Hauptpforten der Stadtkirche die bekränzten Namen der drei rhätischen Reformatoren Comander, Galitius und Blasius; das Innere des Tempels mit grünenden Kränzen und Laubschnüren überspannen längs Pfeilern und Emporen, oder mit weißen, grünbesäumten Tüchern und Schildern geschmückt, mit Denksprüchen aus der Bibel: Das Wort des Herrn ist lebendig und kräftig und schneidender, denn ein zweischneidend Schwerd; — Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit; — Der Buchstabe tödtet, der Geist macht lebendig; — Des Geistes Frucht ist Rechtschaffenheit, Gerechtigkeit, Wahrheit; u. s. w. Die Geschichte der Reformation ward von der Kanzel verlesen, und der Sang des Volkes: „Ein' feste Burg ist unsre Gott“ folgte den empfangenen großen Erinnerungen. Der übrige Theil des Tages blieb nicht ungenützt. Im großen Saal des Bürgerhauses traten die Bürger zusammen mit ihren Frauen, erwachsenen Söhnen und Töchtern. Achtbare Männer hielten Vorlesungen zum Gedächtniß einer ehrwürdigen Vorwelt, zur Gemüthserhebung der Zeitgenossen, wie der Professor Herbst über Luthers Leben, Streben und Wirken; Caspar von Orelli über die Züricher Reformation; der geistvolle Bürgermeister von Chur, Friedrich von Tscharner, über die Idee bürgerlicher und christlicher Vervollkommnung des Gemeinwesens, wozu Wredow den poetischen Erguß eines

bewegten Herzens geſellte. *) Der Abend kam. Am St. Martinsthurm brannte im Kranze flimmernder Lampen das Wort „Evangelium“ mit der Jahreszahl 1519.

Am Feiertage ſelbſt zogen in allen Gemeinden Vorſteher, Ortspfarrer, Schullehrer, ihnen voran die blühende Jugend, in feſtlicher Ordnung zu den Tempeln unter dem Geläute der Glocken, hin und wieder begleitet vom Donner des Geſchützes. Wohl nirgends fehlten auf dem Abendmahlstiſch Bibel und Kelch, als der Reformation bedeutſame Siegeszeichen. Eine ungebotene Andacht herrſchte über das ganze Land. Die Prediger ſprachen aus der Fülle ihres Herzens, ſchonend gegen fremde Glaubensgenoſſen, ohne der gewohnten republikaniſchen Freimüthigkeit zu entſagen. — „Wir verkehren dich nicht, theurer katholiſcher Mitchriſt und Bundesgenoß“, ſagte der Dekan Benedikt zu Chur in ſeiner Predigt, „wir ſind eingedenk der Worte des Herrn: „Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammt.“ Wir ſagen auch nicht einmal zu dir: komm, komm doch zu uns herüber! Aber ſo lange du uns verkehrſt und verdammſt, weil wir, nicht in allen Stücken, obwohl in den Hauptpunkten, mit dir einig, Gott und den Heiland auf unſre Weiſe verehren: ſo können wir nicht anders, wir müſſen dich für einen Irrenden anſehen, dem wir aber demungeachtet mit herzlicher Liebe und Treue zugethan bleiben. So lange das Oberhaupt deiner Kirche (ſiehe die päpſtliche Bulle an den Erzbiſchof von Gneſen vom 29. Juli 1816) das Leſen und Verbreiten der Bibel, gegen die laute Stimme deiner eignen frömmſten und ehrwürdigſten Lehrer, für „eine hölliſche Peſtilenz und ein Unkraut, geſäet vom Satan auf den Acker der Kirche“ erklärt: ſo können wir nicht anders, wir müſſen ſolche Grundſätze für unchriſtlich, für widerſtreitend und hohnſprechend dem Geiſte und der klaren ausdrücklichen Vorſchrift des Evangeliums halten und als ſolche verabſcheuen. Allein unſrer Liebe und Treue gegen dich wird dieſe feſte Ueberzeugung keinen Eintrag thun.“

Auf mannigfache Weiſe ſprachen ſich in dem weiten Hochlande die Empfindungen dieſes Tages aus; am lebhafteſten in der Stadt Chur, wo eine an den Kirchthüren geſammelte Steuer von 700 Gulden zu einem dauernd wohlthätigen Zweck beſtimmt ward. Hier auch, als der Abend gekommen war, ſtrahlte noch einmal der St. Martinsthurm hell erleuchtet über das Thal. Plötzlich ward aus eignem Antrieb der Bürger die ganze Stadt erleuchtet, mit durchſcheinenden Sinnbildern, Inſchriften und theuerwerthen Namen. Von der Höhe des Thurms erklangen die Geſänge: Ein' feſte Burg iſt unſer Gott; — Herr Gott dich loben wir; — Gott iſt mein Lied; — Nun danket alle Gott — und andre mehr. Leiſe folgten Stimmen des Volks in den Straßen den vom Himmel fallenden Tönen. In der Ferne dröhnte der Donner abgefeuerter Mörſer.

*) Sie ſind, nebſt mehrern andern hiſtoriſch wichtigen Schriften Joh. Gulers von Wineck, Sprechers von Berneck, Zwingli's, des Marſchall Ulyſſes von Salis-Marſchlins, in einem Werk: „Reformationsbüchlein. Ein Denkmal des im Jahr 1819 in der Stadt Chur gefeierten Jubelfeſtes. Chur bei Otto. 1819.“ zuſammengedruckt.

Digitized by Google

Dies kleine Gemälde von der Feier des Reformationsfestes in Helvetien, worin sich zugleich die eigenthümliche Haltung der Regierungen, die mannigfaltigen Stellungen der Geistlichkeit, und die Stimmungen des Volks, in einzeln ausgehobenen Zügen, bezeichnen, mag als ein geringer Beitrag zur Sittengeschichte der Schweiz aus unsern Tagen gelten. Eine vollständige Aufführung aller bei diesem Anlaß erschienenen Gelegenheitsschriften wird man hier nicht erwarten. Doch manche der letztern sind allerdings durch die Gewichtigkeit ihres Inhalts wohl längerer Dauer würdig und sicher, wie z. B. das lehrreiche Werk: „Huldreich Zwingli. Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes; von Joh. Melchior Schuler, Pfarrer zu Böhberg im Kanton Aargau", worin neben vielen wenig oder ganz unbekannten Zügen aus dem Leben dieses Reformators und seiner Zeit, erhebliche Berichtigungen, ihn betreffend, erscheinen; oder Zwingli's sämmtliche Schriften im Auszuge herausgegeben von Leonhard Usteri und Salomon Vögelin.

Weder von Kanton zu Kanton, noch von Gemeinde zu Gemeinde, noch in den Ortschaften, wo Bekenner des evangelischen und katholischen Glaubens beisammen wohnten, brachte jene Abhaltung des Jahrhundertfestes irgend eine Störung in die altgewohnten, friedlichen Verhältnisse des öffentlichen oder häuslichen Lebens; auch erscholl darüber keine Klage. Die Geistlichen der reformirten Kirche in der Schweiz, noch heut, wie sonst, mannhaft, ernst, fromm, Diener des Altars und Bürger des Staates zugleich, vergessen das Beste des Vaterlandes nicht üben den Triumph der Kirche; denn sie ehren in diesem nur das Glück von jenem. Wie ihr großer Vorgänger, der hochsinnige Zwingli, sich und dem christlichen Könige einst in der Schaar der Auserwählten, neben Abraham, Isaak und Jakob, die Sokrates und Aristides, die Catonen und Scipionen zu sehen verhieß *): so wissen auch sie Sinn und Gemüth, das vor Gott gilt, von der Menschen Erkenntniß und Bekenntniß, das in der Kirche gilt, zu unterscheiden.

Dasselbe darf mit Recht von der katholischen Pfarrgeistlichkeit der Schweiz, wenigstens weit

*) Die schöne Stelle aus Zwingli's Christianae fidei a Huldrychio Zwinglio praedicatae brevis et clara expositio ab ipso Zwinglio paulo ante mortem ejus ad Regem Christianum scripta, lautet nach der Uebersetzung des Professors Joh. Kasp. v. Orelli in seiner Schrift „Ueber die Zürcherische Reformation" S. 230 also: „Zu hoffen ist, daß du, o König, dort sehen werdest aller Weisen, Glaubigen, Beherrschen, Tapfern, Tugendhaften — so viele ihrer von Erschaffung der Welt an gewesen — Gesellschaft, Verein und Zusammenleben. Sehen wirst du dort die beiden Adam, den Erlöster und den Erlöser; dort Abel, Henoch, Noah, Abraham, Isaak, Jakob, Moses, Josua, Gideon, Samuel, Elias, Elisa, Jesaias und die jungfräuliche Gottesgebärerin, von welcher jener geweissagt, David, Ezechias, Josias, den Täufer, Petrus und Paulus; dort den Herkules, Theseus, Sokrates, Aristides, Antinoos, Numa, Camillus, die Catonen, die Scipionen; dort deine Vorfahren und so viele deiner Ahnen, die im Glauben von hinnen schieden. Kurz, keinen redlichen Mann, kein heilig Gemüth, keine gläubige Seele gab es je vom Beginne der Welt an bis zu ihrer Vollendung, welche du nicht dort bei Gott erblicken wirst. Welch hoher, lieblicher, herrlicher Schauspiel läßt sich gedenken, als dieses?"

aus von ihrer Mehrheit, gerühmt werden, wenn es schon hin und wieder nicht an solchen fehlt, die wohl über den Papst das Interesse der Kirche, und über die Kirche die heiligen Forderungen des Glaubens vergessen könnten. Das Fest, mit Würde gehalten, erzeugte und hinterließ keine Erbitterungen. Alberne Gerüchte, die man in katholischen Gegenden wohl hin und wieder unter dem unwissenden Pöbel ausspreugte, wie z. B. im Kanton Luzern, daß man bei der Reformationsfeier zu Zürich mit dem Bildniß des Gekreuzigten auf den Straßen Sport getrieben habe u. s. w., vergingen in ihrer Albernheit und Lüge von selbst.

Ueberhaupt wird der Geist religiöser und kirchlicher Vertragsamkeit immer sichtbarer herrschend, so wie das allseitige Streben nach Geistesfreiheit, Wahrheit und Volksbildung. Die polemischen Gefechte einzelner Schriftsteller in Flugblättern und Zeitungen, wozu die Wiedererscheinung der Jesuiten, das Betragen der römischen Kurie gegen einen der ehrwürdigsten Prälaten Deutschlands u. dgl. m. Anlaß gaben, werden von Wenigen beachtet und machen keine Proselyten mehr. Man fühlt es allgemein, daß die vielgepriesene alte gute Zeit zu unserer Zeit wahrhafte Unzeit wäre, und daß weder das Vergangene aus dem Grabe herauf beschworen, noch das Gegenwärtige durch Exorzismen verbannt werden könne.

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Vorläufige Andeutung einer diesen Gegenstand erörternden, nächstens erscheinenden Schrift: „Läßt sich wohl mit Grund behaupten, daß die Erde noch fortwährend wachse und sich vergrößere?“

Es gibt moralische Wahrheiten wie physische Phänomene, die, weil sie gerade nahe und immer vor Augen liegen, gewöhnlich am meisten übersehen und oft lange verkannt werden. Am Ende zieht sie dennoch ein glücklicher Zufall oder die sorgfältigere Untersuchung ans Licht, und entscheidet mit fester Bestimmtheit für immer über dieselben. Vielleicht gehört die obige Frage, die wohl paradoxer scheinen dürfte, als sie wirklich ist, unter diese Kathegorie. Ich wagte den Versuch, sie — vorzüglich aus theoretischen Gründen — zu beantworten, um hierdurch den Weg zu einer durch praktische Erfahrungen künftig zu bestätigenden zuverlässigen Entscheidung derselben wenigstens zu bahnen.

Eigenes Nachdenken und fortgesetzte Untersuchungen und Beobachtungen leiteten mich auf die Theorie einer sich bis jetzt noch allmälig fortsetzenden Vergrößerung des Erdkörpers. Ich bezweifle, wenigstens ist es mir nicht mit Zuverlässigkeit bekannt, daß mathematische Messungen und die Untersuchungen der physischen Geographie über diesen Gegenstand bereits mit faktischer Bestimmtheit entschieden. Indessen würde doch kein Denker, — am allerwenigsten der astrono-

Digitized by Google

miſche und phyſikaliſche Mathematiker, der das Unermeßliche der Schöpfung ahnet, im Fall höhere theoretiſche und allgemeine phyſiſche Gründe die Vergrößerung des Erdkörpers als nothwendig erwieſen, oder auch dieſelbe nur wahrſcheinlich machten, ſie aus dem Grunde beſtreiten und einen Beweis gegen dieſelbe darinnen finden, weil ſie bis jetzt noch durch keine beſtimmten Erfahrungen und Beobachtungen faktiſch erwieſen und beſtätigt ward.

Die Größe unſrer Erde verhält ſich gegen denjenigen Theil der Schöpfung, den wir einigermaßen ſinnlich — obwohl ſehr unvollkommen erfaſſen, ungefähr wie das winzigſte Sonnenſtäubchen gegen die koloſſale Maſſe der Sonne ſelbſt; — die Spanne unſers vorübergehenden Daſeins iſt gegen die höhern zyklischen Zeiträume, welche die Himmelskörper in ihren fernen Kreiſen umſchreiben, ungefähr was eine Sekunde gegen Billionen Jahre oder gegen den Zeitraum ſein würde, in welchem uns etwa die allmälige Bewegung unſrer Sonne und des ganzen Fixſternſyſtems, zu welchem ſie gehört, beſtimmt merkbar ſein wird. Vielleicht wird es noch der fortgeſetzten Betrachtungen und Vergleichungen mehr als eines Jahrtauſends bedürfen, um dieſes Wachsthum ſinnlich zu bemerken und den Grad deſſelben mit einiger Zuverläſſigkeit zu beſtimmen.

Gewöhnlich pflegt man aus den Wirkungen empiriſch auf die wirkende Urſache zurückzuſchließen. Iſt aber das Daſein eines allgemeinen und ewigen Naturgeſetzes — und Alles in der Welt erfolgt nach feſten und beſtimmten Geſetzen — einmal entſchieden und mit Gewißheit erkannt, ſo müſſen über lang oder kurz nothwendig auch die Wirkungen deſſelben bemerkt werden. Die Erfahrung muß dieſe Vergrößerung der Erde, wenn ſie anders auf richtigen Grundſätzen und Vorausſetzungen beruht, in der Folge noch eben ſo gewiß beſtätigen, als das Daſein und Entſtehen neuer Planeten aus allgemeinern theoretiſchen Gründen ſchon zu einer Zeit mit Beſtimmtheit gefolgert und vorhergeſagt wurde, da dieſelben noch kein praktiſcher Aſtronom beobachtet und entdeckt hatte und ihre Möglichkeit von Andern kaum geahnet wurde.

Den Beitrag zur Beſtätigung einer noch ungewiſſen Wahrheit durch die Stimme eines Laien, dem, was Andre über dieſen Gegenſtand dachten und beobachteten, nur zum kleinſten Theil bekannt iſt, wird man ſchon um deswillen nicht ganz für überflüſſig halten, weil er unabhängig von den Reſultaten fremder Erfahrung, auf dem Wege des eigenen Denkens und Forſchens entſtand, und man deshalb vorausſehen kann, daß die Reſultate dieſer Beobachtungen um deſto unbefangener und vorurtheilsfreier ſein werden, wenn ſie auch an ſich nicht neu wären und ſchon mehr oder minder bekannte Dinge enthielten. Das Neue iſt bekanntlich nicht immer wahr und das Wahre nur ſelten neu.

Ward die Idee der allmäligen Vergrößerung des Erdkörpers und meine mit derſelben in genauer Verbindung ſtehende Theorie der Geogonie ſchon von Andern und früher als von mir aufgeſtellt, ſo wäre dies ein Grund mehr für die Wahrheit der Sache ſelbſt. — Ward aber das fortgeſetzte Wachsthum der Erde bisher noch von Niemand behauptet — und mir wenigſtens kam noch keine ausführliche Unterſuchung dieſes Gegenſtandes zu Geſicht, — ſo prüfe man meine

Digitized by Google

Behauptung und ihre Gründe. Sie stehen mit denen, die wir früherhin für die allmälige Entstehung neuer Organismen in meiner „Idee einer fortgesetzten Schöpfung, Chemnitz, bei Starke, 1818. 8.“ bereits aufstellte, in einer sehr nahen Verbindung. Diesen hat man aber von mehr als einer Seite her die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie keine leere Hypothese begründeten.

Irrthum ist freilich aller Menschen Loos. Jeder irrt; nur jeder anders und auf seine eigene Weise. Aber Irrthum bleibt dennoch der Schlüssel zur Wahrheit. Wo aber der unbefangene Denker und Beobachter, der keiner Partei und keinem eigentlichen System schwört, sondern nur den Fingerzeigen des gesunden Menschenverstandes in der Aufsuchung und bei der Beobachtung der höhern, unveränderlichen Naturgesetze folgt, mit den Resultaten der ernster prüfenden Wissenschaft zusammentrifft, da liegt die Wahrheit gewiß nicht fern. In Extremen aber findet sie sich bestimmt am allerwenigsten. Vielleicht gilt dies von des Prof. Steinhäusers zu Halle hohler Idee einer unterirdischen beweglichen Magnetenwelt nicht minder, als von der weit erhabenern des Dr. Schopenhauer zu Dresden, dem das Weltall nichts als sein eigener Wille und die reine Idee seines Ichs ist. Die bescheidenere Philosophie Newtons und Kants, die sich nicht auf diese sublime Höhe emporzuschwingen vermochte, sondern die Abhängigkeit von der Natur und ihrem erhabenen Urheber demüthig erkannte, muß freilich bei letzterem übel wegkommen und die verdiente Abfertigung erhalten.

Unschädlich, harmlos und vielleicht Manchem erfreulich, bleibt aber die Idee der Erdvergrößerung dennoch, wenn sie auch eine Chimäre sein sollte. Schwache, die wie die Sünder der Vorwelt in einer nächstens hereinbrechenden Sündfluth zu ertrinken oder auf der aus Wassermangel in Brand gerathenden Erde jämmerlich zu verbrennen befürchten, können vor der Hand ohne Sorgen sein, da nach meiner Ueberzeugung die elementarischen Wagschalen des Feuers und Wassers auf unsrer Erdsphäre in den nächsten Jahrhunderten oder Jahrtausenden schwerlich in einem so hohen Grade schwanken dürften, daß die eine oder die andere in der Oekonomie der Erde ein für die Bewohner derselben verderbliches Uebergewicht erhalten sollte.

Die für die Menschheit so wohlthätigen Kriege, welche wie moralische Gewitter die Luft reinigen, würden sich freilich nicht mehr gut durch den Grund rechtfertigen lassen, den man zuweilen zu diesem Zweck wirklich angeführt hat, daß die Erdfläche bald für das Menschengeschlecht keinen Raum mehr haben oder demselben in Zukunft nicht hinlängliche Nahrungsmittel bieten würde, wenn der allzustarken Vermehrung nicht bisweilen auf eine ausserordentliche Art Einhalt geschehe.

Zu geschweigen, daß es den Menschen wahrlich noch nicht an Raum auf Gottes Erde gebricht, so würde, nach meiner hypothetischen Ansicht, mit der verhältnißmäßig wachsenden Menschenzahl und mit dem vergrößerten Umfang der Erde, auch die Harmonie aller physischen und moralischen Verhältnisse fortwährend wachsen, und sonach eine allseitige höhere Vervollkommnung, wenigstens bis zu einem gewissen Grad, statt finden. An diesen Fortschritt zu

Digitized by Google

glauben, iſt aber gewiß höchſt wohlthätig, da die Menſchheit bei dieſem Glauben nie verlieren kann, ſondern ſtets und in jeder Hinſicht gewinnen muß.

Wer nicht an eine höhere ſittliche Vollendung glaubt, für den iſt eine ſolche auch nicht möglich, weil ihm der Sinn dafür fehlt und er ſie nicht zu empfinden vermag. Dieſen ſittlichen Fortſchritt aber thätig und unter allen Verhältniſſen des Erdenlebens möglichſt zu fördern, iſt das Ziel und die einzige Beſtimmung der Menſchheit.

Zwiſchen dem ſittlichen und geiſtigen Leben des Menſchen, — dem Reiche der Freiheit, — und den phyſiſchen und mechaniſchen Geſetzen des Körperwelt — dem Reiche der Nothwendigkeit — zwiſchen den Urſachen, welche das veränderliche und ſtets wechſelnde Geſchick ganzer Völker und einzelner Individuen bewirken, und zwiſchen den mechaniſchen Geſetzen, nach denen ſich der Lauf der Natur unveränderlich richtet, findet dennoch, trotz der heterogenſten und entgegengeſetzten Tendenz, eine unverkennbare Analogie ſtatt. Beides ſcheint mit einander zu kämpfen, um ſich nur deſto inniger zu vereinigen. Vermittelſt dieſer Analogie ſpringt aber auch der eigentliche Zweck des Krieges: Ruhe, Sicherheit und Friede; Erhaltung und Vermehrung der Nationalehre und des Nationalglücks, dennoch in die Augen; — vorzüglich in unſrer merkwürdigen Zeitperiode und bei dem Sinn und Geiſte des Friedens, welcher die größten Monarchen derſelben nach einem vieljährigen und vielſeitigen Kampf für dieſe Zwecke einmüthig beſeelt und vereint. Das Sprüchwort: nollo salus bello, pacem te poscimus omnes, erhält mithin eine Beſtätigung von einer Seite her, von welcher man dieſelbe am wenigſten erwarten und für möglich halten ſollte.

Tauſcher.

Bibliographiſche Anekdoten.

1.

Unter dem Titel: Het Nieuw Testament (das N. Teſtament aus dem Griechiſchen in die Tamuliſche Sprache übergetragen von S. Bronsfeld und J. Fybrandy), Colombo, bei Pieter Brumaart, 1759. 4., beſitzt der berühmte Gelehrte und Literator A. A. Renouard, Buchhändler in Paris, — deſſen, dieſer Tage erſchienenem, von ihm ſelbſt ausgearbeitetem und verlegtem Katalog ſeiner prächtigen, ſehr große typographiſche Seltenheiten enthaltendem Kataloge dieſe Notizen entnommen ſind, — eine zu Colombo, der Hauptſtadt von Ceylan, in der dortigen Landesſprache veranſtaltete Ausgabe des N. Teſtaments. Aus eben dieſer Druckerei iſt im Laufe von etwa vierzig Jahren eine ſehr beträchtliche Anzahl ſehr ſchön gedruckter religiöſer Schriften, meiſt in der Landesſprache, jedoch auch einige in europäiſchen Mundarten, hervorgegangen. In Europa ſind dieſe Schriften alle ſehr rar. Einige derſelben, die noch dazu in Colombo ſelbſt gebunden ſind, enthält die Bibliothek des Hrn. Renouard.

2.

Bekanntlich iſt der erſte Urheber der lateiniſchen Bibel-Konkordanzen der Kardinal Hugo de Sancto Caro (Hughes de Saint-Cher), ſeines Ordens ein Dominikaner. Um ſein

Digitized by Google

großes und mühevolles Unternehmen zu Stande zu bringen, vertheilte er die Arbeit unter mehrere hundert Mönche seiner Regel, die sich, in verschiedene Häuser vertheilt, mit Auseinanderlesen und alphabetischem Ordnen der jedem von ihnen angewiesenen Wörtermasse beschäftigte. Eben dieser Kardinal — er lebte im dreizehnten Jahrhundert — ist es auch, dem man die Eintheilung der heiligen Schrift in Kapitel zu verdanken hat.

3.

Die von Paris (17. Jänner 1538) von Franz I erlassene Verordnung, vermöge welcher er den Konrad Néobar zu seinem königlichen Buchdrucker ernennt und bestellt, ist von dem Könige „Gallicae reipublicae" adressirt, und enthält mehrere höchst merkwürdige Verfügungen. Der König erklärt, daß, nachdem er vor Kurzem Professoren eingesetzt, welche beauftragt seien, die jungen Leute in den Sprachen und Wissenschaften zu unterrichten, er es nun auch für eben so nothwendig erachtet habe, sich einen Buchdrucker auszuwählen, der unter königlichem Schutze sich ganz besonders mit dem Griechischen und dem Drucke der in dieser Sprache geschriebenen Manuskripte beschäftige. Wirklich habe er geruhet, auf die zu Gunsten des Konrad Néobar eingegangenen vortheilhaften Zeugnisse diesem Manne die griechische Druckerei und das Geschäft, die in dieser Sprache vorhandenen Werke neu und korrekt zu drucken, zu übertragen. Dabei verordnet der König, mit Hinsicht auf die öffentliche Ruhe sowohl, als auf den Vortheil Néobars, was folgt: 1. Keine bisher ungedruckte griechische Schrift soll gedruckt werden dürfen, ohne vorerst der Prüfung der Professoren der Universität unterworfen zu werden. 2. Von jeder ersten griechischen Ausgabe, die Néobar wird erscheinen lassen, soll er ein Exemplar in die königliche Bibliothek niederlegen, damit sie, falls für die Wissenschaften verderbliche Ereignisse eintreten sollten, in diesem Depot wieder zu finden sei. 3. Vorn an jeder seiner Ausgaben hat Néobar zu bemerken, daß er griechischer Buchdrucker des Königs sei. Und damit der besagte Buchdrucker diese Arbeit unternehmen könne, ohne sein eigenes Vermögen dabei aufzuopfern, verordnet ihm der König ein jährliches Gehalt von einhundert Sonnenthalern in Gold, in der Meinung, daß er zugleich abgabenfrei und alle der Universität und der Geistlichkeit bewilligten Privilegien sich auch auf ihn erstrecken sollen. Auch ist es den übrigen Buchdruckern und Buchhändlern untersagt, die Verlagswerke Néobars zu drucken oder zu verkaufen, und soll dieses Verbot gültig sein auf fünf Jahre für diejenigen Artikel, die vor ihm noch niemand herausgegeben, und auf zwei Jahre für die, welche er, sei es nun nach alten Handschriften, oder nach Bearbeitungen von Gelehrten, neu und korrekter auflegen wird. Néobar selbst hat diese Verordnung auf vier Quartblättern im Druck erscheinen lassen.

4.

Unter den französischen Bücherliebhabern oder Bibliomanen unsrer Zeit erscheint Naigeon als der leidenschaftlichste und beharrlichste. In Folge einer sein ganzes Leben hindurch verfolgten Leidenschaft für schöne Bücher hatte dieser Mann eine Bibliothek von griechischen und lateinischen Klassikern zusammengebracht, welche, nicht zwar für die bändereichste, wohl aber

Digitized by Google

bei weitem für die schönste gelten konnte, die in den letzten Zeiten in Frankreich von Privaten ist gebildet und besessen worden. Dafür schritt er aber auch mit seiner Liebhaberei weit über alle Schranken hinaus. Ein etwas breiterer Rand, ein etwas glänzenderer Maroquin machte, daß er ausser sich gerieth und erblaßte vor Freude, wenn das Buch ihm angehörte, und hinwieder vor Aerger und Unzufriedenheit, wenn ein Andrer der beglückte Besitzer davon war. In seinem Hause durfte ja Niemand ein Buch aufschlagen, und wenn der mürrische und nichts weniger als zugängliche Mann etwa einmal einem andern Bücherliebhaber die Gunst erwies, ihm seine literarischen Seltenheiten zu zeigen, so langte er die Bände selbst aus den Schränken hervor, schlug sie mit eigener Hand auf, und machte dann auf die schönen Ränder, die Eleganz des Einbandes und die Art, wie sie geschlagen waren, aufmerksam. Wollte man dann etwa eines der Bücher selbst in die Hände nehmen, um es noch etwas näher zu betrachten, oder wollte man vielmehr aus Höflichkeit zu dem Enthusiasmus seiner Bewunderung noch einige Worte eigenen Beifalls hinzuthun, so konnte man nur zur Seltenheit dazu gelangen, etwas von jenen Kleinodien angreifen zu dürfen: so sehr war ihm bange, daß man etwa in dem Rücken eines Bandes einen Bruch verursachen möchte. Uebrigens war Naigeon, bei allem seinem rasenden Eifer für schöne Einbände, gleichwohl persönlich kein Sklave derselben. Er bediente sich und zwar häufig aller seiner Bücher, und der Foliant auf großem Realpapier, in den zierlichsten Maroquin gebunden, wurde auf seinem Schreibtische eben so gut auseinandergeschlagen und blieb offen liegen, als das unbedeutendste Buch. Naigeons im Februar 1810 erfolgtes Ableben hatte auf seine größtentheils aus sehr vorzüglichen Stücken und den herrlichsten Exemplaren, die aufzufinden möglich ist, bestehende Büchersammlung keinen Einfluß, indem schon drei Jahre früher seine Altersschwachheiten und vermuthlich auch Geldnoth ihn zu dem Entschlusse vermocht hatten, seine ganze Bibliothek an Firmin Didot zu verkaufen, der, nachdem er sie drei oder vier Jahre behalten hatte, dieselbe im Jahr 1811, mit dem Ueberreste seiner eigenen reichen, durch eine schöne Folge kostbarer Ausgaben aus dem fünfzehnten Jahrhundert sich auszeichnenden Sammlung öffentlich verauktioniren ließ.

5.

Im Jahr 1707 ließ ein gewisser Ancillon es sich einfallen, unter dem Titel: Traité des Eunuques par D'Ollincau, ein gelehrtes Werk über diese Menschenklasse zu schreiben und dem Drucke zu übergeben. Was für ein gutmüthiger Mensch dieser Ancillon gewesen sein müsse, erhellet daraus, daß er jenen, unter dem Titel: „Nachrichten von der Insel Borneo“ bekannten, scherzhaften Aufsatz Fontenelle's für baare Münze aufnimmt, und mit der Gravität eines Geschichtschreibers zu wissen thut, daß Mreo, Königin von Borneo, verlange, daß alle ihre Minister Verschnittene seien, hingegen eine andre Prinzessin Eenegu, die jener den Thron streitig mache, keine solchen Leute an ihrem Hofe dulden wolle. Bekanntlich hat Fontenelle durch diesen etwas leichtfertigen Scherz die Städte Rom und Genf bezeichnen-

Digitized by Google

ihre Namen aber durch ein Anagramm, welches Ancillon blöde genug war, unbemerkt zu laſſen, leicht verſchleiern wollen.

6.

Im Jahr 1810 ließ der Buchhändler A. A. Renouard ein nachgelaſſenes Gedicht in zehn Geſängen von Greſſet, le Parrain magnifique, im Druck erſcheinen. Durch eine demſelben vorangeſchickte Notiz ward es, was vorher in ganz Frankreich niemand, vielleicht nicht einmal die Einwohner von Amiens ſelbſt gewußt hatten, bekannt, daß des Dichters irdiſche Hülle in eine zum Kuhſtall umgewandelte Kapelle verwieſen ſei. Der Miniſter des Innern, den eine ſo ſchändliche Nachläſſigkeit ärgerte, ertheilte ſofort Befehl, den Leichnam an einen ehrenvollern Platz zu verſetzen. Dem Befehl wurde ſogleich und zwar mit ſehr guter Manier Folge geleiſtet. Eine rührende Feierlichkeit machte den wohl nicht abſichtlich begangenen Fehler wieder gut, und die Einwohner von Amiens ſelbſt halfen die Gebeine ihres berühmten Landsmanns in ihre Kathedrale verſetzen. Ueber der Stelle, wo dieſelben waren eingeſenkt worden, links gegen den Eingang der Kirche, wurde an einen Pfeiler eine Art von einfältigem Grabmal befeſtigt, an deſſen Stelle dann ſpäterhin ein dauerhafteres Monument kommen ſollte. Allein im Mai 1814 ließ der Biſchof von Amiens, in der Meinung, daß es ſich mit der Rückkehr Frankreichs zu einer rechtmäßigen Regierung nun nicht mehr vertrage, dem profanen Sänger des Lutrin und Ver-Vert an einer geweihten Stätte die Achtung zu bezeugen, welche man großen Männern überall ſo gern angedeihen läßt, das proviſoriſche, bereits beſchädigte Denkmal aus ſeiner Kathedrale wegnehmen, und ſeither iſt von einem Denkmale für Greſſet nie wieder die Rede geweſen.

7.

Im Jahre 1786 erſchien unter dem Druckorte London (Paris) eine Ausgabe der Werke des Marquis de Villette in 18., die auf Papier aus Eibiſch gedruckt iſt. Dieſer bereits ſehr ſelten gewordenen Ausgabe ſind allerlei Muſter von Papieren angehängt, die insgeſammt aus Pflanzenſtoffen verfertiget ſind. Dieſe mit großem Eifer vervielfältigten Verſuche, dergleichen ſchon früher auch in Deutſchland ſind unternommen worden, aus Artiſchocken, gehacktem Stroh, Neſſeln und andern Vegetabilien Papier zu fabriziren, beweiſen zwar wohl die Möglichkeit der Sache, ſcheinen jedoch bis dahin nirgends zu einem bedeutendern Reſultate gediehen zu ſein.

8.

Frau von Monteſſon hatte, bei mancherlei liebenswürdigen Eigenſchaften, Kenntniſſen und ziemlichem Geiſte, die Grille, in der Welt der Schriftſteller, und zwar der dramatiſchen, auftreten zu wollen. In den Jahren 1782 bis 1785 wurden von ihr unter dem Titel: Oeuvres anonymes. Théâtre, und Oeuvres anonymes. Mélanges, acht Bände ihrer literariſchen Verſuche auf eigene Koſten und mit großem typographiſchen Aufwande dem Druck übergeben. Wohl mochte das beinahe völlige Incognito, wozu ſie ihre allzuzahlreichen Produkte, ſelbſt

Digitized by Google

nachdem ſie einmal mit ſolcher Pracht gedruckt waren, verurtheilt hielt, ihre Schwachheit einigermaßen entſchuldigen; auch hatte ſie im Ganzen nicht mehr als zwölf Exemplare abziehen laſſen, und dem Buchdrucker, dem ältern Didot, laut deſſen eigener Verſicherung, die zwei ihm, wenn auch nicht von Rechts wegen, doch nach einer in Frankreich allgemein angenommenen Uebung, gebührenden Exemplare verweigert. Bei alle dem hatte dieſe geheime Publikation einen ſo zweideutigen Erfolg, daß die Dame ärgerlich wurde, und es nicht einmal gerathen fand, alle Exemplare ihrer kleinen Auflage unter die Liebhaber zu vertheilen, ſondern die Hälfte derſelben in ihren Schränken zu Grunde gehen ließ. In Folge dieſer Umſtände gelten jene acht koſtbaren Bände, ob nun zwölf Exemplare davon oder einige mehr mögen abgezogen worden ſein, für eine außerordentliche literariſche Seltenheit.

9.

Ein bei Anlaß der Geburt des Königs von Rom an die ſämmtlichen poetiſchen Lobredner Europa's ergangener Aufruf hatte zwölfhundert und dreiundſechszig in griechiſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher, italieniſcher, ſpaniſcher, portugieſiſcher, deutſcher, engliſcher, flamändiſcher und holländiſcher Sprache abgefaßte Gedichte nach der Hauptſtadt Frankreichs zuſammengebracht. An fünfzig Individuen dieſes Dichterheeres wurden Preiſe ausgetheilt, und von den Gedichten ſelbſt zweihundert fünfundſiebenzig des Druckes würdig erklärt. Dieſe erſchienen zu Paris 1811, in zwei Quartbänden, unter dem Titel: Hommages poétiques sur la naissance du Roi de Rome recueillis et publiés par J. S. Lucet et J. Eckard (Verfaſſer der Mémoires sur Louis XVII). Ein Prachtexemplar dieſes Werks, zu welchem durch die Bemühung des Hrn. Eckard ein Supplement von noch elf Stücken hinzugekommen iſt, auf Velinpapier, und in rothen Maroquin gebunden, befindet ſich in der Bibliothek des Hrn. Renouard. War dies — fragt er ſelbſt in Betreff dieſer Unternehmung — war dies Schmeichelei — oder eine bloß merkantiliſche Spekulation? Oder hatten vielmehr die beiden Herausgeber geheime Befehle erhalten, um jenen Einklang von Lobeserhebungen, deren Aufrichtigkeit ſich übrigens am beſten aus den ſpätern Produkten des größten Theils jener poetiſchen Weihrauchſpender beurtheilen läßt, hervor zu rufen?

10.

L. v. Lancival hatte ſein 1809 zu Paris im Drucke erſchienenes Trauerſpiel: Hektor, mit den zwei Verſen beginnen laſſen:

Déposez, cher Hector, ce fer toujours vainqueur;
Eh! ne craignez-vous pas de laisser le bonheur?

Man machte dem Verfaſſer bemerkbar, daß dieſe Worte Napoleon, der ſich ganz entſchieden für Lancival's Beſchützer erklärt, und, der Uebung entgegen, verlangt hatte, der erſten Vorſtellung jener Tragödie beizuwohnen, leicht mißfallen könnten, und ſiehe, ſie blieben gleich von der erſten Vorſtellung an geſtrichen.

Digitized by Google

11.

Der bekannte Buchdrucker und Verleger G. Claudius Molini war nichts weniger, als ein Gelehrter; selbst die ersten Elemente der alten Sprachen wußte er nicht. Auch die französische Sprache hatte er so schlecht inne, daß es ein eigentlicher Spaß war, seine in derselben abgefaßten Billets zu lesen. Dagegen kannte er die alten Bücher sehr gut, und was noch merkwürdiger ist oder wenigstens mehr Nutzen brachte, alle Ausgaben, die er von italienischen Schriftstellern geliefert hat, sind korrekt nach richtigen Texten abgedruckt und überhaupt mit ganz besonderer Einsicht veranstaltet. Hierfür hatte er einen Takt und Sinn, der ihn vor allen diesfälligen Fehlern und Irrthümern verwahrte. Auch war er stets glücklich in der Wahl seiner Herausgeber. Das Materielle der Korrektur besorgte er beinahe immer in eigener Person und mit nicht minder Geschick, als der größte Gelehrte. Endlich besaß er auch noch eine ganz ausgezeichnete Fertigkeit in Auffindung alter literarischer Seltenheiten, und es gibt vielleicht kaum eine große Bibliothek in Europa, die ihm nicht einige kostbare Bände zu verdanken hätte. Mit der Kunst, sich seine Artikel sehr theuer bezahlen zu machen, war er übrigens nichts weniger als unbekannt.

12.

La Napoleonide di Stefano Egidio Petronj. Parigi. P. Didot il magg. 1813. in 8., wovon sich in der Renouard'schen Bibliothek ein Exemplar auf groß Velinpapier mit Kupfern befindet, ist ein Denkmal der Schmeichelei, das schon im Jahr 1809 zu Neapel in Quart erschienen war, und vier Jahre später zu Paris neuerdings, und zwar in einer Quart- und einer Oktav-Ausgabe unter die Presse gefördert worden ist. Der neapolitanische Buchhändler war bis zur Zeit der Veranstaltung der neuen Ausgabe der Napoleonide bei weitem nicht im Stande gewesen, die Bewunderung der Neapolitaner auch nur um so viel zu brandschatzen, als zu Deckung seiner Unkosten nöthig war. Inzwischen war der Verfasser nach Paris gereiset, um seine neue Edition zu besorgen; allein er konnte bloß die Oktavausgabe beendigen; die Quartausgabe mußte er aufgeben, und die Ereignisse von 1814 bewogen ihn, um andre Helden zu besingen, nach England überzugehen. Solche Produkte, wie dieser, mit großer Pracht ausgestattete Panegyrikus, gehören der politischen und Literar-Geschichte einer nur allzuberühmten Unglücksepoche an, und sind in sofern des Aufbewahrens werth; der alle Schranken übersteigende Aufwand aber und die übertriebene Pracht, die dabei zur Schau liegt, stehn mit jenen Zeiten, wo äußerer Schimmer für Wohlfahrt und Glückseligkeit gelten sollte, im völligsten Einklang.

H.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des siebenzehnten Heftes.

Die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation in der Schweiz. S. 417

Mannigfaltiges. Aus Deutschland: Vorläufige Andeutung einer diesen Gegenstand erörternden, nächstens erscheinenden Schrift: „Läßt sich wohl mit Grund behaupten, daß die Erde noch fortwährend wachse und sich vergrößere?“ — 432

Bibliographische Anekdoten. — 435

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Uebereieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1819.

Zweites September-Heft.

Nro. 18.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Beſitznahme der weſtindiſchen Inſel Curaſſao durch die Briten im Jahre 1800.

(Aus den Papieren des damaligen Gouverneurs der Inſel.)

Schilderung von Curaſſao, Bonayre und Aruba. — Anſchlag der Franzoſen auf Guadeloupe, die Inſel zu nehmen. — Breſſeau landet auf Curaſſao und beginnt Umtriebe. — Die Franzoſen entzweien ſich unter einander. — Breſſeau reiſet zum Schein wieder ab und landet in St. Michel. — Verſuch der Franzoſen, die Inſel zu erobern, die Neger zu empören. — Die Holländer übergeben ſich den Briten; Breſſeau und die Franzoſen fliehn. — Beſchluß der Geſchichte.

Die Einnahme der niederländiſchen Inſel Curaſſao durch die Briten bildet in der thaten- und ſchickſalsvollen Geſchichte der letzten franzöſiſchen Kriege ein ſo kleines Kapitel, daß es darin kaum bemerkt wird. Darum aber iſt dieß Kapitelchen, auch als Beitrag zur Geſchichte der holländiſchen Kolonien in Weſtindien, nichts deſtoweniger lehrreich und anziehend, wie ſie hier unmittelbar aus den Papieren des damaligen Gouverneurs der Inſel, Herrn Joh. Rudolf Lauffer, geſchöpft iſt.

Herr Lauffer, urſprünglich ein Schweizer, aus Zofingen im Kanton Aargau gebürtig, ging in früher Jugend wandernd zu Schiffe; kam nach Weſtindien; erwarb ſich durch ſeine Rechtſchaffenheit und beſonders auch durch ſeine mathematiſchen Kenntniſſe ſoviel Achtung und Vertrauen, daß er daſelbſt von den holländiſchen Behörden angeſtellt ward, und zuletzt die Stelle eines Gouverneurs von Curaſſao vom J. 1796 bis 1804 bekleidete. Der Herausgeber.

1.

Ein ungeheurer Felſen, von ungefähr neunthalb Geviertmeilen Oberfläche, erhebt ſich wenige Meilen von den Küſten Venezuela's, zwölf Grad dieſſeits der Linie, über die Meeresfläche. Dies iſt das Eiland Curaſſao. Nicht entfernt davon erheben ſich noch einige andre kleinere Felſeninſeln, Bonayre, Aruba und Aves. Sie gehören der Herrſchaft der Niederländer an. Die Spanier beſetzten dieſelben ſchon im Jahre 1527, wegen der nachbarlichen Lage an den ſüdamerikaniſchen Küſten, und bauten ſich darauf an. Hundert und ſieben Jahre nach dieſem bemächtigten ſich ihrer die Holländer.

Der Gewerbfleiß dieſer kaufmänniſchen Eroberer machte das kleine Eiland Curaſſao bald zu einem der bedeutſamſten Punkte an den Küſten Amerika's. Das Klima war mild, der Boden fruchtbar. Man kannte keine beſondere hier heimiſche Krankheiten. Der Hautwurm oder Fadenwurm, welcher jetzt ganz verſchwunden iſt, war nur von den Negern aus Afrika bisher verpflanzt. Und die giftige Spinne von Curaſſao war ſelten gefährlich. Denn ſie lebt nicht in

Digitized by Google

den Häusern, sondern auf dem Felde, gewöhnlich unter trocknen Kuhfladen. Man nennt sie hier Orange, weil sie unter dem After einen orangegelben Fleck hat.

Die Nähe der reichen spanischen Besitzungen und die übelrechnende Handelsklugheit der Spanier kamen Curaſſao zu statten. Hier häuften sich weitläuftige Waarenlager an, und trotz aller strengen königlichen Verbote kamen die Spanier, brachten ihre Gold- und Silberbarren, Gewürze, Farbenwaaren und Leckereien, um dafür mit großem Gewinn die Erzeugnisse Ostindiens und Europens einzutauschen. Dieser Schleichhandel bereicherte die holländischen Schiffer, Kaufleute und Pflanzer schnell. Am großen, sichern Hafen der St. Annenbai, den die Veste Amſterdam schützen mußte, ward der Hauptort Wilhelmſtadt gebaut; zahllose Landhäuser bedeckten, umgeben von beerdenreichen Wiesen und Pflanzungen, die ganze Oberfläche der Insel. Neben Zucker, Tabak, Baumwolle, Mais und Maniok wurden im Schatten der Kokospalmen, Orangen, Zitronen und Limonien, die meisten Küchengewächse Europens erzogen.

Den Franzosen entging die Wichtigkeit dieser Besitzung nicht. Schon im Jahre 1673 suchten sie dieselbe den Niederländern zu entreißen. Der Befehlshaber der Veste Amſterdam war von ihnen schon gewonnen. Sie näherten sich mit fünf- bis sechshundert Mann. Allein ihr Angriff ward unerwartet, sehr furchtbar, vereitelt. Denn man hatte in der Festung die Verrätherei entdeckt, den treulosen Befehlshaber bestraft, und einen andern an seine Stelle gesetzt, der pflichtmäßig handelte. Den Stolz Ludwigs XIV verdroß das Mißlingen. Er schickte fünf Jahre später den Admiral d'Eſtrées mit achtzehn Kriegsschiffen und zwölf Fahrzeugen der Flibustier gegen Curaſſao. Abermals vergeblich. Ein Sturm zerschellte die Flotte an den Klippen der Avesinseln. Seitdem blieb Curaſſao unangefochten bis zu unsern Zeiten.

Man hat bisher von Curaſſao und den dazu gehörigen Eilanden sehr unvollkommene Beschreibungen gehabt. Um so willkommner mag Freunden der Länderkunde nachfolgende Schilderung sein, die aus den ächtesten Quellen erhoben ist und wohl den Eingang zur Geschichte der Schicksale Curaſſao's in unserer Zeit zu bilden verdient.

Die Insel, ungefähr noch einmal so lang, als breit, hat eine hügelreiche Oberfläche. Zwischen den Hügeln erheben sich einzelne niedrige Berge, unter denen der zuckerhutförmige St. Christophsberg am Meeresufer am meisten hervorragt. Diese Anhöhen sind meistens kahle Felsen, nur hin und wieder dürftig mit Gebüsch und Strauchwerk bedeckt. Zur Zeit, da man Curaſſao und die Nebeninseln entdeckte, waren sie mit dichten Wäldern von Brasilienholz beschattet, welche gegenwärtig gänzlich verschwunden sind. Die Thäler haben noch gutes, auch tiefes Erdreich und sind voller Wiesen und Pflanzungen. Nur zu beklagen ist, daß es fast überall an dauerhaften Quellen und Bächen fehlt. Im Innern der Insel entstehen aus den Felsen zwei kleine Quellen, die in einer Art Feld- oder Ackergraben zum Meer rinnen.

Die Bewohner der Insel müssen sich daher vorzüglich mit dem Regenwasser behelfen. Sie sammeln es sorgfältig in dazu angelegten Wasserhältern, Sodbrunnen und Cisternen. Sie dämmen geschickt die Halden der Hügel, daß die Ströme des Regens nicht zum Meere abfließen,

Digitized by Google

ſondern ſich in die Erde verſenken, und ſo nach und nach die Waſſerbehälter füllen. Dieſe Vorſicht iſt auf Curaſſao um ſo nothwendiger, weil, wie überhaupt in den Tropengegenden, ein halbes Jahr lang während der trocknen Sommerzeit keine Wolke am Himmel erſcheint; ja ſelbſt zuweilen die Regenzeit ein ganzes Jahr lang ausbleibt. In ſolchen Fällen gerathen die Bewohner aller dieſer „Inſeln unter dem Wind“ oder der Leewardsinſeln in die ſchrecklichſte Verlegenheit. Alles dörret, wird öde und das Vieh verſchmachtet. So war im Jahre 1500, als es ſeit beinahe achtzehn Monaten keinen Tropfen geregnet hatte, mehr denn die Hälfte des Heerdenviehes geſtorben. Die Fruchtbäume, die Citronen-, Limonien- und Orangenbäume gingen meiſtens aus; nur die Kokosbäume bewahrten ſich in der allgemeinen Dürre friſch. Solche Trockenheit, während doch in den übrigen Gegenden dieſer Zone der Regen in Strömen fällt, ſobald die Sonne den Aequator überſchreitet und ſich dem nördlichen Wendekreis nähert, wird von den hieſigen Bewohnern dem Umſtande zugeſchrieben, daß der Luftſtrom, von Oſten oder Weſten ziehend, nirgends aufgehalten, mit ſeinen Waſſerſchätzen vorüberfährt. Eben dieſer Luftſtrom aber wird zum Vortheil aller andern Inſeln des großen Archipels, der den mexikaniſchen Meerbuſen umſpannt, vom feſten Lande aufgehalten. Die Wolken werden gleichſam eingedämmt und verbreiten ihre Niederſchläge. So glaubt man. *)

Die natürlichen Erzeugniſſe des Bodens ſind von keiner Erheblichkeit, wenigſtens nicht für den Handel. Der Mangel an Feuchtigkeit und Regen ſchwächt den Pflanzenwuchs. Man baut gegenwärtig überall faſt nichts als Mais an, und ſo wenig Zucker, Baumwolle, Tabak u. ſ. w. daß es kaum des Nennens werth iſt. Man ſieht aus den holländiſchen Preiscourants vorjer Jahrhunderte, daß die Baumwolle von Curaſſao von der erſten Güte geweſen ſein müſſe. Die Indigopflanze wächſt noch heutiges Tages wild umher im Graſe. Aber wegen Mangel an Holz und Waſſer iſt der Anbau von beiden zu Grunde gegangen. Dagegen iſt bisher noch immer viel Hornvieh-, Schaf- und Schweinezucht geweſen. Der Boden aller drei niederländiſchen Inſeln bringt nicht Lebensmittel genug für ſeine Bewohner hervor. Nach ſehr genau aufgenommenen Verzeichniſſen verbrauchte man ſonſt (vor dem J. 1500) in Curaſſao, Bonayre

*) Und wahrſcheinlich ſehr irrig glaubt man ſo. Denn es iſt bekannt, daß mit Antritt der Regenzeit der beſtändige, trockne Nordoſt- und Oſtwind aufhört, daß Windſtillen eintreten, und Weſt- und Südweſtwinde erfolgen, welche, minder trocken, die aufſteigenden Dünſte nicht verzehren, daher die Regengüſſe erfolgen. Es iſt alſo wohl nicht durch den Oſtwind die allmälige Anhäufung der Dünſte zum Regen bewirkt. Hingegen liegen Curaſſao und die übrigen Leewardsinſeln nahe an der Oſtküſte der Terra-firma, deren Gebirge hier gleichſam eine Wetterſcheide bilden, die Südweſtwinde auffangen und brechen, ſo daß die Wolken beſonders auf der Weſtſeite des Gebirgs ſich ſammeln, wo dann Regen in Strömen herabfällt, während die Oſtſeite trockner bleibt. Auf der oſtindiſchen Halbinſel, auf Ceilon, in Arabien u. ſ. w. hat man die nämlichen, und noch weit auffallendern Erſcheinungen. Eine andre Urſache der Trockenheit liegt in der Armuth an Wäldern auf dieſen Inſeln. Die erſten Bieher gekommenen Pflanzer rodeten allen Wald aus. Die öſtlichen Gefilde des benachbarten feſten Landes ſind ebenfalls nicht holzreich. So wurden die Berge kahl und nackt und die Quellen verſchwanden immer mehr.

Anm. des Herausgebers.

Digitized by Google

und Aruba jährlich ungefähr 8300 Faß Mehl und über 21,000 Scheffel Mais, was an Geldwerth über 215,000 Pezos (zu zwei Gulden holl.) betrug.

Der vornehmste Erwerb der Inseln kam von der Schiffahrt, vom Handel und vom Schiffbau. Wegen der Nähe des spanischen Südamerika's war hier für den Schleichhandel der größte Verkehr, der wahre Stapelplatz des westindischen Archipels. Die Menge der zuströmenden Fremden, welche Erfrischungen suchten und jedes Gemüse theuer zahlten, belebte den Gartenbau, wie die Viehzucht, und steigerte den Werth der Grundstücke außerordentlich. Die Größe und Bequemlichkeit und Sicherheit des Hafens machte Curassao zum Ruheplatz der Schiffe. Hier besserten sie ihre Schaden aus. Daher fand man auf Curassao mehr und weit geschicktere Schiffszimmerleute, als im ganzen übrigen Westindien. Das Holz ließ man von Portorico und andern Gegenden kommen. Auch der Maulthierhandel war sehr einträglich. Er warf bestimmt eine Million Gulden ab. Man holte die Maulthiere von Venezuela und brachte sie von hier zu den übrigen westindischen Inseln.

Das Alles hat sich aber seit den südamerikanischen Staatsumwälzungen sehr verwandelt. Nun handeln die Südamerikaner unmittelbar mit Westindien und Nordamerika; Curassao wird nicht mehr beachtet. Der Schleichhandel hört auf. Schon dadurch mußte auch der Gewinn Curassao's am Schiffbau vermindert werden, welcher sonst eine Million jährlich eintrug. Und seit dem Frieden von Amiens ward er faß ganz vernichtet, weil Curassao seitdem wenig Ruhe und Sicherheit genoß. Die Zimmerleute zerstreuten sich zum Theil auf den übrigen Inseln Westindiens. Es wird jährlich mit Ausbesserung der Schiffe, die sonst zu dem Behuf aus allen Gegenden hieherkamen, kaum soviel gewonnen, daß man die Pfahlwerke an den Werften unterhalten kann. Viel Volks wanderte aus; der Fremden wurden weniger; die Grundstücke fielen im Preise.

Die drei Inseln **Curassao, Bonayre** und **Aruba** hatten vor dem Jahre 1800 eine Bevölkerung von zweiunddreißigtausend Seelen, die Fremden mitgerechnet, die sich hier des Handels willen zwei, drei und mehr Jahre aufzuhalten pflegten. Im Jahre 1815 hatte die Bevölkerung sich schon bis auf 18,000 Seelen vermindert. Nach einer damals von den Engländern aufgenommenen Zählung befanden sich auf der Insel **Curassao**

	Männl.	Weibl.	Zusammen.
Weiße	1216	1555	2781
Farbige Freileute	777	1384	2161
Freie Schwarze	755	1147	1871
Farbige Sklaven	244	376	620
Schwarze Sklaven	2699	2667	5336
Insgesammt	5721	7049	12,770

Dazu aber waren nicht viele ansässige Fremde, desgleichen auch nicht die Bewohner von Aruba und Bonayre gerechnet. Die Zahl dieser betrug zusammen 5240 Seelen, die mit den obigen

Digitized by Google

die Summe von 15,040 Seelen ausmachten. — Curaſſao hat nur einen Hauptort, dies iſt Wilhelmsſtadt. Auſſerdem liegen die übrigen Wohnungen einzeln auf der ganzen Inſel, in der Nähe ihrer Gärten und Wieſen zerſtreut.

Wilhelmsſtadt liegt am Fuß eines Hügels ſehr angenehm, hart am Meere, und zwar auf einer Halbinſel, welche die St. Annenbai bildet. *) Dieſe Bai zieht ſich anfangs, wie die Mündung eines Fluſſes, lang und ſchmal in das Land hinein, ungefähr ſechzig Ruthen breit; im Hintergrund aber bildet ſie ein ſehr weitläufiges Waſſerbecken, wie einen Landſee. Dieſes Becken heißt auch der Binnenſee oder Grand Lagon. Die Einfahrt der Bai iſt etwas beſchwerlich; aber als Hafen iſt ſie für die Schiffe vortrefflich, dieſe mögen im langen Arme der Bai oder im Binnenſee ankegen. Hart am Eingang des Hafens und neben der Stadt zuſammenhängend mit ihr, liegt die Veſte Amſterdam, mit einigen ältern und neuern Schanzwerken. Die letztern befinden ſich unmittelbar am Ufer. Die Veſte iſt einfach und zweckmäßig gebaut, nicht erhöhter, als die Stadt ſelbſt. Alle Wohngebäude in der Straße, wie in der Stadt, ſind nach niederländiſcher Art, mit ſpitzen Giebeldächern, aber doch meiſtens anſehnlich. — Die Vorſtadt Pieter May ſtößt faſt an die Ringmauern der Stadt, zieht ſich längs dem Meerufer, einerſeits an den Berg oder Hügel Altena hinauf, anderſeits an dem Waſſer entlang, welches als Auszweigung des Binnenſees die Halbinſel von Wilhelmſtadt bildet. Auf dem gegenüberliegenden Ufer der Annenbay ſteht eine zweite Vorſtadt, Overſy, Autrebande, Anderſeite geheißen. Auch ſie ruht am Fuß eines Hügels, über welchen die kahlen Gipfel der Driegebröders hervorragen. Es ſind dies drei mäßige Berge, die mit ihren gekrümmten, nackten Rücken und oſtwärts ſteilniedergehenden Abhängen, einander ſehr gleichend, beiſammenliegen.

Gegen Morgen von Curaſſao liegt die Inſel Bonayre. Sie iſt kaum zur Hälfte ſo groß, als Curaſſao, und wie dieſe ohne Bach, trocken, arm an Holz. Die Einwohner, deren Gebäude überall zerſtreut umherliegen, bauen auf ihren Gütern nichts als Mais. Ehemals waren ſie durch Viehzucht, Schiffahrt und Handel ziemlich wohlhabend. Man zählte im Jahre 1809 hier gegen dreitauſend Einwohner, meiſtens Weiße. Aber die Volkszahl hat ſeitdem um zwei Drittheile verloren.

Die Inſel Aruba, obgleich etwas kleiner, als Bonayre, iſt doch bevölkerter geblieben; der größere Theil ihrer Bevölkerung aber beſtand aus Negern und einigen wenigen Indianern. Sie hatte wenigſtens im Jahr 1810 noch 2930 Seelen. Sie liegt weſtwärts von Curaſſao. Anbau und Benutzung des Bodens, ſo wie deſſen Beſchaffenheit, iſt in allem dem der andern Inſeln gleich. Auf beiden Eilanden gibt es viele wilde Ziegen, und beſonders in Bonayre wilde Eſel, die von den Einwohnern eingefangen zu werden pflegen, und mit

*) Einige Erdbeſchreibungen nennen ſie auch, doch irrig, St. Barbarabai; dieſe aber liegt bei Wilhelmsſtadt weiter oſtwärts.

denen oder deren eingesalzenem Fleische man Handel treibt. Auch hier befindet sich kein Dorf, kein Flecken.

Unweit Bonayre ragen aus dem Meere noch die Aresinseln. Sie sind aber unbewohnt; nur kahle Felsen und Klippen, hin und wieder von einem Gesträuch umweht.

Die Verwaltung der Kolonie steht unter einem Gouverneur, dem ein Kolonialrath zugeordnet ist. Letzterer theilt sich in einen Polizeirath und einen Justizrath. Jeder von beiden besteht aus vier Mitgliedern, die sich, im Fall eines von ihnen abgeht, durch freie Wahl selbst ergänzen. Der Gouverneur führt in beiden Abtheilungen den Vorsitz; versammelt sie auch in wichtigen Fällen beide vereint um sich, und beruft dann wohl noch die Suppleanten derselben und die Hauptleute der Miliz oder Landwehr dazu. Auf Curaßao und den Nebeninseln hat er seine Unterbeamten.

Die Besatzung der Kolonie bestand bis zum Jahre 1800 aus einer Kompagnie Artillerie von 133 Mann, und drei Kompagnien Infanterie, jede zu 60 Mann, die Offiziere nicht gerechnet. Die jährliche Besoldung betrug

für die Offiziere	11,549 Pezos	
für eine Artillerie-Kompagnie	25,260 —	
für drei Infanterie-Kompagnien	26,989 —	
	63,798 Pezos	
Die Besoldung der bürgerlichen Beamten, mit Inbegriff der des Gouverneurs, betrug	28,633 —	
Zusammen also	92,431 Pezos	

Seitdem freilich hat sich Manches geändert. Durch die Staatsumwälzungen und Regimentsverwandlungen und Kriege verarmte das Volk; aber die Beamten standen sich darum nicht minder gut, und besser, als zuvor. Denn die Besoldung der bürgerlichen Beamten allein stieg endlich auf siebenzig- bis achtzigtausend Pezos, und das Alles mußte das Volk zahlen, während es von Jahr zu Jahr weniger Erwerb und Verdienst hatte.

Die vorzüglichsten Quellen öffentlicher Einnahmen waren Abgaben von Einfuhr der westindischen Erzeugnisse, vier bis fünf Prozent; — vom Mehl sieben Stüver das Faß; — von allen mit fremden Schiffen ankommenden Gütern fünf bis sechs Prozent; — von Ausfuhr aller westindischen Erzeugnisse mit fremden Schiffen fünf bis sechs Prozent; — Accise vom Getränk; — Hafengeld; — Ausfuhr vom Mehl sechszehn Stüver das Faß; — vom fünfzigsten Pfennig bei Handänderungen liegender Güter; — vom Kopfgeld der Sklaven, zu vier Realen der Kopf; — Familienzeld u. s. w.

Die Kolonie war bei allen diesen Abgaben lange Zeit blühend. Selbst die Verwandlungen des Mutterstaats, aus vereinigten Niederlanden in eine batavische Republik, hatte auf das Glück des bürgerlichen Lebens in Curaßao um so weniger störenden Einfluß, da der Gouverneur Johann Rudolf Lauffer, der seit dem Jahre 1796 ernannt war, strengrechtlich seine

Digitized by Google

Pflicht erfüllte, und unter allen Umständen Frieden und Handel schätzte. Er war ein Mann von vielen, meist durch eignen Fleiß erworbenen, besonders mathematischen und technischen, auch philosophischen Kenntnissen. Er liebte die deutsche Litteratur sehr, und der Weltweise Fichte gehörte zu seinen Auserwählten. Mit rastloser Thätigkeit überall gegenwärtig, den Saumseligen zur Ermunterung, den Leidenden zur Hilfe, den Bedrängten zum Rath, ward er durch Geschäftsfeifer, Ueberlegenheit des Geistes und Heiterkeit im Umgang eben so sehr hochgeachtet und gefürchtet, als geliebt. Das Volk in Curaſſao hieß ihn zuletzt nur den Vater Lauffer.

Mit besondrer Klugheit und Milde hatte er die Behörden und Schiffe der benachbarten französischen Inseln behandelt, wie es die Stellung der batavischen Republik damals gegen eine so mächtige und übermüthige Bundesgenossin, als die französische Republik war, erforderte. Niemals aber vergab er etwas von Recht und Ehre seiner batavischen Regierung. In diesem Punkt war er, und hätt' es seinen eignen Untergang gegolten, unbeugsam und hartnäckig. Die Franzosen hatten inzwischen Ursache, ihn zu schätzen. Denn mehrmals, wenn ihre Schiffe, an Allem entblößt, in den Hafen von Curaſſao einliefen, um sich wieder herzustellen, half er ihnen aus der größten Noth, indem er für die an sie zu machenden Lieferungen großmüthig Bürgschaft leistete.

2.

Eines Tages (6. Hornung 1800) erschien auch die französische Fregatte La Vengeance von vierundfünfzig Kanonen vor dem Hafen von Curaſſao. Der Schiffshauptmann Pitot befehligte sie. Sie hatte sich in den Antillen mit der nordamerikanischen Fregatte La Constellation, von vierundvierzig Kanonen, geschlagen. Der Kampf war anhaltend und mörderisch gewesen, bis beide Schiffe sich endlich außer Stand gesehen hatten, das Gefecht weiter fortzusetzen. So kam die Vengeance im traurigsten Zustand von der Welt vor St. Annenthal an. Man mußte sie mit Schaluppen in den Hafen bugsiren.

Pitot, der Schiffshauptmann, kam sogleich nach Wilhelmsstadt, um Anstalten zur Ausbesserung seiner Fregatte zu treffen. Allein niemand wollte sie an den Werften annehmen, niemand die erforderlichen Geräthe und Bedürfnisse anders, als gegen baare Zahlung oder gegen Bürgschaft von der Regierung hergeben. Darüber gab's langes Unterhandeln. Am schwierigsten war die Versorgung der Schiffsmannschaft mit Lebensmitteln. Diese Mannschaft, worunter sich auch verschiedene Reisende befanden, z. B. ein Divisionsgeneral Pelardy, ein Schiffshauptmann Jacquelin u. s. w., bestand aus ungefähr vierhundert Mann, die nicht allein während der Herstellung des Schiffs, welche sechs bis sieben Monate Zeit erforderte, sondern auch für die Rückreise verproviantirt sein mußte. Am Bord war für keine acht Wochen Vorrath. Pitot schloß endlich mit den in Curaſſao befindlichen Agenten des Gouvernements von Guadeloupe darüber einen Vertrag für mehrere Monate. Da derselbe aber zu Ende gegangen

nor, erklärten die Agenten kurz und bestimmt, sie wollten und könnten keine Lebensmittel mehr liefern, und hielten Wort. Die Noth stieg. Pitot versammelte am Bord des Schiffs die vornehmsten Offiziere und Angestellten der Fregatte. Man vereinigte sich, in dieser verzweifelten Lage den Gouverneur Lauffer um Beistand anzugehn. Der gesammte Schiffsrath, Pitot an der Spitze, begab sich (3. Heumonat) in das Gouvernementshaus. Lauffer empfing die Bittenden sehr gütig, beruhigte sie, und versprach, was in seinen Kräften liege, für die Fregatte zu thun, um zu beweisen, wie lebhaft er am Wohl und Weh alles dessen theilnehme, was die französische Republik angehe. Wirklich übernahm er von dem Tage an sogleich die Versorgung der gesammten Schiffsmannschaft mit den erforderlichen Bedürfnissen.

Pitot war oder schien von Dankbarkeit gerührt. Er meldete auf der Stelle das Betragen des batavischen Gouverneurs an die französischen Oberbehörden nach Guadeloupe, in den verbindlichsten Ausdrücken. In Guadeloupe aber baute man sogleich auf den Umstand, daß sich die Fregatte Vengeance vor Curaſſao befinde, den Plan, vermittelst derselben die Insel zu nehmen. Eiligst wurden sechs bewaffnete Fahrzeuge abgeschickt, nämlich drei Brigantinen, jede von sechszehn Kanonen, und drei Goeletten, jede zu 12 Kanonen, die Eroberung zu machen. Der französische Agent Bressau übernahm selbst die Leitung des ganzen Werks.

Man muß allerdings über die freche Undankbarkeit der französischen Behörden erstaunen. Aber wo gelten denn immer die Tugenden der Menschheit in den Entwürfen heutiger Staatsklugheit? Man kann erstaunen, wie es untergeordnete Behörden der Regierung Frankreichs wagen dürften, Besitzungen einer befreundeten, bundesgenössischen Macht, mitten im Frieden feindlich, ohne allen gegebenen Anlaß zu überfallen. Gewiß war dazu aus St. Cloud keine Weisung vom ersten Konsul gekommen. Die Agenten von Guadeloupe handelten darin ganz eigenmächtig; ohne Zweifel in Hoffnung, bei diesem Staatsstreich nebenbei gute Beute für sich zu machen. Die Entschuldigung wegen einer solchen Eroberung war nachher bald zu finden. Man konnte den Schritt als eine von der Nothwendigkeit gebotene Maasregel erklären, indem man vorstellte, Curaſſao wäre ausserdem gewiß ein Raub der Engländer geworden. Man habe zuvorkommen müssen. Man kannte zu Guadeloupe so gut, wie in der übrigen Welt, den Grundsatz der französischen Politik: Was nützlich ist, das ist auch rechtlich! Die Besitznahmen von Helvetien, Genua u. s. w. mitten im Frieden durch französische Gewalt hatten den ruchlosen Grundsatz eben erst bewährt. Freilich, die Verletzung des Völkerrechts war schreiend! Aber was galt Völkerrecht? Ungefähr soviel, als in Bundesverträgen „immerwährender Friede und ewige Freundschaft.“ Leute vom Fach wissen den Werth solcher Floskeln zu würdigen, die in Proklamationen füglich für und wider Alles, was man wollte, anzubringen waren. Man konnte dergleichen Denk- und Handlungsart den Franzosen allein nicht mehr zum Vorwurf machen. Sie galt an den europäischen Höfen von jeher ziemlich allgemein. Die Theilung Polens lieferte eine der vollgültigsten Urkunden über die Bedeutung des Wortes Völkerrecht.

Digitized by Google

3.

Zu Curaſſao ahnte Niemand etwas von den vereitelten Anſchlägen, als man eines Tages (den 23. Heumonat) bei Morgensanbruch fünf bewaffnete Fahrzeuge gegen die Küſten der Inſel fahren ſah. Sie hatten franzöſiſche Flagge aufgeſteckt. Allein die Art, wie ſie erſchienen, mit wenigen Segeln, eins dicht neben dem andern fahrend, ſtark mit Mannſchaft beſetzt, und beſonders daß man deutlich Linientruppen erkannte, mußte Beſorgniß erregen. Der Argwohn ſtieg, je näher ſie kamen. Es konnte unter franzöſiſcher Flagge eine feindliche Unternehmung gegen Curaſſao ſein.

Lauffer, um auf jeden Fall gegen eine Ueberraſchung ſicher zu ſtehen, ertheilte ſogleich die nöthigſten Anordnungen. Der Hafen ward mit einer Kette geſperrt, die man vom Pontonſchiff Ceres nach der gegenüberliegenden Seite zog. Man ſchlug Lärmen. Die Landwehr verſammelte ſich den Augenblick unterm Gewehr.

Die Miliz oder Landwehr von Curaſſao, zu ihrem Ruhm verdient es geſagt zu werden, war immer brav, aber durchaus ſchlecht bewaffnet. Der Gouverneur hatte 12,000 Pezos Unkoſten daran gewagt, um gute Flinten zu bekommen, und dieſe doch nicht erhalten können. Für das Pfund Pulver hatte er ſogar zwei Pezos zahlen müſſen. So ſcharf lauerten freundliche und feindliche Kaper den mit Munition befrachteten Schiffen in dieſen Gegenden auf. Unterſtützung von Kriegsbedürfniſſen damals aus Holland ſelbſt zu erwarten, wäre ſehr eitel geweſen. Sie war mehrmals und vergebens begehrt worden. Man hatte ſeit einem Jahre mit den ſpaniſchen Nachbarn unterhandelt, nur zweihundert gute Flinten verlangt; allein die Regierung von Venezuela gewährte bloß Hoffnungen, die ſie nie erfüllte.

Es war neun Uhr Morgens, als die Fahrzeuge einrückten, alle zugleich; eines nach dem andern in ungefähren Zwiſchenräumen von zwei Minuten. Sie verſuchten die Kette zu ſprengen, mußten aber ſich gefallen laſſen, vor der Veſte Amſterdam, unter den Kanonen derſelben, der Stückſchanzen und des Pontonſchiffs Ceres vor Anker zu gehen. Der Gouverneur ſchickte ihnen ohne Verzug einen Offizier an Bord, um zu fragen, wer ſie wären und in welcher Abſicht ſie ankämen. Er ließ auch den Befehlshaber auffordern, ihm einen Abgeordneten mit ſeinen weitern Aufträgen zu ſenden. Der bataviſche Offizier kam bald zurück und meldete, es wären Fahrzeuge von Guadeloupe, um der Fregatte Vengeance, die auf der andern Seite der Bai vor Anker lag, Truppenverſtärkung zu bringen. Die Sache machte ſich aber ſehr verdächtig; denn die Beſatzung der Fahrzeuge betrug bei neunhundert Mann; wohl zuviel für eine Fregatte.

Eine Stunde verging. Die erwartete Botſchaft vom Befehlshaber der Fahrzeuge erſchien nicht. Der Gouverneur, ungeduldig, ließ ihm ſagen, würde nicht auf der Stelle Jemand geſandt, der über die Weiſungen, welche die Schiffe hätten, genügende Aufklärung geben könne, müßten ſie als Feinde behandelt und ohne Weiteres in den Grund gebohrt werden. — Nun kam eilends ein franzöſiſcher Offizier ans Land. Er brachte vom Oberbefehlshaber, dem Agent Breſſau, einen Brief an den Gouverneur. Dieſer erbrach, las, ſchüttelte den Kopf

Digitized by Google

und erwiederte dem Ueberbringer, der Inhalt sei zu wichtig; er müsse denselben erst dem versammelten Rath vorlegen.

Der Kolonialrath versammelte sich. Lauffer theilte ihm Bressau's Schreiben und den darin enthaltenen seltsamen Antrag der guadeloupischen Agentschaft mit, die Insel Curaçao mit stärkerer Besatzung gegen allfällige feindliche Angriffe zu versehen. Während der Kolonialrath noch über das räthselhafte Abentheuer in Berathung war, erschien ein französischer Abgeordneter, Namens Joubert, und meldete, der Agent Bressau bitte um Erlaubniß, der Sitzung des Rathes beizuwohnen, um sich über seine Sendung ausführlicher erklären zu können. Man gewährte. Es dauerte nicht lange, so erschien Bressau, begleitet vom General Pelardy und einem zahlreichen Gefolge von Offizieren, unter welchen nicht bloß Europäer, sondern auch Mulatten waren. Bald darauf trat auch der von Guadeloupe mitgekommene General Jeannet*) herein, abermals gefolgt von einem Schwarm Offiziere von allerlei Farbe. Nach den ersten Höflichkeiten übergab Bressau dem Kolonialrath ein Schreiben von der obersten Behörde von Guadeloupe, und äußerte, nebst den Generalen Pelardy und Jeannet, zugleich den Wunsch, mit dem Gouverneur einen vertraulichen Zusammentritt zu haben, um Alles gütlich abzuthun.

Der Gouverneur begab sich mit ihnen in ein besonderes Zimmer. Hier nun erklärte Bressau ohne Umstände und mit schlichten Worten, die Agentschaft von Guadeloupe habe für nöthig erachtet, Truppen nach Curaçao zu schicken, weil man in Guadeloupe bestimmte Nachrichten erhalten, daß die Engländer in Jamaika eine Unternehmung gegen Curaçao rüsteten. General Jeannet sollte auf Curaçao den Kriegsbefehl zur Vertheidigung der Kolonie übernehmen; und welche Abänderungen rücksichtlich der Verwaltung der Insel vorzunehmen wären, ward nebenbei sehr ausführlich auseinandergesetzt.

Der Gouverneur hörte sehr kaltblütig den wortreichen Vortrag des Bressau an. Er wunderte sich mit Recht, daß die Herrn zu Guadeloupe so genau von dem unterrichtet waren, was auf dem entlegenen Jamaika vorginge, und schien in die Sache selbst einige Zweifel zu setzen. Doch erwiederte er endlich: „Ich habe Mannschaft genug, um allen Unternehmungen der Feinde, die sie mit ihren in diesen Gegenden befindlichen Truppen allenfalls wagen könnten, Widerstand zu thun. Im übrigen wird der Kolonialrath auf die Anerbietungen des Beistandes antworten, mit denen uns die Agentschaft von Guadeloupe beehren will.“ — Bressau schien etwas betroffen. Er bemerkte, daß auch die Ausrüstung der Fregatte La Vengeance und die Reklamation wegen des Schiffes Mary Gegenstände seiner Sendung wären. (Die Mary war nämlich ein amerikanisches Schiff, welches von guadeloupischen Kapern in den Hafen von Curaçao aufgebracht worden war; der Gouverneur hatte das Schiff, als eine widerrechtliche Prise, zurückbehalten. Der Gouverneur entgegnete: was die Fregatte beträfe, hätte er selbst

*) Oeffentliche Blätter nannten ihn Genet, und tirtlten ihn sogar Admiral, beides mit Unrecht.

Digitized by Google

ſich ſchon mit den Angelegenheiten derſelben ſeit dem dritten des Heumonats befaßt. Darum wäre weiter keine Sorge nöthig. Was die reklamirte Mary beträfe, wäre darüber nicht einzutreten, weil eine Proklamation der bataviſchen Regierung — der Gouverneur wieß ſie vor — vollkommen entſchieden hätte.

Breſſeau that, als wäre ihm das Alles ganz unbekannt geweſen, ſtand auf und ſagte: „Nun, Herr Gouverneur, das wird ſich am Ende Alles geben.“ Er nahm den Ton des freundſchaftlichſten Einverſtändniſſes an, und bat nur, man möchte doch die Kette im Hafen öffnen, und den Fahrzeugen geſtatten, innerhalb derſelben vor Anker zu legen, weil die Truppen der Diviſion in der That Erfriſchung nöthig hätten. Er, ſo wie die beiden Generale, gaben ihr Ehrenwort, ſie ſtänden gut dafür, es ſolle dadurch keinem Menſchen in der Kolonie die mindeſte Ungelegenheit verurſacht werden, und ſobald die Gegenſtände ihrer Sendung abgethan ſein würden, wollten ſie nach Guadeloupe zurückkehren, falls man in Curaſſao keine Verſtärkung verlange.

Der Gouverneur bezeugte ſich auf dieſe Verſicherung hin ſehr gefällig. Er ließ die Kette öffnen und die Fahrzeuge hereinkommen. Er geſtattete auch, an Bord der Fregatte La Vengeance ſoviel Mannſchaft zu bringen, als man zur Erſetzung des Abgangs nöthig finden möchte.

Aber ſchon am Abend deſſelben Tages gab es Händel mit dem General Jeannet. Dieſer hatte, ohne Vorwiſſen des Gouverneurs, Wachten ans Land geſtellt, welche einige Offiziere der bataviſchen Landwehr beſchimpft, andre Leute ſogar mißhandelt hatten. Der Gouverneur ließ die franzöſiſchen Wachten entwaffnen und verhaften. Der General bat, weil er ſein Unrecht wohl einſah, um Verzeihung; verhieß Genugthuung, und erſuchte um Erlaubniß, eine Landwache halten zu können. Es ward ihm gewährt. Der Gouverneur gab ihm ſogar die Loſung des Tags. Doch traute dieſer darum den ſchönen Worten Breſſeau's und der beiden Generale eben nicht ganz, ſondern ließ die Wachten der Stadt durch eine Kompagnie Landwehr verſtärken. Theils war es überhaupt gut, gegen die zudringlichen Gäſte vorſichtig zu ſein, theils auch nützlich, um allen Unordnungen vorzubeugen, welche durch die Anweſenheit jener ſchwarzen Soldaten ſo leicht möglich waren.

4.

Die Franzoſen, lauerſam und ſchlau, trachteten immer feſtern Fuß zu faſſen. Den dritten Tag nach ihrer Ankunft bat General Jeannet, es möchte ihm doch bewilligt werden, einen Theil ſeiner Truppen ans Land zu ſetzen; es wären viel darunter krank. Der Gouverneur, ohne ſich dem Vorwurf der Unmenſchlichkeit auszuſetzen, konnte es nicht abſchlagen. So war bald das geſammte Kriegsvolk ausgeſchifft. Es ſchlug am rothen Weg Lager auf. Der Gouverneur war mißvergnügt, und doch ließ ſich für den Augenblick nichts ändern. Breſſeau beeilte ſich gar nicht, die Geſchäfte ſeiner vorgeblichen Sendung zu beenden. Statt deſſen gingen die Franzoſen mit den Bürgern freundlich um, breiteten beſtändig die ſchrecklichſten Gerüchte vom

Digitized by Google

bevorſtehenden Schickſal der Kolonie aus, falls man Breſſeau's Vorſchläge nicht annehmen würde. Da hieß es, die Stadt werde mit glühenden Kugeln zuſammengeſchoſſen und verbrannt, die Veſte geſchleift werden; Alles müſſe dann ohne Gnade über die Klinge ſpringen, und dergleichen mehr. Man wollte damit nur die Einwohner in Angſt ſetzen, um ſie zu ſtimmen. Täglich ſah man bald die Fregatte, bald die Fahrzeuge der Freibeuter allerlei Wendungen machen, denen aber immer mit entſprechenden Wendungen des Pontonſchiffes Ceres geantwortet ward. Inzwiſchen ſandte der Gouverneur zugleich eilfertig einen gewiſſen J. Obediente nach Venezuela, um von den Spaniern der benachbarten Küſte Gewehre, Pulver und, wo möglich, einige Truppen zum Beiſtand zu erhalten. Seine Wünſche jedoch wurden nicht erfüllt.

Die Sache ſchien immer drohender zu werden. Der Schiffshauptmann Pitot traf alle Anſtalten, die Fregatte dicht vor die Stadt zu ziehen. Es war am ſechsten Auguſt. Gouverneur Lauffer, kaum davon benachrichtigt, ließ dem Fregattenkapitän ſagen: er müſſe liegen bleiben, wo er wäre. Pitot meldete zurück, ſein Anker wolle nicht halten, da wo er läge. Lauffer ließ ihm antworten: ſo könne er ſein Schiff nach dem Waapgat herüberziehn, wo die Kriegsſchiffe der Niederlande gewöhnlich anzulegen pflegten; da ſei der beſte Ankerplatz von der Welt. Zugleich ſchickte ihm der Gouverneur ſeinen Hafenmeiſter, Martin Thyſen, und den Artillerie-Lieutenant Duncan Munro, als Seemann, zur Beihilfe. Pitot nahm dieſe aber nicht an, ſondern ließ durch ſie ſagen: er wolle ſein Schiff hinziehn, wo es ihm ſelbſt gefalle, und zwar nun beſtimmt vor die Stadt. Der Gouverneur gab ſogleich Befehl, das Pontonſchiff Ceres ein wenig weiter vorwärts zu ziehn, um mit ſeinen Batterien beſſer ſpielen zu können, und ließ durch einen von Pitot's mitgekommenen Offizieren zurückantworten: die geringſte Bewegung der Fregatte gegen die Stadt gelte als Feindſeligkeit, und habe zur Folge, daß die Fregatte beſtimmt in den Grund gebohrt werde. Zugleich ward die Trommel gerührt. Die Landwehr begab ſich auf ihre Poſten. Das that Wirkung. Die Fregatte ſtellte ihre Bewegungen ein, ſobald der zurückgegangene Offizier an Bord gekommen war. Kurz nachher erſchien Pitot ſelbſt beim Gouverneur. Es gab einigen Wortwechſel; doch erklärte Pitot, er habe nun für gut befunden, ſeine Stelle nicht zu verändern, ſondern liegen zu bleiben, wo er ſei. „Deſto beſſer für Ihre Fregatte“, erwiederte Lauffer; „bei der erſten verbotenen Bewegung hätt' ich ſie zuſammenſchießen laſſen.“

Den folgenden Tag gegen Abend ſchickte Breſſeau ein an den Rath der Kolonie gerichtetes Briefpäckchen. Es enthielt, nebſt ſeinem Schreiben, nichts Geringeres, als eine vorgeſchlagene Kapitulation für Curaſſao und ein Manifeſt der Agentſchaft von Guadeloupe. Das Schreiben (vom 19. Thermidor Jahr 8 der franzöſiſchen Republik) begann mit heftigen Vorwürfen gegen den Rath oder vielmehr gegen den Gouverneur von Curaſſao, wegen der von dieſem angenommenen feindſeligen Stellung gegen die franzöſiſchen Schiffe im Hafen, die doch, als Schiffe einer bundesverwandten Macht, nur gekommen wären, Hilfe gegen die Engländer, ihre gemeinſchaftlichen Feinde, anzubieten. Es ward nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß

Digitized by Google

Lauffer ein geheimer Anhänger des Erbſtatthalters und der Briten ſei. Länger könnten die konſulariſchen Agenten Frankreichs bei dem verdächtigen Betragen der Regierung Curaſſao's nicht gleichgültig bleiben. Daher hätten die Agenten das beigefügte Manifeſt erlaſſen. Breſſeau erklärte, wenn man nicht ſogleich jene feindſelige Stellung enden, die Landwehrmänner auseinander laſſen, die Kanonen von den Wällen, die Wachten und Poſten zurückziehn, nicht Alles auf den gewöhnlichen Friedensfuß ſetzen würde, er gezwungen ſei, die Feindſeligkeit Curaſſao's mit Feindſeligkeit zu erwiedern.

Das Manifeſt (gegeben im Nationalgebäu der konſulariſchen Agentſchaft zu Baſſe Terre in Guadeloupe, den 25. Meſſidor Jahr 8 der franz. Republik, und unterzeichnet: Jeannet, Baco und Breſſeau) zählte eine ganze Reihe Klagen und Beſchwerden gegen den Gouverneur von Curaſſao auf, wie er die Anglo-Amerikaner offenbar zum Nachtheil der franzöſiſchen Flagge begünſtige, da doch jene Amerikaner den Franzoſen offenen Krieg in den Antillen machten. Zum Beweis gelte, daß Curaſſao den amerikaniſchen Kreuzern Aufenthalt im Hafen und Ausbeſſerung ihrer Schiffe geſtattet; daß die Franzoſen, wenn ſie ſich mit Amerikanern zugleich im Hafen von Curaſſao befanden, von dieſen ungeſtraft beleidigt und gekränkt werden konnten; daß man aus Curaſſao ſogar Franzoſen und Bataver, unter dem Vorwand, ſie ſeien Ruheſtörer, fortgewieſen habe; daß man, ſeit dem 8. Mai 1799, die Maſt des Pavillons im Fort habe weghauen laſſen, wo ſeit der Revolution immer die Nationalfarben Frankreichs neben denen von Holland geweht hätten; daß das Gouvernement von Curaſſao ſeit Anfang des Jahres 1799 den ſeltſamen Machtſpruch gethan, jeder Korſar ſolle 1500 Gulden Strafe zahlen, der inner drei Meilen von der Inſel das Fahrzeug einer mit der bataviſchen Republik verbündeten Macht angreifen würde: ein Machtſpruch, den ſelbſt das bataviſche Vollziehungs-Direktorium zu thun ſich nie erlaubt haben würde; ein Machtſpruch, in deſſen Folge wirklich ein franzöſiſcher Kaper, der bei Curaſſao, und weiter als drei Meilen von der Inſel, ein amerikaniſches Schiff nahm, verfällt worden ſei, ſo wie ein andrer mißhandelt wäre, der eine amerikaniſche Goelette zwiſchen Curaſſao und Bonayre genommen hätte; daß zu Curaſſao ſogar der Prediger (le ministre de la secte calviniste) der kalviniſchen Sekte ſeine Schamloſigkeit ſo weit getrieben habe, daß er öffentlich zum Haß gegen die Franzoſen ermuntert hätte, indem er, am Jahresfeſt des Untergangs von der Flotte des Marſchall d'Eſtrées bei den Avesinſeln, Gott für die Rettung Curaſſao's von der Gewalt der Franzoſen gedankt. Aber man bemerke wohl, dies alles ſei Wirkung einer erbſtatthalteriſchen Faktion auf Curaſſao, wie denn der konſulariſchen Agentſchaft zu Guadeloupe das Daſein einer ſolchen Faktion auch längſt ſchon von dem tugendhaften Braal, Befehlshaber des Poſtens von Surinam, und einem Andern von Curaſſao ſelbſt angezeigt worden wäre. Daher habe die konſulariſche Agentſchaft, zur Sicherheit Frankreichs in dieſen Gewäſſern, beſchloſſen: die Inſeln Curaſſao u. ſ. w. ſollen unter franzöſiſche Protektion geſetzt, alle von den franzöſiſchen Priſen herſtammenden, jetzt noch in Beſchlag gehaltenen Gelder ſollen ausgeliefert, die Militärpoſten einem franzöſiſchen General eingeräumt

Digitized by Google

werden u. ſ. w. Doch wolle man der Inſel geſtatten, auch fernerhin mit den Amerikanern im gewohnten Handelsverkehr zu bleiben.

Es iſt hier nicht der Ort, das Unhaltbare jener Beſchuldigungen überhaupt, noch das wirklich Grundfalſche derſelben zu entwickeln, noch, wie wenig die Guadelouper befugt waren, darauf Maasregeln zu bauen, wie die, welche ſie ergreifen wollten.

Alles war franzöſiſch abgefaßt. Weil aber die wenigſten Mitglieder des Rathes Franzöſiſch verſtanden, mußte das erſt überſetzt werden. Darüber vergingen ein paar Tage.

Während dieſer Zeit hatten ſich indeſſen Sachen ereignet, die Breſſeau nicht berechnen konnte. Sein Plan nämlich war geweſen, an demſelben Tage, da er dem Rath die Kapitulation vorſchlug, einen allgemeinen Angriff auf Wilhelmſtadt und die Veſte Amſterdam zu machen. Er hatte dazu dem Schiffkapitän Pitot gemeſſene ſchriftliche Befehle ertheilt. Dieſer aber, eingedenk der freundſchaftlichen Verhältniſſe zwiſchen der franzöſiſchen und bataviſchen Republik, eingedenk ſeiner Verpflichtungen gegen die Güte des Gouverneurs, wollte durchaus nicht in den räuberiſchen Frevel willigen, oder dazu Hand bieten. Pitot ſchlug das Verlangte rund ab, und hatte von demſelben Augenblick an nicht die mindeſte Achtung mehr für Breſſeau's Befehle; nahm auch die Admiralflagge wieder ab, die er bei deſſen Ankunft aufgepflanzt hatte. Es noch den Abend des nämlichen Tages kam Pitot zum Gouverneur, und verlangte mit ihm unter vier Augen zu ſprechen.

Hier erfuhr nun Lauffer den ganzen abſcheulichen Plan. Pitot gab ihm ſogar den von Breſſeau erhaltenen Angriffsbefehl in der Urſchrift, und bat ihn nur, die Vengeance aufs Eiligſte mit allen Erforderniſſen zu verſorgen, daß ſie ſogleich davonſegeln könne; denn nun hatte er von Breſſeau's Rache und Zorn Alles zu fürchten. Der Gouverneur verhieß ſein Möglichſtes binnen vier, fünf Tagen zu leiſten. Aber die Fregatte konnte nun auch ſo lange nicht warten. Denn Breſſeau, empört durch die Widerſetzlichkeit des Schiffshauptmanns, und vermuthlich vom Einverſtändniß deſſelben mit dem Gouverneur belehrt, fuhr am zehnten Auguſt Abends, angethan mit der dreifarbigen Schärpe und von einigen Offizieren begleitet, nach der Fregatte, ohne Zweifel in der Abſicht, den Schiffkapitän verhaften zu laſſen. Pitot, der auf der Verſchanzung des Halbeudecks ſtand, und argwohnte, wohin der Beſuch zielen möchte, rief ihm zu: es dürfe Keiner an Bord kommen! Breſſeau, raſend, fluchte, ſchimpfte und rief der Mannſchaft auf der Fregatte zu: ihr Kapitän ſei vogelfrei (hors la loi) erklärt! Pitot dagegen ſchrie zurück: „Ihr ſeid Verräther, ſeid eine wahre Räuberhorde! Geht ihr nicht augenblicks zurück, ſo laß ich Feuer auf euch geben!“ Wirklich zeigte ſich einige Mannſchaft unter Gewehr. Breſſeau fand nicht für gut, die Erfüllung des Drohwortes abzuwarten, und kehrte mit möglichſter Geſchwindigkeit um. Von nun an war aber auch für den redlichen Pitot hier keine Sicherheit mehr, denn er hatte zu befürchten, ſeine Matroſen möchten aufgehetzt werden und Menterei gegen ihn anſtellen. Er ließ alſo das Ankertau kappen, die Segel aufziehn, und fuhr ab. Doch ſchickte er dem Gouverneur noch einen Offizier mit der Bitte,

Digitized by Google

man möchte die Franzosen nicht angreifen, sondern ihnen lieber alles Nöthige verschaffen, damit sie nach Guadeloupe heimkehren könnten; und mit Versprechen, Pitot wollte vor dem Hafen beilegen, um folgenden Morgens die noch übrigen Lieferungsrechnungen zu durchsehen, und das Benöthigte nebst den Wechseln zu unterschreiben. Allein am andern Tag war die Vengeance verschwunden. Wahrscheinlich hatte sie der mächtige Strom des Meeres weggeschleppt.

Unterdessen und zwar den gleichen Tag, als der Auftritt zwischen Bressean und Pitot vorfiel, hatte der Gouverneur dem vollständigen Rath der Insel, bestehend aus allen Gliedern des großen Rathes und den zwei ältesten Offizieren jeder Kompagnie, der Linientruppen sowohl als der Landwehr, die von Bressean gesandten und übersetzten Schriften vorgelegt. Mit Erstaunen und Unwillen hörte man den Inhalt an. Es war nur eine Stimme über die beispiellose völkerrechtswidrige, hundbrüchige Frechheit der guadeloupischen Agentschaft und Bressean's. Eine nachdrückliche Verwerfung aller jener ehrlosen Anträge war die Antwort, und diese empfing Bressean am Abend, da die Fregatte den Hafen verließ.

Der letzte Umstand besonders brachte in den Entwurf der Guadeloupesen einen gewaltigen Riß. Auch General Belardy und andere französische Offiziere, die mit der Vengeance hatten abreisen wollen, und zurückgeblieben waren, befanden sich in der größten Verlegenheit, denn ihr gesammtes Gepäck war schon auf die Fregatte gegeben. Sie beschworen nun den Gouverneur, sie nachzuschicken. Er rüstete ihnen eine Goelette. Man hatte die Vengeance des Morgens, noch südwestwärts dem Hafen, am äussersten Horizont erblickt; sie schien mit Hilfe der Segel zwischen Curassao und Aruba den Durchgang zu versuchen. Allein die Goelette kam Abends mit dem General und seinen Offizieren zurück, ohne die Fregatte gesehn zu haben.

5.

Bressean, nun er sich eines guten Theils der Streitkräfte beraubt sah, auf die er gezählt hatte, stimmte den Ton gänzlich um. Der Kolonialrath erhielt von ihm ein Schreiben in sehr freundlichen Ausdrücken, worin er deutlich zu verstehen gab, es sei ihm um die Rückreise nach Guadeloupe zu thun. Nur war er noch um einige Fahrzeuge zum Transport der Truppen verlegen. Der Kolonialrath, herzlich zufrieden, die zweideutigen Gäste los zu werden, setzte einige Fahrzeuge in Requisition und stellte sie zu Bressean's Verfügung hin. — Ein paar Tage nachher wandte sich dieser abermals an den Rath, und verlangte einigen Beistand an Geld und dergleichen. Man bewilligte ihm siebentausend Gourden. Er kam mit neuen Bitten ein; der Rath erhöhte ihm die Summe auf zehntausend Gourden, welche der Gouverneur alsbald auszahlte. Kurz, was der Agent von Guadeloupe begehrte, um seine Abreise zu erleichtern, ward ihm zugestanden. Man rüstete ihm vier Fahrzeuge zum Transport seiner Truppen vollständig aus; lieferte ihm alles erforderliche Geräth und Bedürfniß zur Reise; schoß ihm in allem 10,500 Gourden (Piaster) vor, sowohl den rückständigen Sold seiner Leute entrichten, als andere Nothwendigkeiten der Division bestreiten zu können; theilte ihm von den Vorräthen

Digitized by Google

und Lebensmitteln, die damals in der Kolonie eben nicht überflüſſig waren, auf einen vollen Monat für mehr denn neunhundert Mann mit; Arzneien, Kleinigkeiten aller Art, — nichts ſchlug man ihm ab. Auf Treu und Glauben, gegen ſchriftliche Verſicherung, daß dieſe, wie die der Vengeance gemachten Lieferungen ſogleich nach der Ankunft in Guadeloupe gezahlt werden ſollten, gab man willig und freudig.

Endlich hatten die Franzoſen nichts mehr zu verlangen. Sie waren mit Allem reichlich verſorgt. Man erwartete in Curaſſao voller Ungeduld den Augenblick ihrer Abreiſe, weil ihr Aufenthalt im Hafen den Handelsverkehr der Inſel gänzlich zerſtört hatte. Denn natürlich wagte ſich kein Schiff von irgend einer Nation her, ſobald man vernahm, die Guadeloupeſen wären da.

General Jeannet kam darauf zum Gouverneur, ſprach vom Abſegeln und äuſſerte neue Bedenklichkeiten. Er fürchtete nämlich einigen feindlichen Fregatten zu begegnen, und in dem Fall wünſchte er Erlaubniß zu haben, in den Schiffsreheden oder Baien der Inſel vor Anker gehen oder landen zu dürfen, falls der Feind es wagen ſollte, die Fahrzeuge mit Schaluppen anzugreifen. Allerdings war der Fall möglich. Der Gouverneur konnte den Truppen einer befreundeten Macht die Zuflucht nicht verweigern, da die Engländer in den weſtindiſchen Gewäſſern überall kreuzten. Der Gouverneur machte es ſich zur Pflicht, jedem Fahrzeuge der Diviſion ſchriftliche Erlaubniß auszuſtellen, auf den Fall der Gefahr in alle Hafen und Baien einzukehren und zu landen, um ſich zu retten oder zu vertheidigen.

Es war nun nichts mehr zu verlangen übrig. Bresſeau beurlaubte ſich durch ſeinen Aide-de-Camp Chaudry beim Gouverneur, und dankte dieſem für allen Beiſtand, den er geleiſtet. General Jeannet nahm perſönlich Abſchied, bezeugte dem Gouverneur in den verbindlichſten, freundſchaftlichſten Ausdrücken ſeine Erkenntlichkeit, und bat ihn um Anlaß, ihm zu beweiſen, wie gern er dankbar und auf irgend eine Art gefällig ſein möchte. Der Gouverneur bat ihn, auf Abſchlag der Zahlungsſumme für die gemachten Lieferungen, drei- bis vierhundert Gewehre zum Gebrauch der Landwehr, und für ſeine Perſon ein gutes Aſtrolabium und einen Meßtiſch zu ſchicken, wenn dergleichen allenfalls in Guadeloupe zu haben wären. Man ſchied ſehr freundſchaftlich von einander.

An demſelben Tage noch, es war der 3. Herbſtm., reiſeten alle Fahrzeuge ab. Bemerkenswerth iſt, daß an dem nämlichen Tage drei franzöſiſche Korſaren vor dem Hafen erſchienen waren, die ſich nun mit der Diviſion vereinigten. Aus den folgenden Begebenheiten ward es erſt wahrſcheinlich, daß Bresſeau dieſe drei Fahrzeuge erwartet, und bloß deswegen ſo lange unter allerlei Vorwand gezögert hatte, die Anker zu lichten.

In Wilhelmsſtadt war man froh, der Gäſte los zu ſein. Sie ſegelten langſam, und am Abend gingen ſie wieder vor dem Hafen St. Michel vor Anker. Sie gaben vor, das Meer ſei zu ſtill, und der Küſtenwind von Südweſt zu ſchwach geweſen; und doch kehrten ſie in einen Hafen ein, der im Weſten desjenigen lag, aus welchem ſie erſt hervorgegangen waren.

Digitized by Google

Sie blieben da auch den ganzen folgenden Tag, ungeachtet der Küstenwind sich immer frischer aufmachte, und ihnen die günstigste Gelegenheit gab, ihren Weg zu verfolgen.

Dies neue Zaudern hätte wieder Argwohn erregen können. Indessen hatte man es doch nicht mit Feinden zu thun, sondern mit Befehlshabern und Truppen einer verbündeten Macht, welche mit den Holländern einerlei Feind bekämpfen mußten. Man war ihnen in allen Fällen Unterstützung schuldig. Sie hatten auf ihre frühern Vorschläge Verzicht gethan; wollten der Kolonie von Curaſſao ihren Beistand nicht aufzwingen. Das war genug. Es stand dem Gouverneur nicht zu, ihnen sogleich Rechenschaft abzufordern, warum sie bei St. Michel anhielten? Hätte er wohl gar auf der Stelle die Besatzung von St. Michel mit frischer Mannschaft verstärkt, es würde ein beleidigendes Mißtrauen, eine unnöthige Furcht verrathen haben. — Inzwischen ließ er sie doch scharf beobachten. Und bald genug ward er überzeugt, er habe auf bundesgenössische Verhältnisse, Freundschaftsversicherungen und gegebene Ehrenworte zuviel Vertrauen gesetzt.

6.

Denn am 4. Herbstm. Abends acht Uhr empfing er Nachricht, die Franzosen seien zu St. Michel ans Land gegangen, unter dem Vorgeben, man habe in der Ferne fünf englische Kriegsschiffe gesehn. Und, um dem in St. Michel befehlenden batavischen Offizier beizustehn, hätten sie beide Vesten daselbst besetzt. Eben dies meldete auch der General Jeannet selbst dem Gouverneur in einem eigenen Briefe.

Lauffer erschrack und war ausser sich vor Zorn über die beispiellose Treulosigkeit, mit der man eine Erlaubniß mißbrauchte, die er auf Treu und Glauben für Nothfälle an bundesverwandte Truppen zu ihrem Schutze ausgestellt hatte. Schmählicher war die Gastfreundschaft nicht zu mißbrauchen, als hier geschah, da man Besitz von der Veste eines befreundeten Staates nahm, unter deren Schanzen sich erst wenige Tage zuvor ein französischer Korsar von Guadeloupe gerettet hatte, der von einer britischen Fregatte verfolgt und fast genommen worden war. Denn die Erscheinung von fünf englischen Kriegsschiffen blieb offenbare Lüge. Auf keiner Seite von Curaſſao hatte man Schiffe wahrgenommen. Selbst die Franzosen, die damals auf der Insel waren, nannten es Mährchen.

Sobald der Gouverneur Nachricht von der Landung hatte, brach er noch in der Nacht an der Spitze von fünfhundert Mann gegen St. Michel auf. Als er bei den Häusern von Blauw ankam, machte er Halt, und schrieb an den Fähnrich Fikkert, der die beiden Vesten von St. Michel befehligte, einen Brief, mit Auftrag, dem General Jeannet anzuzeigen, er solle seine Truppen einschiffen, weil der Gouverneur mit hinreichendem Kriegsvolk da sei, die beiden Vesten zu besetzen, und die Franzosen, so wie ihre Fahrzeuge, in Schutz zu nehmen, wenn sie von einem Feind angegriffen werden sollten.

Er wartete lange vergebens auf Antwort. Er schrieb einen zweiten Brief und schickte ihn

Digitized by Google

mit dem Befehl ab, Fikkert ſolle ſelbſt zu ihm kommen. Auch darauf blieb die Antwort aus. Selbſt die Träger der beiden Briefe, weil man ſie angehalten hatte, kehrten nicht zurück. Lauffers Verlegenheit ſtieg. Unmittelbar gegen Franzoſen Feindſeligkeiten zu beginnen, ſchien in der Stellung eines batavischen Gouverneurs politiſch unrathſam; aber es wäre auch in militäriſcher Hinſicht mehr als gewagt geweſen. Denn die Streitkräfte der Franzoſen waren durch den Zuwachs, welchen ſie aus Guadeloupe, in dem Augenblick, da ſie die St. Annenbai verließen, erhalten hatten, auf zwölfhundert Mann geſteigert. Dazu hatten ſie, vermöge der beiden Veſten, die vortheilhafteſte Stellung. Beſonders die neue Veſte, weil ſie auf einer damals unzugänglichen Höhe gebaut war, gab ihnen einen mächtigen Stützpunkt, von welchem aus die ganze Umgegend beherrſcht werden konnte. Alle Wege und Stege zu der Veſte St. Michel und zur Landhöhe waren überdies noch mit ſchwerem Geſchütz beſetzt. — Der Gouverneur mußte auf jeden Fall erwarten, ob die Franzoſen, die bei Beſetzung von St. Michel immer noch eine Art Entſchuldigung für ſich haben konnten, das Aergſte unternehmen und die Kolonie geradezu feindlich behandeln würden, was doch durchaus unwahrſcheinlich war. Es hatte Alles das Anſehen, es ſei ihnen nur daran gelegen, Schrecken einzuflößen, entweder um noch mehr Geld zu erpreſſen, oder die ſchwächere Partei zu bereden, ihnen die Kolonie gutwillig zu übergeben. Immer mußte Lauffer von ſeiner Seite vermeiden voreilig zu handeln. Er ging daher folgenden Tags nach Wilhelmsſtadt zurück.

Hier vernahm er, daß zwei der ſtärkſten Korſarenſchiffe Breſſeau's des Morgens auf der Höhe des Meeres erſchienen wären und ihre Stellung zwiſchen den Inſeln Bonayre und Curaſſao genommen hätten. Bald darauf kam auch Botſchaft, daß, ſobald ſich der Gouverneur mit ſeinen Leuten von den Häuſern von Blaauw entfernt habe, die Franzoſen in alle Wohngebäude von St. Michel eingedrungen wären, geplündert und das Vieh weggetrieben hätten. Folgenden Tags ſchwärmten ihre Spähwachten ſchon bis Hato, Mahuma u. ſ. w., Wohnungen, drei Wegſtunden nordwärts von Wilhelmsſtadt. Die guadeloupiſchen Negerſoldaten machten ſich an die Neger der Kolonie, wiegelten ſie zur Empörung mit Freiheit und Gleichheit und zur Verjagung und Verarmung ihrer Herren auf. Das war ſo ſchwer nicht. Eine Menge Sklaven lief ihnen zu, und vereint mit denſelben ſammelten ſie ſich, alle bewaffnet, zu Haay, unweit dem rothen Weg. Die ungeheuern Gräuel von St. Domingo drohten auf dieſer Inſel erneuert zu werden. Freiheit und Gleichheit ward ausgerufen; der Gouverneur mit ſeinen Leuten als Feinde der Freiheit, der Volksrechte, als Orangiſten verwünſcht. — Immer blieb jedoch dunkel, und, wenn man will, ſogar unglaublich, daß die franzöſiſchen Linientruppen, oder gar der Agent Breſſeau und die Generale an all den Unordnungen Theil hätten. Es konnten Ausſchweifungen der Neger und des Korſarengeſindels ſein, die nicht immer zu verhüten ſind.

Der Gouverneur ſtellte indeſſen am rothen Weg eine Wacht von 150 Mann der Beſatzung mit zwei Feldſtücken beim Hauſe des verſtorbenen Gouverneurs de Veer auf, mit Befehl,

Digitized by Google

keinen verdächtigen Menſchen gegen die Vorſtadt der Anderſeite zu laſſen. Denn dieſe Anderſeite bildet einen beträchtlichen Theil der Stadt ſelbſt, iſt gegen den rothen Weg zu ganz offen und wehrlos, und war daher verwegenen Plünderern leicht zugänglich. Als gegen Abend gemeldet ward, daß ſich nahe bei Haay die Negerhaufen und Soldaten vermehrten, verſtärkte Lauffer jene Vorwacht noch mit zweihundert Mann.

Folgenden Morgens in der Frühe rückte Breſſeau's Kriegsvolk wirklich gegen die Stadt an. Der Gouverneur warf ſich aufs Pferd, gab dem beim Hauſe Kikkert aufgeſtellten Reſervekorps, welches vier Feldſtücke bei ſich hatte, die nöthigen Befehle, und jagte zum Poſten am rothen Wege. Aber ſchon unterwegs bei der Synagoge kam ihm ein Reiter entgegengeſprengt und meldete ihm, ſeine Soldaten hätten die Flucht genommen. Er ſetzte ſeinen Weg dennoch fort, denn er konnte an eine ſolche Feigheit von bataviſchen Linientruppen nicht glauben. Aber er mußte ſich bald davon überzeugen. Sie kamen ihm in wilder Verwirrung athemlos entgegengeſtürzt. Sogleich ließ er die Reſerve bis zur lutheriſchen Kirche vorrücken, um die Flüchtlinge wieder zu ſammeln. Alles umſonſt. Die Soldaten waren in unbeſchreiblichſter Unordnung. Hätten nicht die drei Kompagnien Landwehr, die auf den Poſten bei ihnen geweſen, und von dieſem Militär ſo ſchändlich im Stich gelaſſen waren, die Feldſtücke gerettet, und durch langſamen regelmäßigen Rückzug die Flucht der Soldaten gedeckt, dieſe wären gewiß alle gefangen worden. Breſſeau's Plünkler hatten ſich indeſſen ſchon der Häuſer Kikkert, Schotborg und Monge bemeiſtert, und machten vereint mit den Franzoſen, die an dem andern Geſtade waren, ein beſtändiges Feuer auf die Holländer, jedoch ohne große Wirkung. Ein Soldat ward an der Seite des Gouverneurs getödtet, und ein Mann von der Landwehr tödtlich verwundet.

Von dieſer Seite war nicht mehr zu helfen. Es blieb nichts übrig, als die Anderſeite zu verlaſſen, und ſich über die Bai nach der Stadt einzuſchiffen. Fünf Feldſtücke ließ man beim Hauſe Kikkert zurück. Doch nur eins derſelben konnten die Franzoſen, und zwar ganz unbrauchbar geworden, mit ſich nehmen; denn das Pontonſchiff Ceres richtete ein unaufhörliches Feuer gegen die große Straße der Anderſeite.

Folgenden Morgens verbreiteten ſich die franzöſiſchen Streifparteien im Oſten der Kolonie, und entführten alle Sklaven, alles Vieh und was ſie ſonſt beliebig fanden. Breſſeau vertheilte nach allen Gegenden hin Proklamationen, deren er von Tag zu Tag neue machte, und abſchreiben und anſchlagen ließ. Lauffers Lage war in dieſem Augenblick verzweiflungsvoll. Er hatte bei weitem nicht ſoviel Streitkräfte, als die Franzoſen, um ihnen im offenen Felde Spitze zu bieten. Er war plötzlich auf die ſchändlichſte Weiſe von Truppen einer mit Holland in Frieden lebenden, ja engverbündeten Macht, nach den herzlichſten Freundſchaftsverſicherungen, angegriffen worden. Er war von ihnen auf allen Seiten zu Land und zu Waſſer umringt und geſperrt. Durch die Lieferungen, welche man der Mannſchaft auf der Vengeance, durch die, welche man der Diviſion Breſſeau gemacht hatte, waren die Vorräthe an Lebensmitteln, die man in den Magazinen bisher gehabt, faſt erſchöpft. Seit zwei Monaten war kein amerikani-

Digitized by Google

ſches Schiff nach Curaſſao gekommen. Man hatte nur noch für ein paar Tage Brod genug. Die meiſten Waſſerplätze befanden ſich in der Gewalt der Franzoſen. Seit ungefähr achtzehn Monaten hatte es nie geregnet. Eine ungeheure Dürre verſengte das Land. Mehr denn die Hälfte Viehes war daher umgekommen. Rings um die Stadt hatten die Franzoſen das übrige Heerdenvieh weggetrieben. Die meiſten Sklaven aus den Wohnungen der Nachbarſchaft waren zu ihnen übergelaufen; und diejenigen, die ſich noch in der Stadt befanden, gaben die unzweideutigſten Beweiſe von ihren übeln Geſinnungen.

Was die Sache noch mehr verſchlimmerte, an fruchtbaren Widerſtand der Stadt, an Vertreibung der Franzoſen ließ ſich nicht denken; denn die geſammte Landwehr hatte höchſtens ſechszig gute Gewehre; die übrigen taugten nicht viel. Sowohl Landwehr, als Beſatzung waren ſeit zwei Monaten von einem ſtrengen Dienſt ziemlich angegriffen. Jetzt gezwungen, ſich inner die Veſten und Schanzen zurückzuziehen und einzuſchlieſſen, mußte man ſich lediglich mit dem ſchweren Geſchütz vertheidigen, und dazu noch die waffenfähige Mannſchaft, aus Mangel an Sklaven, zum Waſſerholen und andern ähnlichen Nebenarbeiten gebrauchen, oder Holzwerk und Geſchütz auf die neue Schanze zu ſchleppen, die der Gouverneur auf der Höhe, Scharlo genannt, anlegte. — Die Ausſicht in die Zukunft war ſchrecklich geworden, eben noch durch die alleswüſtende, ſtaatsumwälzeriſche Weiſe, mit der die Franzoſen, nach der gröſten Verrätherei, die ſie begehen konnten, den unangekündeten Krieg führten. Ohne Lebensmittel, ohne Waſſer, ſah man vor, entweder verhungern und verſchmachten, oder in die Gewalt einer Horde von Räubern und Mördern fallen zu muſſen. Die Gräßlichkeiten von St. Domingo, vor denen die Menſchheit erbebt, ſtanden den Pflanzern Curaſſao's bevor. Schon waren, wie geſagt, faſt alle Neger der Kolonie übergegangen, nun bewaffnet, jubelnd, rachetathmend oder raublußig. Was ließ ſich erwarten? Die erſt während Breſſeau's Aufenthalt nach Curaſſao gekommene und mit ihm vereinte Bande des Rigaud beſtand (ausgenommen die Kanoniere) aus ſechszig Offizieren und Mulatten, alle von St. Domingo, alle in die Kunſt des Kriegs, und noch mehr in die Kunſt der Kriegsgräuel eingeübt. Zwei Mulatten, einer Namens Birot, ein andrer Namens Bonnet, die beide auf St. Domingo die Grauſamkeit ſo weit getrieben hatten, daß ſie ſchwangere Weiber zerſägen ließen, hatten den Rang von Brigadechefs, und befehligten unter dem Agent Breſſeau Diviſionen oder Kolonnen.

Die Feinde der Niederländer, denn ſo muß man wohl die Franzoſen nach allen dieſen Ereigniſſen nennen, befanden ſich hingegen in der vortheilhafteſten Lage. Nach der Vereinigung mit Rigauds Bande und der Mannſchaft jenes guadeloupiſchen Korſaren, deſſen Fahrzeug noch auf dem Schiffswerft lag, ſo wie mit denjenigen Franzoſen, die jenſeits der Bai auf der Anderſeite wohnten, und gern oder ungern mit den Guadeloupeſen gemeine Sache machen mußten, waren ſie über fünfzehnhundert Mann ſtark; alle mit guten Gewehren verſorgt und Meiſter von der Anderſeite. Nah und fern machten ihre Plänkler ein anhaltendes Feuer gegen die Stadt, während man ihnen, weil ſie hinter den Häuſern der Quergaſſen verſteckt lagen, nicht

Digitized by Google

beikommen konnte. Sie waren im Beſitz der Maisvorräthe und Lebensmittel, die ſich noch in den Magazinen der Anderſeite oder auf der Kliy befinden mochten. Sie hatten ſich alles Viehes bemächtigt und was ſie ſonſt in den Pflanzwohnungen noch vorfanden. Die abtrünnigen Neger ſchleppten ihnen Alles zu. Ja, der Kolonialrath ſelbſt hatte ſie vor ihrer geheuchelten Abreiſe noch auf einen vollen Monat mit Mundvorrath verſorgt. Zudem konnten ſie darauf zählen, daß jedes amerikaniſche Schiff, das etwa in den Hafen einkehren wollte, in ihre Gewalt fallen mußte, weil ſie mit ihren Korſaren die ganze Inſel rings blokirten. Auch alles Kaufmannsgut der drei Ladungen von Mary, Cuba und Oliveros, die ſie ohnehin anſprechen zu können das Recht zu haben glaubten, hatten ſie ſich zugeeignet. Ihr Kriegsvolk, noch kräftig und friſch, war durch Hoffnung großer Beute ermuthigt. Beſchwerliche Arbeiten wurden ihm nicht gegeben: dergleichen verrichteten die abtrünnigen Sklaven. Selbſt im ſchlimmſten Fall, der unter ſolchen Umſtänden doch kaum gedenkbar ſchien, konnten die Franzoſen mit ihren Fahrzeugen aus der Bai von St. Michel immer wieder in die offene See ſtechen und ſich retten. Aber auch dieſer traurigen Möglichkeit, Hab' und Gut zu verlaſſen und durch Flucht Weibern und Kindern nur das Leben zu bewahren, mußten die Einwohner von Curaſſao entſagen. Denn wohin mit ihnen? Die franzöſiſchen Korſaren kreuzten ringsum. Nichts konnte denſelben entrinnen. — Nur der Gouverneur blieb unerſchütterlich, entſchloſſener zu ſeinem Tode, als zur Uebergabe der Kolonie.

7.

Vier Tage waren unter gegenſeitigen Beſchieſſungen und Feindſeligkeiten verſtrichen, als man von der Veſte Amſterdam aus am neunten Herbſtmonat, da die Sonne eben untergehen wollte, auf dem Meere eine Fregatte mit amerikaniſcher Flagge entdeckte. Die beiden Korſarenfahrzeuge, die bei Bonayre aufgeſtellt waren, zogen ſich ſchnell vor der Fregatte zurück, und machten ſich nach St. Michel.

Faſt zu gleicher Zeit erblickte man ein andres Schiff von drei Maſten, ebenfalls mit amerikaniſcher Flagge. Herr Philipps, Konſul der vereinigten Staaten auf Curaſſao, ſchickte ſogleich mit Genehmigung des Gouverneurs ein Boot zur Fregatte hinaus, um ſie um Beiſtand anzurufen.

Folgenden Morgens erfuhr man, daß die Fregatte keine amerikaniſche, ſondern die engliſche Fregatte Nereide von vierundvierzig Kanonen ſei, befehligt vom Kapitän Friedr. Watkins; ferner, daß der Dreimaſter ein amerikaniſches, von den Engländern in der Nacht vorher gekapertes Kauffahrteiſchiff ſei, mit Kriegsbedürfniſſen, z. B. 3500 Flinten, 30,000 Pfund Pulver, Bohlen zu Laffeten u. dgl. m., beladen. In Bezug auf dieſen Dreimaſter war man ſehr verſchiedener Meinung; in jedem Fall ſeine Ladung äuſſerſt verdächtig für Curaſſao. Entweder konnte dieſe in die Hände von Breſſeau's Korſaren fallen, oder war vielleicht geradezu für ihn beſtimmt, und ſo hätten die Waffen auf jeden Fall zur Wehrbar-

Digitized by Google

machung der Neger von Curaſſao dienen konnen, wäre das Schiff nicht von den Briten genommen worden.

Der Hauptmann Watkins ließ in derſelben Zeit dem Gouverneur ſagen: wiewohl er eine Fregatte in Dienſten ſeiner britiſchen Majeſtät, gegenwärtig wirklich im Krieg begriffen gegen die bataviſche Republik, befehlige, ſtehe er doch nicht an, dem Gouverneur ſoviel Hilfe, als er leiſten könne, anzubieten, da er die beklagenswerthe Lage der Kolonie vernommen hätte. Er ſähe ein ſchauderhaftes Unglück vor, und thue hier, was Menſchlichkeit gebiete.

Der Gouverneur verſammelte den Rath, und gab ihm Kenntniß von Watkins Anerbieten. Ein ſeltſames Geſchick! — Franzoſen, Hollands Verbündete, ſtanden als Feinde da; Engländer, Hollands Feinde, erboten ſich zur Rettung von dieſen. Ein trauriges Schweigen herrſchte lange im Rath. Jeder ſchien zwiſchen Pflicht und Verzweiflung zu ſchwanken. Aber es blieb nur Wahl, entweder mit den Engländern zu unterhandeln, oder endlich in die Gewalt der Guadeloupeſen, des Korſaren- und Negergeſindels zu gerathen. An letzteres konnte Keiner ohne Grauen denken. Was war von einem Menſchen, wie Breſſeau, zu erwarten, der mit Mord, Raub und Verwüſtung die Summen und Lieferungen vergalt, welche die Kolonie ihm, ſeiner Diviſion und der Fregatte La Vengeance gemacht hatte, und die über hunderttauſend Gourden Werths betrugen!

Der Rath bevollmächtigte den Gouverneur, mit Watkins einzutreten, und vor allen Dingen zu vernehmen, unter welchen Bedingungen er ſeine Hilfe gewähren wolle. Watkins erwiederte: die Kolonie ſolle ſich unter britiſchen Schutz begeben, und zwar nach den gleichen Kapitulationspunkten, wie Surinam gethan, das heißt, ihre bisherige Adminiſtration beibehalten und nur engliſche Beſatzung aufnehmen. — Ein vollzuſammengeſetzter Rath mit allen Offizieren vernahm den Vorſchlag, bewilligte ihn, und in Folge des Beſchluſſes unterzeichnete Lauffer die Kapitulation am 13. Herbſtmonat 1500. Die Uebergabe der Kolonie ſelbſt aber erfolgte erſt fünf Wochen ſpäter, bis mehrere engliſche Schiffe eintrafen.

Unterdeſſen leiſtete die Fregatte in der That die weſentlichſten Dienſte, die ſie gewähren konnte, und welche zugleich die allerdringendſten waren. Denn nicht nur ward durch ſie Breſſeau gezwungen, ſeine Blokade der Inſel aufzuheben und ſeine Fahrzeuge zurückzuziehn, ſo daß man doch wieder Hoffnung hegen konnte, von irgend woher Lebensmittel zu empfangen, ſondern Kapitän Watkins lieferte auch Munition und dazu fünfzig gute Flinten. Damit ward Lauffer in Stand geſetzt, theils ſtarke Spähwachten auszuſchicken, theils diejenigen zu decken, welche Mundvorrath einholen mußten; theils zur Hut der kleinen Veſten Republik und Pieter May Vorwachten anzuordnen. Denn die Guadeloupeſen ſtreiften ſchon nahe bei dem Abhang der Höhe von Altona, und die Negerſklaven ſchleppten ſchon Kanonen auf den Weg von Piscaderos. Auch am Abhang beim rothen Weg, unweit dem katholiſchen Kirchhof, warfen die Franzoſen eine Stückſchanze auf, die am 13. Herbſtmonat vollendet und den folgen-

Digitized by Google

den Tag mit drei Achtzehnpfündern besetzt war. Aus diesen beschossen sie die Stadt und Veste sofort zehn Tage lang.

Ehe sie mit der Beschießung anfingen, schickte Bressean noch einen Brief an den Kolonialrath, mit Aufforderungen und einer Proklamation. — Die letztere lautete also, denn sie verdient, weil sie für das Treiben und den Ton dieser Menschen allzubezeichnend ist, in ihrem ganzen Inhalt gekannt zu sein:

„Im Namen der beiden verbündeten Republiken von Frankreich und Batavien."

„Einer der konsularischen Agenten auf den Inseln im Wind, auf Sendung in Curaſſao, in Erwägung u. s. w. beschließt:"

1. „Die Kolonie von Curaſſao ist, in Gemäßheit des Beschlusses der Agentschaft vom 25. Messidor dieses Jahres und durch die Thatsache eines offenen Angriffs gegen die französische Division, von heute an unter den Schutz der französischen Regierung gesetzt."

2. „Der provisorische Gouverneur Lauffer, Urheber jenes Angriffs und als Haupt der Faktion der Orangisten, ist durch diese Thatsache, nebst seinen Mitschuldigen und Anhängern, zum Feind der beiden Republiken von Frankreich und Batavien erklärt und für alle Folgen verantwortlich."

3. „Im Namen beider verbündeten Republiken sind die Veste, die Schanzen und alle von jenem Faktionshaupt besetzten Posten in Belagerungsstand erklärt."

4. „In Folge dieser Erklärung in den Belagerungsstand ist ein allgemeiner Aufruf an alle in dieser Kolonie befindlichen Franzosen erlassen, sich unter den Befehl der französischen Generale in deren Hauptquartier, genannt Landhaus de Veer, zu stellen, und von dem Augenblick an sollen ihre Person und ihr Eigenthum unter Obhut der französischen Republik stehen. Diese Obhut und Sicherheit wird gleichfalls allen batavischen Bürgern gewähret, welche die mit Waffen besetzten Posten verlassen, sich in ihre Wohnungen zurückziehen und ruhig bleiben."

5. „Jeder Franzose, er sei seit 1789 naturalisirt oder nicht, der bei Kundmachung des Gegenwärtigen sich wirklich im Dienst bei der Landwehr oder einer andern Stelle vom Gouverneur Lauffer befindet, ist gehalten, ihm sogleich den Gehorsam aufzusagen."

6. „Wenn in der Veste, den Schanzen und übrigen von den Truppen der französischen Republik angegriffenen Stellungen bewaffnete Franzosen angetroffen werden, sollen sie als Auswanderer, als Mitschuldige der Orangisten angesehn, und als solche nach den Gesetzen beurtheilt und bestraft werden."

7. „Jedes Mitglied der Landwehr, welches nicht nach drei wörtlich geschehenen Aufforderungen die Waffen ablegt, wird durch die That selbst als Feind der batavischen Republik erklärt und dem gemäß nach den Gesetzen seines Landes bestraft."

8. „Die Befehlshaber und Hauptleute der Linientruppen, die nach einer ähnlichen Aufforderung sich weigern würden, die Waffen abzulegen, oder gar das Zeichen geben würden, auf die

Digitized by Google

franzöſiſchen Truppen zu feuern, ſollen als Mitſchuldige der Orangiſten betrachtet und als ſolche behandelt werden; im entgegengeſetzten Fall aber, wenn ſie Blutvergieſſen verhindern, ſollen ſie beibehalten und ſelbſt im Rang befördert werden, je nachdem ſie ſich im Betragen gezeigt haben."

9. „Jeder, der ertappt werden ſollte, wenn er aus den Fenſtern auf franzöſiſche Republikaner ſchießt, oder auf irgend einen andern, die Nationalkokarde tragenden Bürger, wird ohne Gnade füſilirt."

10. „Allen und jeden iſt ernſtlich verboten, in die Gebäude und Magazine der Stadt einzubrechen, zu plündern, Feuer in die Häuſer zu legen. Wer dabei angetroffen wird, der wird füſilirt."

11. „Es ſind hiemit unter den Schutz des franzöſiſchen und bataviſchen Edelſinns (Loyauté) geſetzt die Weiber, Kinder, Greiſe und Krankhafte, von welcher Nation ſie auch ſein mögen. Ihre Perſonen ſollen heilig (religieusement) beachtet werden."

„Dem Bürger Joubert iſt befohlen, gegenwärtige Proklamation aller Orten, wo es nöthig ſein wird, kund thun und anſchlagen zu laſſen."

„Im Hauptquartier zu St. Michel den 18. Fructidor Jahr 8. der franzöſiſchen einen und untheilbaren Republik."

„Breſſeau."

„Durch den Delegirten: Joubert."

Der Kolonialrath, ganz im Geiſt des ſtarkmüthigen Gouverneurs, achtete es der eigenen Ehre zuwider, mit einem Manne, der, wie dieſer Breſſeau, die Geſetze der Ehre und des Völkerrechts mit Füßen trat, in irgend einen Geſchäftsverkehr einzugehn. Als keine Antwort erfolgte, begann Breſſeau das Feuer.

Die Noth, welche ſein Geſchütz verurſachte, war unbedeutend gegen die des bevorſtehenden Hungers. Man hatte überall kaum noch für zwei Tage Brod. Ein Glück, daß die Hereide das Meer von den guadeloupeſiſchen Kapern freigemacht hatte. Wenigſtens beruhigte ſich Jeder mit Hoffnungen und hielt den Kampf muthig aus. Man betrog ſich auch nicht. Es liefen bald drei amerikaniſche Fahrzeuge, befrachtet mit Mehl und andern Lebensmitteln, in den Hafen ein; dazu kamen dann noch zwei ähnlich-beladene aus Caraccasbai. Am 13. Sept. Abends 8 Uhr endlich fiel auch nach achtzehn Monaten wieder der erſte Regen. Das belebte alles Volk der Kolonie. Man ging den Rotten Breſſeau's neugeſtärkt entgegen. Dieſe, die nun Alles daran ſetzten, den ehreloſen Krieg glücklich durchzuführen, um mit der Schande, die an den Urſachen klebte, nicht noch die Schmach eines ſchlechten Ausgangs zu haben — denn wie viele Verbrechen laſſen ſich nicht zuletzt durchs Glück noch adeln! — machten die äuſſerſten Anſtrengungen. Sie umgingen den Binnenſee. Sie kamen in drei Kolonnen, um die Stadt auf der Seite vom Fort Republik und Pieter May anzugreifen. Der Gouverneur aber, ihre Bewegungen unaufhörlich verfolgend, trat ihnen überall in den Weg. Er hatte auf dem

Digitized by Google

Abhang der Höhen von Scharlo und Altona starke Vorhut hingeworfen, in so vortheilhafter Stellung, daß die Franzosen nicht anzugreifen wagten. Sie mußten in ihr altes Lager zurückkehren.

Endlich, am 20. Herbstmonat war es, erschienen noch zwei amerikanische Fregatten, der Marymac und der Potapsco. Sie fuhren in den Hafen ein. Letzterer brachte wesentliche Hilfe, sowohl an Flinten, die er dem Gouverneur lieh, als dadurch, daß er achtzig Mann zur Unterstützung sandte. Die Freude in der Stadt war groß; die Rettung der Kolonie von den Räuberbanden Bresseau's und den drohenden Gräueln der Neger schon so gut als entschieden.

Wirklich fuhr panisches Schrecken unter die Guadeloupesen. Sie mußten besorgen, daß ihre Fahrzeuge von den Fregatten zerstört oder aufgefangen, und ihnen alle Hoffnungen zur Entführung der Beute oder zur Flüchtung ihrer eigenen Personen vereitelt werden könnten. Eilfertig und still schiffte sich Bresseau mit dem größten Theil seines Volks und Raubes in der Nacht vom 22. zum 23. Herbstmonat zu St. Michel ein, und da die dreizehn Fahrzeuge nicht Raum genug hatten, alle seine Mannschaft zu fassen, ließ er einen Theil derselben, die er auf Vorposten ausgestellt hatte, im Stich. So groß war die Verwirrung und Angst unter den Leuten, die sich, einer über den andern, zu den Fahrzeugen drängten, daß sie sich unter einander schlugen und rauften, um die ersten auf den Schiffen zu sein. Zu Piscaderos, wohin sie auch ein paar Fahrzeuge zur Fortbringung der Beute geschickt hatten, schossen sogar die hintersten Soldaten auf die davoneilenden vordern. Ein Theil der Zurückgebliebenen suchte sich auf Kanots, die sie am Ufer fanden, nach Coro zu den Küsten des festen Landes zu retten. Einige gingen aber in den Wellen des Meeres unter, andere ergaben sich kriegsgefangen.

So endete das ruchlose Beginnen der Franzosen von Guadeloupe. Am zwölften Weinmonat kamen die britische Fregatte Meleager und die Korvetten Nimrod und La Legere an, die achtzig Seesoldaten mit ihren Offizieren brachten. Nach und nach trafen auch die Fregatten Decade, Diana und Crescent ein, und den 17. ward die Kolonie, laut Uebereinkunft mit dem Kapitän Watkins, förmlich übergeben, die batavische Flagge abgenommen, die britische aufgepflanzt. Wenige Tage später erschien der Vizeadmiral Lord Hug Seymour mit der Fregatte Amphion. Die englische Besatzung von Curassao vervollständigte sich, und bestand zuletzt in Allem aus hundert und fünfzig Mann.

Jetzt erfuhr man auch zu Curassao mit größerer Bestimmtheit, daß Bresseau's Vorgeben, man rüste auf Jamaika eine Unternehmung gegen diese batavische Insel, durchaus Lüge gewesen. Denn der Gouverneur von Jamaika hatte sogar verweigert, Linientruppen zur Besitznahme von Curassao zu geben, selbst nachdem ihm schon Admiral Seymour die Kapitulation dieser Insel mitgetheilt hatte. Seymour sah sich daher genöthigt, seine Seesoldaten dazu anzuwenden, je nachdem von den Schiffen und Fregatten seines Geschwaders in Jamaika nach und nach einliefen, so daß der letzte Transport der Besatzung erst drittehalb Monat nach geschlossener Kapitulation, und vier Monat später, als die Erscheinung Bresseau's, ankamen.

8.

In Europa erfuhr die batavische Regierung erst am 8. Weinmonat (1800) aus einem (unterm 31. Juli) von Curassao geschriebenen Partikularbriefe die Landung der bewaffneten Franzosen von Guadeloupe auf jener Insel, und deren Absicht, sich ihrer zu bemächtigen. *) Sogleich ward dem Vizeadmiral de Winter nach Paris, wo er in Abwesenheit des batavischen Botschafters Schimmelpennink dessen Geschäfte versah, die Nachricht gemeldet und ihm Auftrag-

*) Der vom Rath zu Curassao nach Holland geschickte amtliche Bericht ist erst unterm 10. Weinmonat 1800 gegeben worden, unterzeichnet J. R. Lauffer, C. A. van Ek, G. Duykink, Jakob Steeling, Cornelis Berch, A. de Veer und A. A. Beutner.

Digitized by Google

gegeben, mit den ernſthafteſten Gegenvorſtellungen bei der franzöſiſchen Regierung einzukommen: Frevel, wie dieſe, könnten nur dienen, die befeſtigte Ordnung in den Kolonien umzuſtürzen, den Untergang alles Handelsverkehrs zu verurſachen, und die Achtung der batavischen Regierung in Weſtindien zu untergraben.

Admiral de Winter erfüllte ſeine Pflicht. Wie wenig die franzöſiſche Regierung von Breſſeau's Unternehmen wußte, und wie wenig ſie daſſelbe billigen konnte, erhellet aus der amtlichen Antwort, welche der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Ch. Maur. Talleyrand (26. Bendemiaire Jahr 9 der Republik), ertheilte. „Seit dem 19. dieſes Monats“ ſchrieb Talleyrand unter anderm, „hab' ich mittelbar die erſte Nachricht von dieſem ſeltſamen Ereigniß erhalten; man fügte ſogar hinzu, die franzöſiſchen Agenten hätten ſich der Inſel bemächtigt. Ob ich gleich Bedenken trug, ein ſolches Gerücht für wahr anzunehmen, ſchrieb ich doch ſogleich dem Bürger Semonville. Die beigebogene Abſchrift meines Briefs an dieſen wird Ihrer Regierung keinen Zweifel über das Benehmen der franzöſiſchen Regierung in einer Sache laſſen, deren ganze Wichtigkeit ſie fühlte. Wenn durch die mannhafte Anführung des batavischen Gouverneurs auch der verbrecheriſche Anſchlag gegen Curaſſao ohne Frucht geblieben, iſt er nichts deſto minder zu rügen, und ich werde ſelbſt durch einen Bericht an den erſten Konſul die ſtrengſte Unterſuchung dieſes Vorfalls und die Beſtrafung der Schuldigen verlangen.“

Inzwiſchen während der Kriegswirren verzog ſich dieſe Unterſuchung lange. Die Briten blieben Herren der Kolonie. Sie hatten jedoch hier nur ihre Beſatzung, und miſchten ſich keineswegs in die Adminiſtration der Inſel. Der Gouverneur Lauffer behielt den Zivil- und batavischen Militär-Oberbefehl. Nach dem Frieden von Amiens zog die engliſche Beſatzung wieder ab. — Erſt im Frühjahr 1804 kam der franzöſiſche Kommiſär Dupy nach Curaſſao, und ſammelte über das Vergangene die Thatſachen. Der Gouverneur Lauffer wurde nach Europa geſchickt, um ſich zu rechtfertigen. Er ward im Haag vor ein Kriegsgericht geſtellt, das aus zwei Admiralen, zwei Generalen, zwei Oberſten und drei Rechtsgelehrten zuſammengeſetzt war. Das Kriegsgericht erklärte ihn (den 25. Wintermonat 1805) aufs Ehrenvollſte von jeder Anklage, jedem Vorwurfe frei. Da in ſeiner Abweſenheit ein anderer Gouverneur auf Curaſſao ernannt worden war, bot man ihm eine Penſion an. Er ſchlug ſie aus, weil er, der aus ſeinem eigenen Vermögen zur Vertheidigung der Inſel 150,000 Gulden aufgeopfert hatte, bei dem, was ihm blieb, ihrer nicht bedürftig war.

Die konſularischen Agenten zu Guadeloupe wurden durch Entſetzung von ihren Stellen beſtraft. Mehr geſchah nicht, wie dringend auch der batavische Botſchafter Schimmelpenninck in ſeiner Note (vom 9. März Jahr 7 der batav. Republik) an den franzöſiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten auf die größte Genugthuung angetragen hatte. „Nein,“ ſchrieb er, „ich fordre nicht mehr Zurückſtellung einer durch dieſe Verrätherei verlornen Kolonie, ſondern im Namen der furchtbar verletzten öffentlichen Treue, im Namen der grauſam gemißbrauchten Gaſtfreundſchaft, im Namen ſelbſt der ſchändlich aufs Spiel geſetzten Ehre Frankreichs fordr' ich, daß die feierlichſte Rache das Haupt der Schuldigen treffe, die ſich mit einem Verbrechen beſudelten, dergleichen die Geſchichte geſitteter Nationen kein ähnliches kennt. — Nur ein großes Beiſpiel der Nationalſtrenge kann die Menſchheit wegen ſo ungeheurer Schmach rächen. Und dieſe Strenge begehrt meine Regierung, verlangt die Ehre des franzöſiſchen Namens, und fordern unſre Staatsverträge.“ — Wie geſagt, die Agenten wurden mit Abſetzung beſtraft; man ſagt aber, ſie ſeien nachher anderswo wieder angeſtellt worden.

Digitized by Google

Intelligenzblätter

zu den

Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Zweites September-Heft 1819.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau sind folgende neue Werke erschienen, und in allen Buchhandlungen zu haben:

Andachtsbuch einer christlichen Familie zur häuslichen Gottesverehrung und Erweckung eines frommen Sinnes. Vom Verf. der Stunden der Andacht. Vier Bände. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 4 thlr. oder 6 fl.

Andachtsbuch für die erwachsene Jugend bei ihrem Eintritt in die Welt. Vom Verf. der Stunden der Andacht. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Christ, der, und die Ewigkeit. Ein Andachtsbuch zur Beruhigung im Leiden, und zur Beförderung im Glauben an Unsterblichkeit und Wiedersehen. Vom Verf. der Stunden d. And. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 1 thlr. od. 1 fl. 30 kr.

Christ, der, vor Gott. Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit. Zweiter Jahrgang. gr. 8. 2 thlr. oder 3 fl.

Erheiterungen. Eine Monatsschrift für gebildete Leser; herausgegeben von H. Zschokke und seinen Freunden. Neunter Jahrgang. 8. 1819. 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Goldmacherdorf, das, eine anmuthige und wahrhafte Geschichte. Vom Verfasser des aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten. (Heinr. Zschokke). Dritte Ausgabe. gr. 8. 8 gr. oder 30 kr.

Gott in der Natur. Ein Andachtsbuch in Betrachtungen der Werke des Schöpfers. Vom Verf. der Stunden der Andacht. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 1 thlr. od 1 fl. 30 kr.

Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern. 8. 2 thlr. 12 gr. oder 3 fl. 45 kr.

Reich, das, Jesu auf Erden. Ein Andachtsbuch in Betrachtungen über die Schicksale unserer Religion seit ihrer Stiftung bis zu unsern Zeiten. Vom Verf. der Stunden der Andacht. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. 8. 1 thlr. oder 1 fl. 30 kr.

Schaffroth, Dr. J. A. G., die Grundsätze seiner Lehrvorträge über spezielle Pathologie und Therapie, Systematik der Nosologie und über die Klinik. gr. 8. 1 thlr. 8 gr. oder 2 fl.

Soden, J. Graf von, Theater. Dritter Band. gr. 8. 1 thlr. 15. gr. oder 2 fl. 24 kr.

Aus diesem dritten Bande sind besonders abgedruckt:

Soden, J. Graf von, das Bild von Albrecht Dürer. Schauspiel in drei Akten. Nebst einem Epilog und einem lebendigen Gemälde nach Albrecht Dürers Zeichnung gr. 8. 12 gr. oder 45 kr.

— Adels- und Bürgerspiegel, oder der Buchbinder und der Leibschneider. Lustspiel in fünf Aufzügen. gr. 8. 16 gr. oder 1 fl.

— Die doppelte Komödie, oder Hindernisse. Lustspiel in vier Akten. gr. 8. 13 gr. oder 48 kr.

— Emmi, oder die zerbrochenen Eier. 8. 16 gr. oder 1 fl.

Stalder, S. J., Schweizerische Dialektologie in Vergleichung mit andern ältern germanischen Dialekten. Sammt einer Uebersetzung der Parabel vom verlornen Sohne in allen möglichen Schweizermundarten. gr. 8. 2 thlr. 10 gr. oder 3 fl. 30 kr.

Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung. Acht Bände. Vierte verbesserte Auflage. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. gr. 8.

Ord. Druckpapier 3 thlr. 16 gr. oder 5 fl. 30 kr.
Weiß Druckpapier 5 thlr. 12 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Dasselbe Werk, acht Bände. Vierte verbesserte Auflage. Mit dem Bildnisse Jesu Christi. kl. 8. oder Taschenformat. Weiß Druckpapier. 8 thlr. oder 12 fl.

Vogel, W., Unterhaltungsstunden für Gebildete. Eine Sammlung kleiner Romane, Erzählungen, Anekdoten, Karakterzüge und witziger Einfälle. 12. 1 thlr. 6 gr. oder 2 fl.

Zeitung, Aarauer. Sechster Jahrgang 1819. gr. 4. 4 thlr. 20 gr. oder 8 fl. 15 kr.

Digitized by Google

Schotte, H., Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit. Dritter Jahrgang. gr. 4. 1819. 7 thlr. oder 11 fl.

— Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. gr. 4. 1 thlr. od. 1 fl. 30 kr.

La première Edition de l'ouvrage connu sous le titre: L'ART DE TENIR LES LIVRES EN PARTIES DOUBLES, étant épuisée depuis plusieurs années, Mr. Ingliaud d'Aran, demeurant alors à Vevey, Auteur de cet ouvrage, sur la demande qui lui en a été faite, s'est décidé d'en donner une seconde édition en public, afin de répondre à cet accueil gracieux.

L'utilité de cet ouvrage étant suffisamment connue, l'Auteur croit pouvoir se dispenser d'entrer dans un grand détail sur cette matière; il se fait par contre un devoir d'assurer le Public, qu'il n'a rien épargné pour le rendre d'une utilité plus générale que la précédente édition, c'est de quoi on pourra se convaincre par l'analyse bien circonstanciée qu'il en fait dans son Prospectus.

Quoique l'Auteur y traite non-seulement de l'art de tenir les livres en parties simples et doubles, mais en outre de la méthode de les tenir d'une manière claire dans les Bureaux des Finances, il a cependant cru devoir conserver à cet ouvrage son ancien titre, sous lequel il est favorablement connu; comptant de la rendre dans toute sa netteté, chaque épreuve sera revue deux, et même trois fois, s'il en trouvoit encore des fautes dans la seconde.

Le prix de cet ouvrage est de L. 8 de Suisse, soit L. 12 de France, payables la moitié en souscrivant, et l'autre moitié lorsque l'ouvrage sortira de presse, le tout calculant les lettres et argent franc.

PROSPECTUS D'UN OUVRAGE

INTITULÉ:

L'ART DE TENIR LES LIVRES EN PARTIES DOUBLES,

imprimé in 4.o sur beau papier blanc.

Cet ouvrage qu'on a l'honneur de proposer au Public, est traité avec toute la clarté possible, et la manière dont il est conçu donne à l'Auteur la flatteuse espérance, que chacun pourra le comprendre facilement, et se mettre en faitede la tenue des livres sans le secours d'aucun maître; il entre dans tous les détails nécessaires sur chaque objet qu'il traite, il se met à la portée de toutes les classes de lecteurs; et afin d'être à même d'indiquer à chaque matière qu'il traite sa véritable place, il a divisé son ouvrage en quatre parties.

La première partie renferme un traité raisonné de l'art de tenir les Livres en parties simples et en parties doubles, dans lequel il enseigne la manière d'établir les livres selon l'art, de faire écriture de tous les cas qui se trouvent dans le commerce; tels sont les associations, les commandites, les achats, les ventes, les échats en participation, les spéculations en banque et en marchandises, les achats et les ventes pour compte d'amis; les marchandises que nos correspondens ont en dépot chez nous, et celles que nous avons chez eux; les bordéries, les pertes, les insertitudes, les bilans, la liquidation d'une société, le clôture des livres, la manière d'en recommencer de nouveaux etc. etc.

La première section de la seconde partie développe les opérations d'un commerce en commandite, et rend rue le modèle de tous les livres nécessaires à cette société; on y donne la formule d'un livre de mémoire tenu historiquement (qui tient lieu du Manuel), et le methode de former ensuite le journal en parties doubles; on y enseigne en outre la manière de partager le bénéfice entre les associés, de dissoudre la société, de charger de la liquidation les associés qui continuent le commerce et de faire la clôture des livres.

Dans la seconde Section de la deuxième partie, l'Auteur donne les renseignements nécessaires, pour établir de nouveaux livres après la clôture des vieux. Dans cette section, il fait voir quelle est l'usage de fausses spéculations et de prêter à la grosse aventure, sans faire courir le prêt. Cette section contient le brouillard tenu en parties doubles, et le grand livre.

La troisième Section renferme le modèle des livres en usage dans les fabriques, qui peut de la plus grande nécessité à tout fabricant qui veut tenir ses écritures dans l'ordre requis, pour pouvoir voir non-seulement à quel prix revient la marchandise fabriquée, mais encore leur entrée dans le magasin, leur sortie et le bénéfice qu'elle donne. L'auteur fait voir en outre la manière d'appliquer les parties doubles à cette branche de commerce; l'Econome rural, le Rentier trouveront de même dans cette Section une méthode claire pour tenir les livres qui leur sont nécessaires, afin d'être à même de comparer les frais avec le produit de ses domaines, et la manière de tenir son Rentier en ordre.

Il y enseigne enfin le manière de faire les partages du produit d'un fonds de terre entre plusieurs communiers.

La troisième partie développe la manière de tenir les livres dans les Bureaux des Finances; personne ne peut ignorer combien il est nécessaire à tout Administrateur d'acquérir des connoissances claires de toutes les opération, de finances, de l'enrégistrement des revenus et des dépenses de l'Etat, du pouvoir un dresser les comptes d'une manière claire, et facile à en faire la révision. Il n'est pas moins essentiel à tout homme, qui occupe quelque charge dans la Chambre des Comptes, dans les Conseils des Finances, de posséder ces mêmes connoissances.

Comment un Receveur, un Régisseur, un Administrateur, un Intendant, un Contrôleur, un Trésorier pourroit-il avoir le confiance de ses Supérieurs sans cette exactitude si nécessaire dans le maniement des Finances? Comment pourroit-il se concilier l'affection, la confiance du public, sens avoir étudié cette science, sous s'être mis en fait de cet ordre qui en est le plus sûr garant? Comment les Membres du Conseil des Finances pourroient-ils examiner, vérifier les comptes, s'ils ne se sont pas mis au fait de la manière que ces comptes doivent être dressés?

C'est ce que l'Auteur enseigne dans la troisième partie.

La quatrième et dernière partie de cet ouvrage renferme le calcul des fractions rendu facile et à la portée de tout le monde; on y trouvera toutes les opérations que l'on peut faire sur les fractions simples et composées, soit les règles qu'elles ont de commun avec les entiers, soit celles qui leur sont particulières; de même que les règles de trois, de cinq, et la règle conjointe; enfin le calcul de toutes les opérations de Banque, contenues dans la première et dans la deuxième Section de la seconde partie de cet ouvrage, où l'Auteur donne la définition et l'application des bulletins en cours de change, que les Banquiers s'adressent réciproquement d'une place à l'autre, et la disposition des règles qui y sont rapport, il y enseigne de même ce qu'il y a à observer pour les spéculations en banque et en marchandises; on trouvera enfin dans cet ouvrage l'explication des termes y employés, soit un vocabulaire technique.

La souscription est ouverte dès-à-présent chez l'Auteur à Aran, et chez Messieurs les libraires, qui se feront annoncer dans les gazettes et les feuilles périodiques.

Auf obiges Werk nimmt H. R. Sauerländer in Aarau ebenfalls Bestellungen an.

Justus Mösers osnabrückische Geschichte. Mit Urkunden. Zwei Bände. 3te Aufl. gr. 8. 1819. Berlin. 51 Bogen. 6 Fr.

Folgendes ist der Inhalt von Mösers sämmtlichen Werken:

Erster bis vierter Band enthält: **patriotische Phantasien.** 4 Bde. mit Mosers Bild. 3te Aufl. 1804. (97 Bogen). 11 Fr.

Fünfter und sechster Band die **Osnabrückische Geschichte.** 2 Bde. (55 Bogen). 6 Fr.

Siebenter u. achter Band, **vermischte Schriften**, nebst Mösers Leben und Generalregister. 2 Bde. (56 Bogen). 7 Fr.

Alle acht Bände also vollständig (204 Bog.) **24 Fr.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des achtzehnten Heftes.

Die Beschnahme der westindischen Insel Curaffao durch die Briten im Jahre 1800. - S. 441

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Convert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Converts franko beigelegt werden können.

H. A. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1819.

Erstes und zweites Oktober-Heft.

Nro. 19. u. 20.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Zur Geſchichte der Frankfurter Unterhandlungen über die katholiſche Kirchen-Organiſation. Sendung an den römiſchen Hof und Vorlegung der Schlüſſe.

Deutſchlands Aufmerkſamkeit iſt ſchon längſt auf die Wirkungen und den Erfolg des Zuſammentrittes geſpannt, welchen ſiebenzehn proteſtantiſche Höfe und einige freie Städte zu Frankfurt am Main vom Monat März bis in den Oktober vorigen Jahres über die Herſtellung der verwaiſeten deutſchen Bisthümer zum Beſten ihrer katholiſchen Unterthanen veranſtalteten.

Der lange Krieg, der Deutſchland verheerte, hatte in den Staaten und in der Kirche mächtige Veränderungen herbeigeführt. Proteſtantiſche Unterthanen kamen unter katholiſche, und katholiſche unter proteſtantiſche Landesherren. Geiſtliche Stifter und Bisthümer wurden ſäkulariſirt. Die Biſchöfe, welche die Eigenſchaft der Souveränität deutſcher Fürſten verloren, übten zwar ohne Widerſpruch noch immer die geiſtliche Gerichtsbarkeit in ihren Sprengeln forthin aus, wurden aber in Anſehung derſelben dem vom Papſte neuerrichteten Erzbisthume Regensburg untergeordnet.

Allein auch dieſes Erzbisthum ward von dem römiſchen Hofe nach einigen Jahren wieder aufgelöſet, und ſo befanden ſich die Biſchöfe ohne hierarchiſches Zwiſchenband iſolirt. Nach und nach ſtarben dieſelben ab, ohne daß die Epiſkopalſitze durch tüchtige Perſonen ſogleich wieder ergänzt werden konnten.

Einige Kathedral-Kapitel blieben nun noch übrig; auch dieſe fuhren fort, nach den kanoniſchen Satzungen die Kirchengewalt über die Gläubigen auszuüben.

Dort, wo noch Suffragane oder Weihbiſchöfe vorhanden waren, konnten die Kandidaten des Prieſterthums nach den Gebräuchen der römiſchen Kirche noch geweiht werden. Starben aber auch dieſe, ſo mußte man die Weihe auſſerhalb der Landesgrenzen bei einem benachbarten Biſchofe oder Suffragan erbetteln.

Bei den jungen Leuten verſchwand immer mehr und mehr der Neigung zum geiſtlichen Stande. Viele hatten zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen ergriffen; die Kandidaten zu den geiſtlichen Pfründen fingen an zu mangeln; der Unterricht des katholiſchen Volkes litt Noth.

Dieſem Verfalle der Hierarchie der katholiſchen Kirche ſah der römiſche Hof in Ruhe, ja man kann ſagen, mit Gleichgültigkeit zu. Aus welchen Gründen, das weiß Gott. Wollte er nicht den Anfang machen, ſich den proteſtantiſchen Landesherren mit Vertrauen zu nähern, oder

Digitized by Google

war es seine Absicht, die Unordnung auf das Höchste steigen zu lassen, und sodann Deutschland durch apostolische Vikarien zu regieren, wie es in der katholischen Schweiz nach ihrer Trennung vom Bisthum Konstanz geschehen ist?

Der König von Würtemberg und der Großherzog von Baden waren die ersten, die ernstlich darauf bedacht waren, der Kirchenanarchie in ihren Staaten ein Ende zu machen. Andere Fürsten, deren katholische Unterthanen sich in gleichem Falle befanden, wurden zur Theilnahme gleicher Gesinnungen eingeladen, und schlossen sich an dieselben an.

Einige königliche Höfe hätten schon früher Maasregeln ergriffen, und sich durch eigene Gesandte mit der römischen Kurie über sogenannte Konkordate in Unterhandlungen eingelassen, ohne zum erwünschten Ziele zu gelangen. Der königl. baierische war der einzige, der ein Konkordat erwirkte. Wie dieses ausgefallen, ist bekannt; Deutschland hat im Allgemeinen kein günstiges Urtheil darüber verfällt.

In dieser Lage befand sich die katholische Kirche in Deutschland, als die Gesandten der verbündeten Höfe die Berathschlagungen in Frankfurt eröffneten. Diese ansehnliche Versammlung bestand sowohl aus katholischen geistlichen und weltlichen, als auch aus protestantischen Mitgliedern, aus Männern, ausgerüstet mit den nöthigen Kenntnissen, denen es ernstlich darum zu thun war, ohne Rücksicht auf die verschiedenen Glaubensbekenntnisse, welchen sie persönlich ergeben waren, an der Herstellung einer reinen katholischen Hierarchie zum Besten des Volks zu arbeiten. Unter ihnen leitete der einsichtsvolle königl. würtembergische Gesandte am Bundestage, Freiherr v. Wangenheim, den Anfang und Fortgang des Geschäfts.

Nun konnte es nicht fehlen, daß nach Mittheilung der Instruktionen sich ganz verschiedene Ansichten zeigten. Sie wurden in die Protokolle niedergelegt, nach und nach scharfsinnig besprochen, berichtiget, ausgeglichen und erläutert, bis man endlich zu einem vollständigen Systeme kam, von dem man voraussehen durfte, daß es dem römischen Hofe mit Vertrauen vorgelegt werden könnte.

Man fand für gut, ungefähr die siebenzehn ersten Protokolle, mit Verpflichtung des Druckers zur Verschwiegenheit, unter die Presse zu geben, um sowohl den Mitgliedern der Versammlung die tägliche Uebersicht des Abgehandelten zu erleichtern, als auch um die Berathungsgegenstände einigen Höfen, die keinen öffentlichen Antheil an der Berathung nahmen, im Vertrauen mitzutheilen. Die letzten Protokolle aber, durch welche man nach erfolgten vielfaltigen Abänderungen zum endlichen Resultate gelangte, wurden bloß zum ausschließlichen Gebrauche der Gesandten und ihrer Höfe geschrieben.

Zu vermeiden war es nicht — und das hatte man auch wohl vorgesehen — daß die ersten Protokolle unter der Hand bekannt wurden. Denn römische Aufspürer gibt es in Deutschland genug, die kein Mittel unversucht lassen, alles aufzustöbern; die dann das Gefundene untreu verstümmeln, und dann im Geiste der verkehrenden Konsequenzmacherei und in schlechtem Latein geschriebene Berichte, mit Lügen vermischt, darüber nach Rom erstatten. Zu diesen gehören

Digitized by Google

bekanntlich unter andern vorzüglich die Neubekehrten oder Konvertiten, über deren Abfall die evangelische Kirche eben so wenig Grund hat, zu trauern, als die katholische, sich über ihren Zutritt zu erfreuen.

Grenzenlos war die Unverschämtheit, mit welcher die römischen Kundschafter lügenhafte Nachrichten ausſprengten. Bald ſagten ſie: es wäre darauf abgeſehen, die deutſche katholiſche Kirche ganz von dem Papſte zu trennen, und einen National-Patriarchen zu ernennen; bald ſollte die Prieſterehe eingeführt, die Ohrenbeichte aufgehoben, und die Kommunion unter beiderlei Geſtalten beliebt werden u. ſ. w. Unter andern reiſete gefliſſentlich ein überrheiniſcher, abgedankter, müßiger Kanonikus nach Frankfurt und in mehrere Städte, ſogar an einigen deutſchen Höfen herum, der offenbar den Spion, doch auf eine höchſt ungeſchickte Weiſe, machte, und ſich für einen vertrauten Freund des Kardinals Staatsſekretärs Conſalvi ausgab. Mit der höchſten Zudringlichkeit ſchlich er ſich überall ein, forſchte und lauerte, und gab Rath, wo man keinen von ihm verlangte, noch deſſen nöthig hatte; drohte auch zuweilen, wo nicht mit dem Zorne Gottes, doch mit dem Zorne des Mildeſten aller Sterblichen, des heil. Vaters, ſo daß man an einigen Orten genöthigt war, dem unberufenen Propheten die Thüre zu weiſen. Ja in einem gewiſſen Lande war bereits eine bürgerliche Gewahrſam für ihn, als einen böſartigen Ruheſtörer des Volks und Aufwiegler der Geiſtlichkeit gegen ihre wohlmeinende Landesherren, zum Empfange in Bereitſchaft, wenn er es gewagt hätte, dort den Boden zu betreten und ſeine Kniffe anzuwenden. Hat nun aber Rom keine andern Kundſchafter, als ſolche Kanoniker, ſo iſt das Spähegeld allerdings verloren; denn jener, der geſchlichen kommen will, ſollte ſich wenigſtens hüten, Holzſchuhe anzuziehen, die einen leiſen Auftritt unmöglich machen.

Wenn die Schlüſſe der Frankfurter Konferenz einmal im ganzen Zuſammenhang und offiziell bekannt gemacht werden, dann wird man ſich wundern, mit welcher Behutſamkeit und Umſicht die wackern Männer gearbeitet haben. Keines der gut begründeten Rechte ward angetaſtet, die der Papſt als höchſter und oberſter Vorſteher und als geiſtlicher Mittelpunkt der katholiſchen Kirche anzuſprechen hat. Immer behielt man die Ehrfurcht, die die Katholiken ihm, wie billig, ſchuldig ſind, die Konzilien, ihre Kanones, die alten Kirchengeſetze und die Nationalverträge, in ſo fern ſie noch als gültig und anwendbar erkannt werden müſſen, vor Augen. Genau ward das Geiſtliche von dem Weltlichen ausgeſchieden, mit billiger Rückſicht auf die Rechte, welche die Fürſten des Landes als Schutzherren der Stifter, als neue Gründer von Bisthümern, Seminarien, theologiſchen Studienanſtalten, kurz als Patrone des neu zu ſtiftenden Kirchthums zu behaupten berechtigt ſind. Alle Klippen vermied man ſorgfältig, an denen ſo viele Konkordate, ſowohl ganz als theilweiſe, bisher geſcheitert waren. Denn im Grunde wollten die verbündeten deutſchen Höfe keine Konkordate, ſondern nur die Anerkennung von Grundſätzen, die auf ein geläutertes katholiſches Kirchenrecht und auf die ächt kanoniſche Form gebaut ſind.

Digitized by Google

Soviel man nun theils aus öffentlichen Schriften, theils aus Privatnachrichten selbst von Rom aus vernahm, so bestehen die Anträge der verbündeten Fürsten in Folgendem:

Es sollen fünf neue Bisthümer gestiftet werden, eines im Königreich Würtemberg, eines im Großherzogthum Baden, eines im Großherzogthum Hessen-Darmstadt, eines in den kurfürstlichen Landen von Hessen-Kassel, und eines im Großherzogthum Nassau.

Da diese Gebiete in Hinsicht der geistlichen Hierarchie kurz vor der letzten Katastrophe Deutschlands unter dem Erzbisthum Regensburg standen, welches aber seitdem von dem Papste wieder aufgehoben worden, so wird einer von den neu erwählten Bischöfen zur erzbischöflichen Würde erhoben werden, um auf diese Weise eine eigene hierarchische Provinz zu bilden.

Die erzbischöfliche Würde kann unter den Bischöfen entweder nach dem Alter, oder nach dem Turnus, je nachdem man darüber übereinkommen wird, umhergehen.

Die Einkünfte eines Bischofs werden nicht über 12,000 und nicht unter 6000 fl. sein, je nachdem die katholische Bevölkerung des Sprengels, dem er vorsteht, mehr oder minder groß ist.

Der Erzbischof empfängt noch eine Zulage von mehrern tausend Gulden aus den Mitteln der gesammten bischöflichen Sprengel. Jeder Bischof bekommt seine Kathedralkirche und ein Kathedralkapitel von einer bestimmten Anzahl Domherren, die ihm als Presbyterium oder als geistliche Rathversammlung in allen Geschäften seines Hirtenamtes Hilfe zu leisten verbunden sind. Ihr Vorsteher ist ein Dekan; hiezu kommt noch eine bestimmte Zahl von Kaplänen zur Mitversehung des geistlichen Kultus und des christlichen Unterrichts.

Wo bereits geistliche Seminarien in einem Lande sind, werden sie beibehalten und allenfalls in die bischöfliche Residenz verlegt. Wo keine vorhanden sind, werden entweder neue auf Kosten des Landesherrn gestiftet, oder die dem geistlichen Stande sich widmenden Jünglinge verpflichtet, in ein der erzbischöflichen Provinz untergebenes Seminarium zu wandern, um sich dort auszubilden.

Vom Bischofe wird kein Zögling in das Seminarium zugelassen, der nicht durch gute Sitten und hinlänglichen Unterricht ausgezeichnet, öffentlich geprüft und als tauglich erkannt worden.

Dem Aufgenommenen wird der Titulus mensae, als nöthig zu seinem künftigen Unterhalte und zum Empfange der höheren Weihen, vom Landesherrn ertheilt.

An akademischen Lehranstalten wird es in der erzbischöflichen Gesammtprovinz nicht fehlen, in denen die Jünglinge vorläufig in der Gottesgelahrtheit und andern wissenschaftlichen Gegenständen unterrichtet werden.

Um die alte deutsche Kirchendisziplin aufrecht zu erhalten, wird die Beförderung zu einem Bisthum von den Gliedern des Kathedralkapitels durch freie Wahl nach vollkommener Mehrheit der Stimmen vorgenommen. Damit aber die Gläubigen und der andere Klerus des Landes, vermöge des altkirchlichen Repräsentationsrechtes, Antheil an der Wahl haben, so werden die Dekane der Landkapitel aus ihrer Mitte eine eben so große Zahl von Mitwählern bestimmen, als die Domherren stark an der Zahl sind.

Digitized by Google

Dieſes zuſammengeſetzte Wahlkollegium ernennt drei Männer, welche daſſelbe zur Biſchofswürde für tauglich hält. Sie müſſen aus dem Diöſesanklerus, Deutſche von Nation und Eingeborne ſein, wenigſtens acht Jahre in einem pfarrlichen Amte geſtanden, oder in einem öffentlichen Lehramte, oder in andern geiſtlichen Geſchäften mit Auszeichnung gedient und ſich durch Gelehrſamkeit und Tugend ausgezeichnet haben.

Aus dieſen drei Männern beſtimmt der Landesherr jenen, der Biſchof werden ſoll. Der Erzbiſchof der Provinz leitet den kanoniſchen Unterſuchungsprozeß ein, nach deſſen Vollendung der Gewählte den Papſt um die Beſtätigung bittet. Nach den allgemeinen kanoniſchen Satzungen darf ohnehin kein Bisthum über ſechs Monate erledigt bleiben; demnach werden Se. Heiligkeit gebeten werden, dieſelbe innerhalb dieſer Friſt zu ertheilen.

Ehe der Biſchof vom Erzbiſchofe eingeweiht wird, verſpricht er der Landesobrigkeit Treue und Gehorſam, alſo daß er nichts unternehmen und keinen Rathſchlägen beiwohnen wolle, die zum Nachtheile des Staats gereichen; auch verſpricht er pflichtmäßige Anzeige zu thun, wofern er einige nachtheilige Unternehmungen dieſer Art erfahren ſollte.

Nach der Einweihung übt der Biſchof, mit Entfernung aller Exemtionen, die biſchöfliche Gerichtsbarkeit in ſeinem Sprengel frei und vollkommen aus. Mithin kann derſelbe ſeinen Klerus zu Synoden verſammeln, das Bisthum viſitiren, Verordnungen in geiſtlichen Dingen erlaſſen, mit dem apoſtoliſchen Stuhle, mit ſeinem Klerus und mit dem chriſtlichen Volke in Betreff biſchöflicher und Kirchen-Angelegenheiten freie Mittheilung pflegen; er darf die des Tadels würdigen Geiſtlichen beſtrafen; auch gegen Laien, falls die biſchöflichen Mahnungen bei ihnen fruchtlos abgelaufen ſind, die Hilfe der Landesobrigkeit nach Gutbefinden anrufen; er darf auch Pfarreien auf geſetzliche Weiſe errichten, vertheilen oder vereinigen; darf die Geiſtlichen, welche nach gemachtem Examen zu Pfarreien ſich angemeldet haben, und welche der Anſtellung würdig befunden worden ſind, in die ihnen ertheilten Pfründen kanoniſch einweiſen; er ſoll darüber wachen, daß in den biſchöflichen Schulen nichts der Reinigkeit des Glaubens und der katholiſchen Kirchenlehre Widerſprechendes vorgetragen werde, mithin darf der Biſchof auch Bücher, die bei der Kirche und der Schule dieſer Lehre widerſtrebend eingeführt werden wollen, mit Hilfe der bürgerlichen Obrigkeit verbieten; er muß dafür ſorgen, daß die theologiſchen Zöglinge in den katholiſchen Glaubenswiſſenſchaften und in guten, für den geiſtlichen Stand angemeſſenen Sitten unterrichtet und gebildet werden. Die Biſchöfe haben ferner ihre Seminarien in beſonderer Aufſicht zu erhalten, die Vorſteher derſelben zu ernennen, in geiſtlichen Angelegenheiten Unterſuchungen vorzunehmen und zu entſcheiden, beſonders in jenen, wo es ſich um ein Sakrament handelt; keineswegs aber in bürgerlichen Sachen der Geiſtlichen, als welche ausſchließlich vor den bürgerlichen Richter gehören. Dies ſind alſo die Rechtſame des Biſchofs.

Auch die erledigten Stellen der Domherren werden in dem Kathedralkapitel durch Wahl, wie jene des Biſchofs, beſetzt; den Dekan hingegen ernennt der Landesfürſt aus der Mitte des Kapitels.

Digitized by Google

Niemand kann auf eine Domherrn-Stelle Anspruch machen, der nicht Kleriker der Diözes, Priester, dreißig Jahre alt, untadelhaft in Sitten, in theologischen Wissenschaften wohlgeübt, und wenigstens acht Jahre einem geistlichen oder akademischen Lehramte mit Ruhm vorgestanden ist.

Aus der Zahl der Domherren kann der Bischof seine Vikarien oder Stellvertreter, sowohl in geistlichen, als in Pontifikal-Geschäften, so wie seine Offizialen wählen, wenn er anders solche Ernennungen für nothwendig erachtet.

Die Ernennungen und Kollaturen zu Pfarreien und andern geistlichen Pfründen verbleiben in dem Stande, wie sie wirklich sind; der Bischof ernennt zu jenen, zu welchen die Bischöfe zu ernennen frühere Befugniß hatten; die Privatpatrone üben das nämliche Recht aus, wenn ein rechtmäßiger Titel ihnen zur Seite steht. Pfründen, den jetzt nicht mehr bestehenden geistlichen Körperschaften ehemals gehörig, vergibt der Landesherr.

Allen Kirchengütern, so wie allen, die zu den Seminarien, Kirchenfabriken, allgemeinen und besondern Stiftungen gehören, nicht minder jenen, die noch ferner hiezu erworben werden können, ist der Bestand ihrer Integrität zugesichert. Auch können sie zu keinem andern Zwecke verwendet oder abgeändert werden, als mit Beobachtung der kanonischen Vorschriften der Kirche.

Die Bisthümer, Kathedralkapitel und Seminarien werden durch den Landesherrn mit Stiftungen versehen, welche auf liegende und unbewegliche Güter, und wo dies nicht durchaus geschehen könnte, auf hinreichend sichere Einkünfte gegründet sein müssen.

Diese Stiftungen wird man von den Domänengütern absondern, sie auf die Kirche überschreiben, sie derselben übergeben, und unter der Mitaufsicht des Bischofs getreu verwalten lassen.

Bei Gütern und Einkünften, die mit bestimmten Pfründen verbunden sind, bleibt die Verwaltung den Besitzern dieser Pfründen.

Ferner werden angemessene Einkünfte den Domherren, den Kathedralkaplänen, den Vorstehern der Kathedralkapitel angewiesen, deren Betrag nach der Größe des bischöflichen Sprengels verschieden, aber doch hinreichend ist.

Jeder dieser Geistlichen erhält eine seinem Stande entsprechende Wohnung. Auch übernimmt der Landesherr den Gehalt und die Auslagen für die Beamten der bischöflichen Kanzlei und Verwaltungs-Behörde.

Diese Erklärung, die in Form einer pragmatischen Sanktion bekannt gemacht werden soll, werden die Fürsten und freien Stände dem obersten Haupte der katholischen Kirche vorlegen, in der tröstlichen Hoffnung, daß Se. Heiligkeit nach ihren väterlichen Gesinnungen und in Gemäßheit Ihres höchsten und heiligen Amtes, das hier nothwendig einschlägt, darüber geneigte Vorsehung treffen werden.

Die Fürsten und Stände, welche an dieser Erklärung Theil genommen hatten, stellten nun eine gemeinschaftliche Vollmacht auf den König von Würtemberg und auf den Großherzog von Baden aus, mit der Freiheit, einen katholischen und einen protestantischen Gesandten

Digitized by Google

nach Rom abzuordnen, um in ihrem Namen dem römischen Hofe die aufgestellten Grundsätze zu einer Episkopal-Errichtung für ihre Lande im Vertrauen vorzulegen.

Würtemberg wählte einen katholischen Gesandten in der Person des königlichen Präsidenten Freiherrn v. Schmitz-Grollenburg; Baden einen protestantischen in dem Freiherrn v. Türkheim. Beide reiseten im März nach Rom ab und kamen dort im April an.

Zufällige Begebenheiten verzögerten die Ausrichtung ihrer Aufträge; denn fast zu gleicher Zeit waren der österreichische Kaiser und andere hohe Souveräne in Rom eingetroffen. Die Aufmerksamkeit auf andere allgemeine und wichtige Gegenstände war zu sehr getheilt; die öffentlichen Festlichkeiten waren in Rom zu sehr vervielfältigt, als daß man mit partiellen Angelegenheiten die ausschließliche Theilnahme hätte in Anspruch nehmen können. Endlich aber gelangte man doch zum Vortrage. Der ehrwürdige Greis Pius VII. nahm die Gesandten mit seiner natürlich angebornen Güte auf, verwies sie aber, wie es gewöhnlich ist, an den Kardinal Staatssekretär Consalvi, mit welchem die Abgeordneten nun seit geraumer Zeit Unterhandlung pflegen.

Also waren die protestantischen Fürsten die ersten, die aus Vorsorge für ihre katholischen Unterthanen dem römischen Hofe die Hand bietend entgegenkamen, und den Papst gutmüthig aufforderten, das zu veranstalten, was seines Amtes ist. Denn im Grunde, was hat ein protestantischer Fürst für sich und persönlich mit dem Papste zu schaffen? Durch die Reformation und durch den westphälischen Frieden ist eine ewige Scheidewand zwischen beide geschoben.

Die protestantischen Fürsten überlassen ihren katholischen Unterthanen die freie Ausübung ihrer Religion nach ihren Grundprinzipien nicht nur in den Landen, die ihnen neuerdings zugefallen sind, sondern sie gestatteten ihnen auch das nämliche Recht in den ältern Provinzen, in welchen jene desselben, nach dem im westphälischen Frieden ausgesprochenen Normaljahre, nicht theilhaftig waren, und in welchen seit demselben die bischöfliche Gerichtsbarkeit suspendirt war. Sie erfüllen treu die Verpflichtungen, die jedem Erwerber von säkularisirten Kirchengütern in dem Regensburger Reichs-Deputations-Rezeß vom Jahre 1803 aufgelegt worden sind.

Auf diese Weise wird den katholischen Gläubigen kein Recht verkümmert, das zur gesetzlichen Einrichtung ihrer Kirche und zur hierarchischen Leitung ihres Gottesdienstes und ihres Bekenntnisses gehört; man läßt ihnen freie Verbindung mit den Bischöfen und dem obersten Kirchenhaupte, weil diese Einrichtung zur Wesenheit der katholischen Kirche gehört. Allein Vieles kann und mag vielleicht in Rom verlangt werden, was nicht zum Geiste und zur Wesenheit der katholischen Kirche gehört. Und hier wird und muß der protestantische Fürst mit strenger Aufmerksamkeit das Wohl des Staats im Auge behalten, und Vorsehung thun, damit die Rechte des Souveräns gegen ungegründete Anmaßungen und Eingriffe geschützt, und Ordnung, Ruhe, Friede und Sicherheit im Staate gehandhabt werden. Mit gutem Beispiele sind die katholischen Fürsten hierin schon längst vorausgegangen. Man erinnere sich nur

Digitized by Google

an die Grundsätze, die von dem kaiserl. österreichischen Hofe aufgestellt und ohne zu kapituliren vollzogen worden; an die ursprünglich allgemein anerkannten Kirchengesetze; an den christlichen Zustand anderer katholischen Staaten von den Alpen an bis über die Pyrenäen; an den kräftigen Widerstand, den selbst Spanien und Portugal gegen die römischen Anmaßungen geleistet haben; endlich an die gründlichen Lehrbücher der berühmtesten katholischen Kanonisten und Publizisten.

Bis jetzt ist von Rom aus noch keine bestimmte Kunde eingetroffen, daß der dargelegte Entwurf gegen das katholische Dogma oder gegen die kanonischen Satzungen als verstoßend sei befunden worden. Dieses dürfte denn auch schwerlich zu beweisen sein. Wenn man es mit dem Papste allein zu thun hätte, wäre wohl zu hoffen, daß der alte, ehrwürdige, oberste Kirchenfürst den Trieben seines Herzens folgen, und den ausgesprochenen Grundsätzen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen würde.

Indessen wenige Fürsten — besonders wenn sie durch Alter geschwächt oder durch Nebenumstände gefesselt sind — handeln durch sich selbst, sondern lassen durch ihre Ministerien handeln.

In Rom geschieht dieses durch die römische Kurie und durch die römische Kanzlei. Allein die römische Kurie will sich noch nicht entwöhnen, alte Anmaßungen im Geiste eines Gregors VII und eines Bonifaz VIII auch jetzt geltend zu machen, und nicht im Geiste der ächt-katholischen Kirche handeln; aber eine römische Kanzlei endlich ist ja nicht der apostolische Stuhl und nicht die gesetzgebende katholische Kirche. Dieses hat der gelehrte katholische Professor und Kanonist Barthel Dissertat. II. de concordatis in Germania. C. 1. Sect. 1. No. 12. schon längst bemerkt.

Hoffentlich werden nun diese beiden Stellen so bescheiden sein, daß Privilegium non errandi nicht für sich in Anspruch zu nehmen, wo es nur auf Disziplinarsachen ankommt. Denn nach katholischen Grundsätzen soll dasselbe nur der apostolischen christlichen Kirche für Lehre und Dogma von unserm göttlichen Stifter zugesprochen worden sein.

Wir wollen daher hoffen, daß man in Rom auf die Lehren der bewährtesten Kanonisten, auf Zeit- und Geist und die mächtig geänderten Verhältnisse Rücksicht nehmen werde.

Sollten aber die schreckenden Erfahrungen der Geschichte verloren gehen, so ist es Zeit, daß die protestantischen Fürsten ihren katholischen Unterthanen nach dem besten Geiste der anerkannten katholischen Kirchengesetze selbst helfen, wozu sie als unabhängige Souveräne alle Mittel in Händen haben.

Digitized by Google

Die Alpenstraßen über St. Bernhardin und St. Gotthard.

(Erinnerungen von einer Alpenreise im Sommer 1819.)

Die Lintheinsumpfungen. Die Glarner-Kolonie und Armenschule. — Wanderung durch Graubünden. — Furchtbare Drohung des Rheins. — Geschichte der Entstehung der neuen Bernhardinstraße. — Streit Graubündens und Tessins. — Misox. Der Lago Maggiore. — Die borromäischen Inseln. — Die neue Fahrstraße über den Gotthardsberg.

Wir durchschifften im Abendsonnenschimmer die reizende Seegegend bei Rapperswyl. Man war eben daran, die mehr als viertehalbtausend Schuh lange Brücke zum Theil neu herzustellen, die zuerst Herzog Leopold von Oesterreich vor vierhundert und sechezig Jahren über den Zürchersee schlug, um seine neuerworbenen Besitzungen an beiden Ufern desselben zu verbinden. Immer ist mir diese Seegegend, — eine große, prachtvolle Fischeridylle, — mit den nahen, freundlichen Umuferungen, den dunkelaufsteigenden Hochgebirgen, dem alterthümlichen Rapperswyl mit seinen grauen Thürmen, gegenüber hell über dem zitternden Wasserspiegel Lachen mit weißen Mauern und Kirchthürmen schimmernd, — immer ist mir diese Seegegend als der lieblichste Theil des viel besungenen schönen Schweizersees vorgekommen.

Ich habe wohl die meisten Seen der Schweiz, und zwar wiederholt, gesehen. Jeder derselben gefällt durch eigenthümliche Schönheit. Einem den Vorzug vor andern zu geben, wäre Ungerechtigkeit gegen alle. Man muß jeden nur mit sich selbst vergleichen, wie klassische Schriftsteller, Blumen und Mädchen. Einige Reisende haben die Seen längs dem deutschen Hochgebirg mit den schweizerischen verglichen, und jene sogar aus Patriotismus diesen vorziehen wollen. Ich gönne ihnen dies Vergnügen. Ich besuchte verschiedene derselben, den weitern Chiemsee, unweit Traunstein in Baiern, den Bartholomäussee im Salzburgischen u. s. w. Es fehlt ihnen der reiche Anbau der Ufer mit zahlreichen Ortschaften und das frohe Leben der Schiffe, Wimpel und Segel. Die schönste marmorne Venus verliert neben dem Anblick einer hübschen, seelenvollen Sterblichen.

Wir machten einen frischen Morgengang von Lachen nach Wesen. Meine jungen Söhne, Theodor und Emil, genossen mit niegefühltem Entzücken den Eindruck, welchen eine prachtvolle Natur mit ihren wechselnden Bildern auf zarte, harmlose Gemüther zu machen fähig ist. Der Weg zwischen den grünen Matten, im Schatten der Obsthaine, neben freundlichen, bald zwischen Felsen, bald hinter krausen Gebüschen halbversteckten Hütten, unter den hohen Gebirgsgipfeln, an welchen besonnete Wölkchen wie goldne Schleier wehten, scheint mehr für das Ergötzen des Lustwandlers, als für das Bedürfniß der Dorfschaften und Reisenden geschaffen zu sein.

Digitized by Google

Indem man sich dem Wallensee nähert, bald hinter Richenburg, verschwindet in einer öden Thalebne die bisherige Anmuth der Landschaft; aber desomehr spricht die wohlthätige Kunst der Menschen die Aufmerksamkeit des Wanderers an. Dies Thal war einst See. Der Wallen- und Zürichsee, jetzt durch diese Landenge in einer Strecke von achtundvierzig bis bis fünfzigtausend Schuh geschieden, waren einst ein ununterbrochener einziger See, freilich vor Menschengedenken. Hierdurch, es ist nicht mehr zu zweifeln, ging damals der ursprüngliche Lauf des Rheinstroms, wenn er aus den Hochthälern Rhätiens trat, so wie er jetzt durch den Bodensee über die Felsen von Schafhausen geht. Er floß über die Stätte des heutigen Zürich durch den Bergschlund bei Baden im Aargau, wo Reuß und Aar von den westlichern Alpen hinzutraten, und einen See bildeten, dessen alte Ufer noch heutiges Tages, von Brugg über Aarau hinaus, viele Stunden weit erblickt werden. Indem der Rhein sein Geschiebe aus Rhätien bei Sargans und Ragatz anhäufte, sperrte er sich selbst den alten Weg, und fraß er dagegen seitwärts ein neues Flußbett durch den Moorgrund zum Bodensee hinab. Das Land zwischen dem Wallen- und Zürichsee stieg aus den Wassern hervor und ward des Anbaues fähig. Nur der Abfluß des Wallensees und die aus den Glarner Gebirgen hervorbrausende Linth bewässerten den Landstrich.

Aber eben der Linthstrom, indem er sein Bett mit dem aus den Bergen von Glarus weggeführten Felsschutt nach und nach immer mehr erhöhete, drohte in neuern Zeiten abermals das ganze Gelände in Sumpf und See zu verwandeln. Schon hatten die Moore bei Schännis einen Flächenraum von einer halben Stunde gewonnen. Der Wallensee selbst ward durch den Linthschutt aufgedämmt bei seinem Abfluß, also daß der See im letzten halben Jahrhundert um zehn Fuß höher wuchs, sechs- bis siebentausend Morgen Landes verschlang oder versumpfte, und das Städtchen Wallenstadt mit Verödung bedrohte. Schon füllte das Wasser die Keller der Einwohner, und oft waren die Straßen im Sommer nur noch für Schiffe brauchbar.

Schon früh machte Vater Meyer von Aarau, der bekannte Herausgeber des großen Schweizer-Atlasses, und einer der gemeinnützigsten Helvetier, dessen Leben Evers in Lüneburg so wahr als schön beschrieben hat, auf die Rettung dieser Gegenden in den Versammlungen der helvetischen Gesellschaft aufmerksam. Allein seines Zurufes ward damals kaum geachtet. Die Freistaaten des eidgenössischen Bundes hatten noch zu wenigen Gemeinsinn, um Aufopferungen zur Verminderung eines Unglücks zu machen, welches den entfernten keine Gefahr brachte.

Doch andrer Geist waltete nach den Tagen der allgemeinen Staatsumwälzung. Im gemeinschaftlichen Unglück war die alte verderbliche Selbstsucht zum Theil ertödtet. Man kannte sich einander näher. Man blickte mit größerer Theilnahme auf das Leiden jener immer mehr versumpfenden Landschaften. Kalte Fieber und Faulfieber, Früchte der verpesteten Luft, kafteten viel Volks dahin; breiteten sich selbst schon in die angrenzenden Gegenden des Kantons Zürich aus.

Digitized by Google

Die eidgenössische Tagsatzung des Jahres 1804 beschloß endlich, durch kräftiges, freiwilliges Mitwirken der Nation, dem Uebel zu wehren. Viel hatte dazu der kenntnißreiche H. C. Escher von Zürich mit seinen wohldurchdachten Vorschlägen gewirkt. Ihm auch ward die oberste Leitung des nützlichen Unternehmens übertragen. Es wurden, zur Herbeischaffung der Unkosten Aktien, jede zu zweihundert Franken, vertheilt, und die Eigenthümer derselben auf das aus den Entsumpfungen gewonnene Land hingewiesen. Ein edler Wetteifer verbreitete sich durch die ganze Schweiz. Die wenigsten gaben wohl ihre Gabe aus Eigennutz und in Hoffnung eines nutzbaren oder schlechten Gewinns, oder auch nur den Werth ihrer Beisteuer je zurück zu empfangen. Die Summen flossen zusammen. Das Werk begann. Vor allen erwarb sich Escher durch unverdrossene Thätigkeit und großsinnige Aufopferung ein bleibendes Gedächtniß in seinem Volk, welches ihn nur den Linth-Escher hieß, indem es seinen Namen mit dem des Stromes verband, den er gebändigt hatte.

Jetzt stürzt die Linth ihr Geschiebe, statt in den Ausfluß des Sees, unmittelbar in die Tiefen desselben, zu welchem sie durch einen 14,000 Schuh langen Kanal geleitet wird. Dem Strome ist zwischen dem Wallen- und Zürichsee ein gerader Lauf gegeben. Die Gewässer sind gesunken; die versandeten und verschlammten Grundstücke treten trocken und mit dürftigem Grün hervor; die Luft ist von ungesunden Dünsten frei. Die Arbeiten rücken ihrem Ende nahe. Ich war noch Zeuge der letztern.

Wie merkwürdig jetzt diese Gegend der Schweiz für jeden Reisenden von einiger Bildung sein muß, der hier die Kunst der Menschen bewundert, welche die zerstörende Macht der Natur bändigte, und wie lehrreich sie besonders für den Wasserbaukünstler sein mag: bald ist sie es nicht mehr. Denn die alten Flußbetten verschwinden unter Karst und Pfug; die Tiefen werden ausgeebnet; in wenigen Jahren oder Jahrzehenden hat der Fleiß des Volks die letzten Spuren der bisherigen Verödung verwischt, und wird man den bisherigen Zustand der Landschaft nur noch historisch kennen. Aber lange noch wird sie dem Menschenfreunde durch die Kolonie armer Glarner merkwürdig bleiben, die hier über dem Flußschutt aufzublühen beginnt.

Schon am Ende des Jahres 1816 ward zur Bildung einer solchen Niederlassung der Gedanke gefaßt, und von der evangelischen Hülfsgesellschaft zu Glarus mit Umsicht und Thätigkeit ausgeführt. Denn der entsumpfte Boden gehörte in das Gebiet dieses Kantons, und in eben demselben hatten zu jener Zeit Armuth und Elend vieles Volks die äußerste Tiefe erreicht. Man kann sich davon kaum eine Vorstellung machen. Der Stillstand der Fabriken und Spinnereien und die vorangegangenen unfruchtbaren regnerischen Jahrgänge stürzten zahllose Familien in ein unerhörtes Verderben. In einer einzigen Gemeinde, Linththal, aber sie gehörte auch zu den unglücklichsten, lebten 307 Personen von Almosen, ohne Verdienst, ohne eine Spanne eigenen Landes. Die Schilderung, welche damals ein Geistlicher und Augenzeuge vom Zustand der Unglücklichen im Sernfthale machte, ist schauderhaft und verdient gekannt zu sein. „Es

Digitized by Google

iſt ſcheußlich anzuſehen", ſagte er, „wie abgezehrte Menſchengerippe die ekelhafteſten, unnatürlichſten Speiſen, Aas todter Thiere, Klöße von Kleien, Neſſelkraut u. ſ. w. mit dem gierigſten Heißhunger verſchlingen. Da quält ſich ein kränklicher Greis, oft zu ſchwach oder zu entblößt, um ſeine Hütte verlaſſen zu können, einen ganzen langen Tag an ſeinem Spinnrade, und muß gleichwohl am Abend mit den zwei, drei Kreuzern ſchwer errungenen Lohnes ſich hungernd auf den harten Boden niederlegen. An Ausbeſſerung oder Anſchaffung ſelbſt der nothwendigſten Kleidungsſtücke iſt für die armen Leute gar nicht einmal mehr zu denken. Viele können ihren Körper nicht mehr ſo weit bedecken, als die gemeinſte Schamhaftigkeit fordert; noch weniger ſich gegen Kälte und Näſſe ſchützen. Reinlichkeit iſt ihnen beim beſten Willen unmöglich. Denn wenn ihr einziges Gewand gewaſchen werden ſollte, müßten ſie ohne alle Bedeckung bleiben. Die wenigen Lumpen, welche ſie tragen, bleiben Tag und Nacht an ihnen, bis ſie von ſelbſt abfallen. Aus Mangel an Bekleidung müſſen Kinder die Schule meiden, Erwachſene die Kirche, alle das Freie, oder ſich, im Fall eines nothwendigen Geſchäfts, die unentbehrlichſten Kleidungsſtücke leihen. Zwölf bis zwanzig Menſchen, alt und jung, ſind zuweilen in einer einzigen Stube zuſammengedrängt wohnhaft. Menſchen beider Geſchlechter, ohne Unterſchied des Alters und der Verwandtſchaft, leben Tag und Nacht, halb und ganz entblößt, mit und bei einander, in dem engſten Raum beiſammen. Erſtickung der Schamhaftigkeit, frühe Ausſchweifungen und die mannigfaltigſten Krankheiten ſind die unausweichlichen Folgen. Von Betten iſt bei ihnen gar nicht mehr die Rede; im glücklichſten Falle dient ihnen ein ſchlechter Laubſack ohne Decke zum Lager; aber bei weitem die Meiſten, ſelbſt Kranke und Alte, müſſen auf dem Ofen, auf Bänken, am Boden die Nacht zubringen. Der bloße Eintritt in einen ſolchen Wohnort des Elendes, der zurückſchreckende Dunſt, das Gewimmel unreinlicher, ganz nackter oder mit unkenntlichen Lappen behängter, mit dem Hunger kämpfender Menſchen, ja kaum noch menſchenähnlicher Geſtalten, iſt erſchütternd."

Kaum waren Schilderungen dieſes Elendes bekannt geworden, ſtrömten aus allen Kantonen der Schweiz die reichlichſten Unterſtützungen an Geld, Kleidern, Lintbaktien u. ſ. w. zur Hilfe der Unglücklichen herbei. Der Kanton Glarus ſelbſt hatte ſchon zur Ankaufung entſumpften Linthbodens 67,853 Fr. gegeben, damit die Elenden ſich die nothdürftigſte Nahrung anpflanzen konnten. Es wurden Ackerwerkzeuge angeſchafft, Hütten aufgeſchlagen, Ländereien an den Linthufern gekauft, verbeſſert, und dem Elende Grenzen geſetzt.

Dieſe Menſchenklaſſe hatte aber ein noch weit ärgeres Uebel, als Armuth, zu tragen, nämlich Rohheit, Unwiſſenheit, ſittliche Verwilderung. Schwer iſt dem zu helfen, der ſich ſelber nicht zu helfen weiß. Auf dem Web- und Spinnſtuhl verweichlicht, ſcheu vor harten Arbeiten, ohne Erziehung, ohne Gefühl für wahre Ehre, ohne innere Religioſität, genußſchig und unhäuslich, waren dieſe Leute nur mit unſäglicher Mühe zu ordnen. Das war die Frucht des Fabrikenweſens. Halbreife Knaben und Mädchen, weil ſie mit ihren Händen einſt für die Gewerbsherren ſoviel arbeiten und ſich ſoviel verdienen konnten, als die Alten, trennten ſich

Digitized by Google

früh von ihren Aeltern, verheiratheten sich früh und zeugten Kinder, ohne zu denken, wie dieselben zu ernähren wären. Sie selbst von Kindheit an nur bei der Arbeit muthwilligen Unterhaltungen ergeben, ohne Erziehung, ohne bessern Unterricht, konnten auch die Ihrigen nur schlecht erziehen. — Die verwahrloste Menschenklasse mehrte sich, und war mit dem Stocken der Gewerbe und der Unfruchtbarkeit der Erde während einiger Jahre der Verzweiflung hingegeben.

Nicht nur im Kanton Glarus, auch in andern Kantonen der Schweiz war dies, nur nicht in so schauderhaftem Maaße, der Fall gewesen. Hin und wieder hatten Regierungen und Gesetzgeber den Gedanken, des Uebels Wachsthum durch Verbot der Ehen von Personen zu vermindern, die entweder nicht schon ein gewisses Alter erreicht, oder ein gewisses Vermögen aufzuweisen hatten, sich und ihre künftigen Kinder zu ernähren, ohne den Gemeinden als Bettler zur Last zu fallen. Allein ungerechnet, daß ein solches Gesetz, welches in einem freien Lande am wenigsten edel steht, mit Naturtrieben und daraus erwachsenden Leidenschaften, die nicht nach Geld fragen, in Kampf tritt; ungerechnet, daß es dem gehässigsten Despotismus, nämlich dem der Dorfmagnaten, Thor und Riegel beliebiger Willkühr öffnet: greift es gar nicht die Wurzel des Uebels, oder auch nur das Uebel selbst an. Denn nicht die Ehe der Armen ist das Unglück, sondern der Leichtsinn, und der Mangel des Ehrgefühls, und der thierisch-rohe Wille der Ungebildeten. Nicht die Armuth des Jünglings oder Mädchens ist das Schädliche in der Verehlichung beider; denn wie mancher wackere, unbemittelte Jüngling ist dann erst sparsam, thätig und zuletzt wohlhabend geworden, wann er Hausvater geworden war! — Alle Sittengesetze können nur den äussern Anstand bewahren, aber nicht die innere Sittlichkeit bewirken, höchstens Heuchelei derselben befördern. Schlechte Sitten können nur durch Erziehung, durch zweckmäßigere Belehrung, durch Religiosität des Gemüths verbessert werden. Die Gesetzgeber vergaßen diese höchst einfache Wahrheit. Sie verboten die Förmlichkeit der Eheverbindung, aber den Ungestüm des Naturtriebes roher, in der Erziehung versäumter Menschen konnten sie nicht verbieten. Unerlaubte, unnatürliche Handlungen müssen nun dem naturwidrigen Gesetz folgen, wie dies zu allen Zeiten geschehen ist; und wenn solche Handlungen schon an sich ein Gräuel sind, werden sie, als Wirkungen des Gesetzgebers, noch gräuelhafter.

Daher war es in Glarus ein preisenswerther Gedanke, den Kindern aller jener Verwahrloseten eine bessere Erziehung zu geben. Zu dem Ende mußte man sie aber von ihren verderbten Aeltern trennen, die sie ja ohnedem nicht ernähren konnten. Viele treffliche Männer nahmen sich der Sache mit großer Selbstaufopferung an. Unter denselben zeichneten sich besonders der Landmajor Cosmus Heer und der Zeugherr Schindler von Mollis aus. Letztern fand ich eben auf den entsumpften Linthfeldern, wie er beim Anbau derselben Anordnungen traf. Er führte uns in das neuerrichtete Kolonialgebäude, wo die höchste Reinlichkeit und Ordnung waltete. Es liegt auf derselben Stätte, wo noch vor wenigen Jahren das Strombett der Linth war, nun umgeben von Gärten und grünenden Feldern und Aeckern. Mit wahrer Rührung wohnte

Digitized by Google

ich dem Unterricht von ungefähr fünfzehn Knaben bei, jetzt blühenden, gesunden, arbeitsamen und sittlichen Kindern armer Aeltern. In Fellenbergs Armenschule war der Lehrer, ebenfalls ein Glarner, ein junger, verständiger Mann, zum Lehren gebildet. Der ehrwürdige Schindler lebt fast ausschließlich dieser rühmlichen und segensvollen Stiftung. Möchte sie sich von allen Seiten reicher Unterstützung erfreuen, um größere Ausdehnung zu empfangen! Schon jetzt ist sie eine Zierde des Kantons Glarus. Ich bedauerte, den vielthätigen, menschenfreundlichen Cosmus Heer nicht hier zu sehn. Was erquickt unser Gemüth im Leben, nächst der Tugend mehr, als die Bekanntschaft und Freundschaft der Guten und Weisen?

Auch Wallenstadt erhebt sich nun wieder aus dem Schlamm, in welchem es unterzugehen gedroht hatte. Es steht aber im Halbkreis seiner Kuhfirsten, hoher, schroffer Felszacken des Gebirgs, ärmlich, alternd, zerfallen, mit allen Leidensspuren vergangener Wassers- und Feuersnoth. Ein angenehmes Abendstündchen weihte mir hier der liebe „Barde von Riva", Bernold, dessen Harfenklänge, immer dem Vaterlande heilig, wenn auch wohl selten von der Fremde vernommen, doch seinen Schweizern theuer sind. — Freundlicher im Aeussern ist das alterthümliche Sargans aus der Asche der letzten Feuersbrunst hervorgestiegen.

Es sind nun eben zweihundert Jahre, daß Sargans, Wallenstadt, das ganze Thal bis zum Zürichsee, nahe daran waren, von der Erde zu verschwinden. Aber dann wären auch wohl Zürich, Baden und andere Städte und Dörfer in großer Zahl mit verloren gegangen. Nämlich der ungewöhnlich hochgeschwollene Rhein drohte im J. 1618 bei Ragatz durchs Sarganser-Thal in den Wallen- und Zürichsee hereinzubrechen, und sein uraltes Bett wieder aufzusuchen. Mit vielen Anstrengungen drängte man die ungeheure Gefahr zurück, welche doch nur durch gewaltige Regengüsse augenblicklich entstanden war. Der Schweizer muß aller Orten mit der rauhen Natur seines Vaterlandes ums Leben ringen gegen Ueberschwemmungen, Lawinen, Bergstürze, Erdrutsche, Waldströme u. s. w., und täglich mit dem harten Boden um das tägliche Brod. Billig, daß ihm die Freiheit das Ertragen so vieler Schrecken und Mühen versüßt. Auch in gegenwärtiger Zeit ist die Gefahr des Rheindurchbruchs von neuem zur Sprache gekommen. Fort und fort erhöht der Rhein, wie er von den bündischen Alpen herabstürzt, sein Bett mit Felsgeschieben. Es ist nur eine mäßige Anschwellung des Bodens, kaum zweihundert Schritt breit, kaum zwanzig Schuh hoch, welche den gegenwärtigen Damm gegen das unermeßliche Unglück bildet.

Welche Wuth und Gewalt den Bergströmen eigen ist, welche Massen Felsenschuttes sie herab in die Thäler schleppen, davon kann man sich auf der kurzen Wanderung von Ragatz bis Chur und Reichenau überzeugen. Die Hälfte des Thalbodens beinahe wird zur Wüste. Selbst die sanften Anhöhungen gegen den Fuß der Berge, jetzt seit Jahrhunderten begrünt, oder von menschlichen Wohnungen bedeckt, sind nur veraltete Schuttkegel. Die Ebne des reizenden Domleschgs ist Einöde, von Schlamm und Geschiebe bedeckt.

Digitized by Google

Es iſt nicht zu läugnen, vielen Verwüſtungen der Ströme hätte längſt vorgebeugt werden können. Allein die Staatsverfaſſung dieſes Landes, durch welche faſt jede einzelne Gemeinde in eigenherrlicher Gewalt inner ihren Marchen verfügen konnte, blieb ein unbeſiegbareres Hinderniß, als die Gewalt der Natur. Und nie waren die Gemeinden im rechten Augenblick zu gemeinſchaftlichen Unternehmungen zu bewegen. Beſſeres läßt ſich, ſeit Vereinigung Bündens mit der Eidsgenoſſenſchaft, und ſeit den weſentlichen Modifikationen der Verfaſſung hoffen, durch welche dieſer mehr Einheit gegeben worden iſt.

Wer das Land der Bündner nicht geſehen hat, der ſah einen der merkwürdigſten Theile der Schweiz nicht. Denn kein Kanton läßt ſich mit dieſem vergleichen in Rückſicht des Rieſenhaften, Oſſianiſchen und doch Wunderſchönen der Gebirgslandſchaften, oder in Rückſicht der Verfaſſungen, Sprachen und Eigenthümlichkeiten der Menſchen.

Wir ſahen in Chur nur wenige, aber theure Freunde. In Reichenau ruht' ich, am Zuſammenfluß des Vorder- und Hinterrheins, unter alten, großen Erinnerungen. Das hieſige Schloß hat ſeit wenigen Jahrzehnden mancherlei Schickſale erlebt. Einſt Sitz einer blühenden Erziehungsanſtalt, dann Niederlage einer Bergwerksgeſellſchaft, iſt es jetzt Eigenthum eines auſſer Landes wohnenden Bürgers. Die Gebäude ſtehen ſehr verſäumt da; der ſchöne Schloßgarten iſt verwildert. Die weiland geprieſene Grubemann'ſche Brücke über den Rhein ward in den Gefechten der Franzoſen und Oeſterreicher abgebrannt; dann wieder gebaut, aber ſo leicht, daß, als einmal zwei Holzfuhren von Chur darüber gingen, ſie zuſammenbrach, und Menſchen und Vieh über ſechzig Fuß ſenkrecht hinab in den brauſenden Rhein fielen. Jene wurden gerettet. Jetzt ſchwingt ſich eine neue, hölzerne, bedeckte Brücke im leichten Bogen über den Rhein; ein kühner Bau! Der ſinnreiche Entwerfer deſſelben iſt ein gemeiner Zimmermann aus dem benachbarten Dörflein Bonaduz. Wir ſahen die Arbeiter noch mit Vollendung des Werks beſchäftigt.

Wie der Eingang zum Orkus iſt der Gang jenſeits Rhäzüns zwiſchen den himmelhohen, ſchroffen Felſen, an deren Füſſen aus der Tiefe der Rhein heult. An verwitterten Felsklippen ſchweben die zerfallenen Schlöſſer Juvalta's über dem Abgrund. Aber der melancholiſche, wilddüſtre Weg führt in keinen Orkus, ſondern in das lachende Domliaſka-Thal. Ein ähnlicher Pfad führt aus dieſem in die Schlucht von Ronkella, durch die vielbeſchriebene Via Mala in das reizende Hirtenthal von Schams. Am Eingang der Ronkella ſahen wir noch die Spuren eines Waldbrandes. Die Gegend muß, zumal in der Abenddämmerung, ein Ebenbild des Tartarus geweſen ſein, als hier aus der dunkeln Tiefe, wo der Rhein brüllt, am Gebirg herauf, tauſend und zweitauſend Schuh hoch, die Flammen praſſelten. Auch von Chur bis Reichenau hatten wir zahlreiche Spuren von Waldbränden geſehen; meiſtens Wirkungen der größten Nachläſſigkeit. Forſtpolizei kennt man hier noch nicht.

Die Via Mala iſt eine der ſehenswürdigſten Gegenden der Schweiz, und durch mancherlei Unglück berühmt. Rings von hohen, kahlen Felſenwänden umragt, ſchwingt ſich die zweite

Digitized by Google

Brücke über einen Abgrund von vier- bis fünfhundert Schuh Tiefe. Drunten, bald weisschäumend sichtbar, bald unsichtbar, kocht und tobet der Rhein unter zerfressenen Klippen. Hier hinab stürzte einst ein Geißlicher ein unglückliches, von ihm verführtes Mädchen; hier hinab stürzte eine Lawine einst ein Saumroß mit Geld und Reis beladen. Ein kühner Landmann von Thusis ließ sich an Seilen in den schwindelerregenden Abgrund nieder, und brachte dem Eigenthümer das Geld. Hier hinab stürzte vor zwei Jahren ein Mann von Klanz, vielleicht freiwillig; denn das Roß, welches er gerittten, kam nach Thusis allein. Seinen Hut sah man da liegen. Ein Mann ließ sich in den Abgrund hinab; aber von dem Verunglückten war keine Spur mehr.

Das reizende, hirtliche Schamser-Thal bildet zur Felsenwildniß der Via Mala den freundlichsten Gegensatz mit seinen von Dörfern und Hütten besäeten Bergen, die sich links und rechts zu den Gletschern emporstufen, mit seinen weiten Auen und chlorotgrünen Wiesenhalden. Ungeachtet der einfachen Lebensweise des Volks hier ist doch Kaffee, nebst Erdäpfeln, die Hauptnahrung desselben. Den meisten Gewinn hat das Thal vom Fuhrwesen oder Waarentransport über die Alpen. Dafür werden Heuvorräthe gesammelt. Im Sommer sind die meisten Kühe drei bis viet Stunden entfernt in den hohen Alpen. Man behält nur wenige Heimkühe, der Milch wegen, zurück. Das Wiesenland ist ziemlich kostbar. Ein Klafter Bodens gilt oft einen Gulden Bündner-Währung. Aber zweihundert und fünfzig solche Klafter Land geben jährlich an Heu und Emd ungefähr ein Klafter, oder einen Ertrag von fünfundzwanzig Gulden.

Es war Sonntag und die Landsgemeinde versammelte sich zu Donat, hoch, mitten in Wiesen gelegen. Es war um neue Erwählung der Obrigkeiten zu thun. Das ganze Hochgericht von Schams zählt ungefähr siebenhundert Bürger von sechszehn bis sechzig Jahren. Man hatte die Landsgemeinde auf einen Sonntag verlegt, weil in Wochentagen, wo Alles mit Arbeiten in Feldern und Alpen beschäftigt ist, kaum oft hundert Bürger zusammenkamen.

Die Freiheit dieses Thals stammt aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, da Johannes Chialderär (zu deutsch Käfer) den gewaltthätigen Vogt von Fardün, wie ein zweiter Tell den zweiten Geßler, erschlug. Im Thale selbst hat sich auch nicht die geringste Ueberlieferung von der That des Chialderär im Munde des Volks erhalten, was mich sehr verwunderte. Die, mit denen ich darüber sprach, eingeborne, kenntnißvolle Männer des Thals, wußten, was sie davon erzählten, nur aus jüngern Geschichtswerken, welche die Sage noch in den alten Handschriften Huldrichs Campbell aufbewahrt fanden.

Eine abermalige Felsenwildniß, die Rofflen genannt, bildet den Ausgang oder Uebergang des Schamserthals in die stille Alpenlandschaft des Rheinwald. Mit Lebensgefahr werden die Tannengehölze an den schroffen Felsen der Rofflen für die Eisenschmelzen im benachbarten Ferrerathal benutzt. Sehenswürdig ist die verwegene Thätigkeit der Waghälse, wie sie, über Abgründen hängend, die Stämme der Tannen fällen; nicht minder der Bau ihrer Meiler

zum Verkohlen des Holzes. Denn da die Schroffheit der Berghänge und Klippen faſt nirgends so vielen ebnen Raum darbietet, um einen Meiler aufzuſtellen, wird die Ebne ſelbſt dazu erſt aus Baumſtämmen geſchaffen, die mit einem Ende auf dem Geſtein des Berges, mit dem andern auf vielen untergeſetzten hölzernen Stützen ruhen, und mit Erde überdeckt werden. Zwiſchen den Stützen unten wohnen die Köhler, wie in Hütten, während über ihren Häuptern der Holzberg glüht und dampft.

Das Rheinwaldthal mit ſeinen ſechs Dörfern liegt hoch, bei viertauſend Schuh höher als das Meer, zwiſchen Gletſchern und hohen Bergen, deren Gipfel aber ſich auch hier noch ſechs- und ſiebentauſend Schuh über dem Boden des Thals erheben. Wenige Wochen vor unſrer Ankunft hatte es hier noch geſchneit, nämlich im Juni.

Als wir zum Gebirgspaß des Bernhardin kamen, um über die Alpen in die italieniſche Schweiz zu ſteigen, fanden wir von zahlloſen Arbeitern den ganzen Berg wimmelnd, die neue und herrliche Alpenſtraße zu bauen, welche bald eine der wichtigſten für die ganze Schweiz und für den Verkehr Deutſchlands u. ſ. w. mit dem Mittelmeer ſein wird.

Eben dieſe große Unternehmung, ſchon von Chur an beginnend, bis Bellinzona, und eine zweite gleichzeitige, den Bau der großen Fahrſtraße von Bellinzona über den Gotthardsberg zu ſehen, war einer der Hauptzwecke meiner kleinen Luſtwanderung. Beide Unternehmungen, welche zu den erſten wohlthätigen Wirkungen des langentbehrten europäiſchen Friedens und zu den ewigen Denkmalen nützlicher Regſamkeit unſers Zeitalters gehören, werden in der Geſchichte der Kultur und des Verkehrs der Nationen, ſo wie ihrer künftigen Schickſale, bleibende Bedeutſamkeit empfangen. Vorzüglich aber iſt der Bau der Bernhardinſtraße, nicht nur wegen ſeiner eigenthümlichen Wichtigkeit, ſondern auch wegen des öffentlichen Streites merkwürdig geworden, welchen zwei Kantone der Schweiz darum geführt haben, und welcher zuletzt Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit geſammter Eidsgenoſſenſchaft, wie auch verſchiedener entfernter Höfe wurde. Ich will es verſuchen, die Geſchichte dieſes Baues anzufangen und klar darzuſtellen, wie ich dazu, theils aus öffentlichen Verhandlungen, theils aus perſönlichen Nachforſchungen die Thatſachen erhoben habe. Sie iſt zugleich ein, den politiſchen Verkehr der Republiken im eidsgenöſſiſchen Bundesſtaat ſcharfbezeichnender Beitrag.

Die Kette der Alpen, welche Italien vom übrigen Feſtlande unſers Welttheils ſcheidet, ward von jeher, zu den Geſchäften des Friedens wie des Kriegs, auf mehrern Punkten wegſam, wo die Natur irgend Uebergänge geſtattete. Aber von allen Uebergangspunkten waren, und auch nur erſt in neuern Zeiten, vier Stellen durch Kunſt und Aufwand großer Summen zu fahrbaren Handels- und Heerſtraßen geworden. Zwei dieſer Straßen liegen der Schweiz oſtwärts; ſie führen über den Adlerberg und den Brenner in Tirol; zwei weſtwärts, ſie führen über den Cenisberg und Simplon. Jene ſind für den Verkehr Oeſterreichs und

Digitized by Google

Deutschlands, diese für den Verkehr Frankreichs und der Niederlande mit Italien geeignet. Die Schweizeralpen dazwischen hatten nur für Saumthiere brauchbare Bergwege.

Demungeachtet wurden diese letztern beständig, wie unbequem oder auch gefahrvoll sie sein mochten, für den Zug der Waaren lebhaft benutzt. So sehr überwog der Vortheil der geographischen Lage alle andern Rücksichten. Um so größere Aufforderung war es, mit diesem Vortheil, den die Natur gewährte, noch die Bequemlichkeit zu vereinen, welche Kunst geben konnte.

In der That muß man erstaunen, daß daran, und besonders an Herstellung einer großen Fahrstraße über die Alpen des Bernhardin, erst so spät gedacht wurde. Denn nicht die allenfalls durch den Waarenzug beförderte Gewerbigkeit einiger Bergthäler machte den großen Werth einer solchen Straße aus, sondern er lag in ihrem ganzen Lauf von den italienischen Küsten bis in den Norden für Preußen, Rußland, England u. s. w., so wie in der dadurch natürlichern und nothwendiger werdenden Gewährleistung eidsgenössischer Unabhängigkeit von den großen Nachbarstaaten Frankreich und Oesterreich. Diese Straße tritt von Deutschland her bei Maienfeld, vom Innern der Schweiz bei Ragaz, in den Kanton Bünden; geht von Chur allmälig steigend in die Hochthäler bis Splügen, von wo über den Splügenberg ein Verbindungsweg durch Chiavenna mit der Lombardei abspringt; zieht sich beim Dorf Hinterrhein über den Bernhardin durchs Misoxer-Thal nach Bellinzona, wo sich die Gotthardsstraße mit ihr vereint, und tritt aus dem schweizerischen Kanton Tessin, ohne das lombardische Gebiet zu berühren, unmittelbar ins Piemontesische, wo sie dort vielarmig, wie gegen Mailand, so gegen Genua, Livorno und andere Küstenstädte Italiens, zerfaltet, beiden italienischen Meeren sich nähernd.

Vielleicht hätte, was jetzt geschieht, früher geschehen können, würde sich Oesterreichs eigener Vortheil nicht dagegen gesträubt haben. Denn als durch den Frieden von Cherasco im Jahr 1734 die Provinzen Novara und Tortona zu Piemont kamen, und dadurch die italienische Schweiz in ununterbrochenen Zusammenhang mit Genua gesetzt wurde, benutzte Oesterreich günstige Umstände, im Mailänder Vertrag von 1763 mit dem Freistaat Bünden geschlossen, diesen zu verpflichten, auf keine Weise den Weg über den Bernhardin und Mariaberg nach Italien für den Handelsverkehr zu begünstigen, sondern der Straße über den Splügen durch Chiavenna ausschließlichen Vorzug zu geben. Und Bünden ging die Verpflichtung um so williger ein, da zu jener Zeit Chiavenna selbst noch bündnisches Unterthanenland war. Seit aber in den letzten Kriegen Valtellin und Chiavenna, Bündens uraltes Besitzthum, diesem Freistaat entrissen und dem österreichischen Kaiserstaat einverleibt wurden; seit damit zugleich der obenerwähnte Mailänder-Vertrag in sich selbst und in allen Wirkungen so vernichtet wurde, daß von Oesterreich, selbst in den Hungerjahren 1816 und 1817, die Kornausfuhr nach Bünden gänzlich untersagt war, stand auch Bünden seiner alten Verpflichtungen vollkommen erledigt.

Digitized by Google

Aber nicht Bünden, sondern die Regierung des Kantons Tessin dachte zuerst daran, daß eine große Kunststraße über den Bernhardin gezogen werden möchte. Die Abgeordneten des Tessin auf der Tagsatzung äußerten den bündnischen Abgeordneten daselbst vertraulich den Wunsch, und zugleich Hoffnung, daß Tessin zu diesem Straßenbau 200,000 Lire beitragen könne. Dies geschah im August 1816. Der Gedanke erregte in Bünden lebhaftes Interesse. Man ließ durch Kunstverständige ausmitteln, wieviel die Unkosten einer sechs Meter breiten Fahrstraße, von Chur über das Gebirg bis zum tessinischen Dorf Lumino, in einer Strecke von ungefähr fünfundzwanzig Stunden Weges, betragen dürften. Es ergab sich, daß, ungerechnet den Werth des dazu anzukaufenden Bodens, eine Summe von anderthalb Millionen Mailänder-Pfunden erforderlich sei, — eine unerschwingliche Summe für die Kräfte des kleinen Freistaates. Aber unerwartet kam Hoffnung einer Beihilfe von andrer Seite.

Die Regierung Bündens hatte nämlich zu derselben Zeit nach Turin einen Abgeordneten geschickt, um, bei der allgemeinen Theurung und Kornsperre ringsum, einige Getreideausfuhr von Piemont her zu bewirken. Dort gaben königl. sardinische Beamten Aussichten auf Unterstützung von Seiten Sardiniens zum Bernhardiner-Straßenbau, wenn der Freistaat sich ernsthaft mit demselben beschäftigen würde. Letzterer sah dabei zugleich die hohe Wahrscheinlichkeit, daß er, mit Eröffnung solcher Straße, sich gegen künftigen Kornmangel in Theurungsjahren sicherer stellen könne.

Ohne Verzug wurden also die Unterhandlungen über den hochwichtigen Gegenstand mit Turin und dem Staatsrathe von Tessin begonnen. Im Mai 1817 ward mit letzterm ein Vertrag entworfen. Tessin verpflichtete sich zu einem Beitrag von 200,000 Mailänder-Pfunden, und auf eigene Kosten die Bernhardinstraße von der Bündner Grenze, beim Dorfe Lumino, bis zur Hochstraße von Bellinzona, das heißt, eine halbe Stunde Wegs weit, fortzusetzen.

Der große Rath von Tessin ertheilte im August diesem Vertrag seine Genehmigung. Bünden hingegen, welches durch denselben verpflichtet wurde, jeder Fahrbarmachung des Splügner-Passes gegen die Lombardei zu entsagen, verwarf es, seine Ratifikation zu ertheilen. Denn eine Verpflichtung, wie die letztgenannte, gefährde die Grundsätze der Unabhängigkeit des Freistaates, und die billigen Rücksichten, welche jede Regierung ihren Nachbarstaaten schuldig sei.

Dies veranlaßte neue Unterhandlungen. Ein neuer Vertrag mit dem Staatsrath von Tessin kam am 24. Wintermonat 1817 zu Stande, in welchem die obige Beschränkung Bündens wegen des Splügner-Passes ausgelassen ward. Am 9. Jänner 1818 ward auch zu Turin ein Vertrag zwischen Bünden und Piemont abgeschlossen, des Inhalts: Der König von Sardinien verpflichte sich, wenn innerhalb fünf Jahren eine bequeme, fahrbare Straße von Chur über die Alpen bis zum Lago Maggiore gebaut sei, zu einem Beitrag von 250,000 franz. Franken, und überdies der rhätischen Republik auf ewige Zeiten ungehinderte, jährliche Ausfuhr von ungefähr

Digitized by Google

43,000 Zentner Korn und Reis, gegen einen geringen Zoll, so wie den freien, jährlichen Durchpaß von eben so vielem Getreide aus den mittelländischen Seehafen durch die sardinischen Staaten zuzusichern.

Der große Rath von Bünden ratifizirte beide Verträge. Anders aber ward plötzlich der Gang der Dinge zu Bellinzona im Kanton Tessin.

Es erschienen in dieser Zeit zwei österreichische, oder vielmehr königl. lombardische Kommissäre, der eine in Bellinzona, der andere zu Chur. — Letzterer trug vor, der Kaiser habe beschlossen, eine drei Meter breite Straße von Chiavenna her zum Splügnerberg zu bauen, und würde, wenn Bünden diese Straße vom Splügen bis Chur fortsetzen wolle, nicht nur zur Erleichterung des dazu nöthigen Aufwandes beitragen, sondern auch eine bedeutende jährliche Kornausfuhr gestatten und andere Vortheile bewilligen. Aber Hauptbedingung sei, Bünden müsse den Bau der Bernhardinstraße unterlassen. — Die Bündner, eingedenk ihrer schon gegen Sardinien und Tessin eingegangenen Verbindlichkeiten, konnten in letzterer Hinsicht unmöglich zurücktreten. Auch lehnten sie eine Zumuthung ab, die ihnen um so überraschender sein mußte, als in diplomatischen Mittheilungen österreichischer Behörden (des Grafen v. Saurau, Gouverneurs der Lombardie, und des Freiherrn v. Schraut, k. k. österreichischen Ministers bei der Eidsgenossenschaft), ebenfalls Straßenangelegenheiten betreffend und kurz vor der Ratifikation jener beiden Verträge geschehen, nicht die leiseste Mißbilligung des Vorhabens wegen der Bernhardinstraße enthalten gewesen war. Der österreichische Kommissär in Chur mußte sich zuletzt selbst von der Unmöglichkeit überzeugt fühlen, daß Bünden die schon ratifizirten Verträge wieder auflösen, und seinen großen, aus dem Bau der Bernhardinstraße erwachsenden Vortheilen entsagen sollte. Er stand also von dem Antrage wegen des Bernhardin ab, und begnügte sich, bloß über den Bau der nur drei Meter breit sein sollenden Splügnerstraße zu handeln.

Glücklicher war der österreichische Abgeordnete im Tessin. Er fand mit seinen Anträgen, den Bau der Bernhardinstraße auf keine Weise zu befördern, sondern ihn vielmehr zu hindern, beim Staatsrath baldiges Gehör. Man machte gegenseitige Vorschläge. Die Unterhandlung ward mit Heimlichkeit betrieben, die Entscheidung des großen Raths über den mit Bünden geschlossenen Vertrag weiter hinausgeschoben; Alles verrieth ein Hinneigen des tessinischen Staatsraths zu den Wünschen der lombardischen Regierung. Man kannte die Beweggründe nicht.

Unterdessen (es war im Mai 1818) gestand das piemontesische Ministerium auch dem Kanton Tessin, wenn er die Bernhardinstraße begünstige, Vortheile zu, die vorher nicht in Anregung gekommen waren, nämlich: freie Kornzufuhr aus Piemont auf gleichen Fuß für Tessin, wie sie der Vertrag mit Bünden, für dieses, festgestellt hatte; ferner Aufhebung eines lästigen Einfuhrzolles, welcher die tessinischen Industrie-Artikel (Strohwaaren u. dgl.) von jeher beschwerte u. s. w.

Dies Alles war, wider die allgemeine Erwartung, eitel. Der große Rath des Tessin trat im Brachmonat 1813 zusammen. Der Staatsrath legte ihm den Antrag zur **Verwerfung** der Uebereinkunft mit Bünden wegen der Bernhardinstraße vor, und zugleich den Vorschlag eines Traktats mit der lombardischen Regierung, dem zu Folge der Kanton Tessin den Bau der Bernhardinstraße nicht nur nicht unterstützen, sondern sich selbst verpflichten sollte, von der Bündner-Grenze bei Lumino bis zur Bellinzoner-Straße **keine Hochstraße zu bauen**, und den dortigen **Dorfweg nur im gegenwärtigen Zustand beizubehalten.**

Unter den Stellvertretern des Volks erhoben sich laute Stimmen gegen diese Anträge. Ist, sprachen sie, der Kanton Bünden nicht ein Glied der Eidgenossenschaft, wie wir, und unser nächster Bundesgenosse, mit welchem wir in Noth und Tod halten sollen? Sollen wir ihn in diesem Augenblick dem Interesse einer fremden Macht opfern? Haben wir ihn nicht selbst zuerst zum Bau der Bernhardinstraße aufgemuntert, und dadurch zu nun schon ratifizirten Verträgen mit Sardinien verleitet? Sollen wir nun ihn sich selbst überlassen? Ihn sogar in seinem durch unser Einwirken angehobenen Werke förmlich hindern? Wo sind dann eidgenössische Treu und Glauben? Was hat Bünden denn wider uns verbrochen, daß wir so vergelten sollten? Es handelt sich hier aber um das unvergängliche Interesse unseres Landes. Denn die Ausführung der Bernhardinstraße sichert unserm Staate den bleibenden Zuwachs seines Transithandels. Alle Vortheile, welche Oesterreich dagegen im vorgelegten Traktat verheißt, sind vorübergehend, wie überhaupt Traktaten, hingegen die große Hochstraße, welche den Norden mit dem Süden über die Alpen verknüpft, vergeht so wenig, als das Handelsinteresse vieler Jahrhunderten. Unser Volk erkennt seinen Vortheil; das beurkunden die von mehrern Bezirken unsers Kantons schon eingegangenen Gesuche und Vorstellungen in dieser Sache. Oesterreich zwar erbietet sich zur Verminderung des Salzpreises gegen uns. Es ist wahr, was bisher nur für vierundzwanzig Jahre galt, ist nun damit auf fünfzig Jahre ausgedehnt worden, den Staat gewinnt dadurch annehmlichen Vorschuß. Aber ist dieser von ewiger Dauer? Und welcher Nutzen entspringt daraus für den ganzen Kanton und dessen Handel, wenn man diesen Vorschuß, bis auf den Betrag von 100,000 Pfund, zur Anlegung von Straßen in zwei entlegenen Nebenthälern, im Valle Maggia und Valle di Blegno, benutzt, wie der Staatsrath vorschlägt? Um damit vielleicht die Stellvertreter des Volks aus diesen Thälern zu blenden? Wesentliches für die Unabhängigkeit unsers Freistaats in bösen Jahren scheint uns die lombardische Kornausfuhrbewilligung; aber auch Piemont gibt auf ewige Zeiten Korn- und Reiszufuhr dem Tessin, gleich den Bündnern, und wichtig ist daneben für den Wohlstand von tausend unsrer mitbürgerlichen Familien, daß Piemont sich geneigt beweiset, jene Einfuhrzölle abzuthun, welche bisher den tessinischen Gewerbsfleiß lähmten; ja es ist Hoffnung gegeben, daß der Artikel wegen der Zölle im piemontesisch-bündnischen Vertrag, in so fern er uns angeht, gänzlich wegfallen werde, wenn wir gerecht gegen Eidgenossen und Nachbarn handeln.

Digitized by Google

Alle dieſe und andre Gründe hinderten nicht, daß der Staatsrath, oder die Mehrheit ſeiner Mitglieder, ſeine Vorſchläge im großen Rath durch eine geringe Mehrheit deſſelben ſiegreich machte, indem er theils diejenigen Stellvertreter des Volks für ſich gewann, welche, in entfernten Bergthälern lebend, keinen unmittelbaren Gewinn von der Bernhardinſtraße hatten; oder, der Lombardei näher wohnend, dieſe lieber begünſtigten, wenigſtens von derſelben keine frühere oder ſpätere Vergeltung zu fürchten haben wollten; oder, welche ſich in ihren entlegenen Nebenthälern der bequemern Landſtraßen erfreuten, die aus dem Vorſchuß von den Salzgeldern geſchaffen werden ſollten. — Wirklich wurden auch Verwerfung und Annahme des Vertrags, ſo wie Vorausbeſtimmung des Ueberſchuſſes von den Salzgeldern, in eine und dieſelbe Anfrage zum Abſtimmen gegeben, ſo daß Viele in eigner Sache ihre Stimme zugleich geben mußten; und die Entſcheidung des großen Rathes ward als gültig angeſehen, ungeachtet ſehr viele Stellvertreter des Volks, gegen die Anträge des Staatsraths proteſtirend, abgetreten waren, ſo daß nach Entfernung dieſer und bei Abweſenheit andrer Glieder des Rathes, nicht mehr zwei Drittheile deſſelben vollzählig geweſen ſein ſollen, ohne welche geſetzmäßig kein Beſchluß als gültig ſteht.

So ward dem Freiſtaat Bünden alſo die Anzeige gethan, daß der große Rath vom Teſſin, in Folge bedeutender Vortheile, welche ihm lombardiſcher Seits ſeien angetragen worden, und der mißbilligenden Anſichten ſelbſt einiger eidsgenöſſiſchen Kantone, welche, in der Nähe der Gotthardsſtraße, Verluſt für dieſe befürchteten, den unterhandelten Traktaten ſeine Genehmigung abſchlage.

Die Bündner ſtellten dem ſardiniſchen Hofe unumwunden den Hergang der Sachen und zugleich ihren feſten Entſchluß dar, die Alpenſtraße über den Bernhardin nichts deſtoweniger herzuſtellen, wenn der Hof ihnen thätig beiſtehe. Der König von Sardinien erklärte darauf (Juli 1818), daß er die von ihm ſchon zugeſicherte Hilfsſumme zum Bau der Straße auf 395,000 neue piemonteſer Pfund (franz. Franken) erhöhen wolle.

So ward von Seiten Bündens zur That geſchritten; der Lauf der Straße beſtimmt; das Verhältniß des Fuhrweſens, rückſichtlich künftiger Fuhrberechtigung und Straßenpolizei, feſtgeſetzt; auch mit jeder einzelnen betreffenden Gemeinde ſowohl der Beitrag zu den Unkoſten (für alle Gemeinden die Geſammtſumme von 60,000 Schweizerfranken), als die künftige Unterhaltung der Straße ausgemittelt. Unerwartet ſchnell gelang dies Alles, da Alles durch gegenſeitige, freiwillige Uebereinkunft geſchehen mußte, weil in dieſem freien Lande, nach Verfaſſung des Staats, kein gebieteriſcher Regierungsbeſchluß über Eigenthum der Gemeinden und Bürger verfügen darf. Um ſo beſſer gedieh, was nicht Werk des Zwanges, ſondern der Ueberzeugung war.

Als der Staatsrath vom Teſſin den lombardiſchen Vertrag durch die höchſte Behörde ſeines Freiſtaats genehmigt ſah und nach Mailand überſenden wollte, zeigte der lombardiſche Kom-

Digitized by Google

miſſär an, daß, um die Ratifikation von Oeſterreich zu erhalten, noch zwei Zuſatzartikel eingegangen werden müßten. Der Staatsrath ſandte aus ſeiner Mitte den Landammann Maggi nach Mailand ab, mit der Weiſung, wenn man mailändiſcher Seits nicht abſtehen wolle, ſolle er jene Artikel eingehn. Jene neuen Bedingungen oder Zuſätze bezogen ſich auf ſchärfere Beſtimmung über das Erhalten des Dorfweges von Lumino in ſeinem jetzigen Zuſtand; jenes halbſtundenlangen Weges nämlich, welcher von der Grenze Bündens, oder der Bernhardinſtraße, bis zur Bellinzoner Chauſſee führt. Es ward verlangt, der Dorfweg ſolle von lombardiſchen Feldmeſſern mit allen Einzelnheiten aufgenommen und gezeichnet werden, und die teſſiniſche Regierung ſolle nicht geſtatten, daß derſelbe weder auf öffentliche Koſten, noch von Gemeinden, noch von Privatperſonen in irgend einem Theil verbeſſert oder verändert werde.

Der Landammann Maggi ſtand nicht an, dieſe in Folge miniſterieller Aufträge von Wien (vom 10. und 18. Juli 1818) gegebenen Zuſätze anzunehmen, und dem Staatsrath ſeines Kantons zur Genehmigung vorzulegen. Der Staatsrath genehmigte ſie, ohne nöthig zu erachten, dieſelben dem großen Rathe vorzulegen, ungeachtet durch eben dieſe Zuſatzartikel nicht nur eine feindſäumige Härte gegen ein Bundesglied der Eidsgenoſſenſchaft geäußert, ſondern auch einer Gemeinde ihr unbeſtreitbares Eigenthumsrecht, ja jedem an den Dorfweg ſtoßenden Partikular das Befugniß geraubt wird, frei über das Seinige zu verfügen.

Dies alles erregte im Teſſin Unwillen. Allgemein und öffentlich ſagte man im Volke, der Landammann und zwei ſeiner Freunde im Staatsrathe wären zu Mailand beſtochen worden; man wagte ſelbſt ohne Scheu die Geldſumme zu nennen, über welche der Landammann des Kantons einen Empfangſchein ausgeſtellt habe; man behauptete, daß der Staatsrath, als er wegen Genehmigung der Zuſatzartikel zuſammenberufen worden, nur in der Anzahl von ſechs, ſtatt zwölf Gliedern verſammelt geweſen ſei; daß von jenen ſechs Gliedern drei für und drei wider die Billigung der Artikel geſtimmt hätten; daß aber, weil unter jenen der Landammann geweſen, ſein Entſcheid geltend geblieben wäre, ungeachtet zwei der diſſentirenden Mitglieder ſich wider die Kompetenz des Staatsraths zu einem gültigen Beſchluſſe feierlich im Protokolle verwahrt hätten.

Inzwiſchen ward dieſer Volksgerüchte wenig geachtet, vielmehr das Beſchloſſene vollzogen. Denn als in derſelben Zeit die Einwohner von Lumino, für den eigenen Bedarf, ihren Dorfweg ausbeſſern wollten, ward es ihnen unterſagt; ja der Obriſtlieutenant Pozzi ward nächtlicher Weile (dem 19. September 1818) mit einer Anzahl Soldaten ins Dorf geſandt, die Einwohner zu ſchrecken; und für die Zukunft würden dieſe mit einer Geldſtrafe von tauſend Franken bedroht, wenn ſie die mindeſten weitern Verbeſſerungen machen ließen.

Es iſt ein Gebot des eidgenöſſiſchen Bundes, daß jeder von einem ſchweizeriſchen Kanton mit fremden Staaten abgeſchloſſene Vertrag der geſammten Tagſatzung vorgelegt werden müſſe, damit dieſe ſich überzeuge, daß derſelbe weder dem Bundesverein, noch beſtehenden Bündniſſen,

Digitized by Google

noch verfaſſungsmäßigen Rechten andrer Kantone zuwider ſei, auſſerdem kein Vertrag in Kraft übergehen kann.

Die Regierung Bündens ſäumte nicht, die Eidsgenoſſenſchaft mit ihrem in Turin abgeſchloſſenen Vertrag, aber auch nicht, ſie mit ihren Beſchwerden und Klagen gegen das Benehmen des Standes Teſſin bekannt zu machen. Erwiedernd trat dagegen die Regierung vom Teſſin auf. Die Urtheile begegneten ſich mannigfaltig. Es iſt nicht ohne Belehrung, die Verſchiedenheit der Anſichten wahrzunehmen.

Im Allgemeinen ſprach ſich in der ganzen Schweiz ein lebendiges, lautes Rechtsgefühl für die Sache der Bündner gegen Teſſin aus; ein Gefühl, welches zu allen Zeiten den Schweizern eigen und ruhmvoll geweſen war. Doch manche Staatsmänner, in Erinnerung der Kriegsgräuel vergangener Jahrzehende, hielten, von ihrer Furcht befangen, jedes Unternehmen, den Weg über die Alpen zu erleichtern, vor Sicherheit Helvettens überhaupt für nachtheilig. Beſſer, meinten ſie, ſei es, lieber in Friedenszeiten dem Handel und Verkehr in größerer Ausdehnung zu entſagen und lange Armuth zu ertragen, als fremden Kriegsheeren Wege zu bahnen. Ihnen antworteten die Andern: Wäre es nicht Thorheit, für ungewiſſe Gefahren ein bleibendes, gewiſſes Elend zu wählen? Würde, wenn jeder Staat ſo dächte, Europa nicht in Kurzem wieder im unbehilflichen Stande des barbariſchen Mittelalters ſein? Wir haben die Zuſicherung ewiger Neutralität; aber gilt das uns gegebene theure Wort aller europäiſchen Mächte nichts? Und wenn es nichts gelten ſollte, können die ſchlechten Alpenwege uns keineswegs ſchützen, — Franzoſen, Ruſſen, Oeſterreicher thaten Heereszüge darüber, — ſondern allein die tapfern Arme der Schweizer und Gottes Beiſtand.

Andre ſchienen dem Bau über den Bernhardin ungewogen, weil, durch Verbeſſerung des Waarenpaſſes dort, der Verkehr auf der Gotthardsſtraße, die durch ihre Kantone geht, einzubüßen drohte. Darum waren ſie dem Vertrage Teſſins mit Mailand günſtiger, weil er den neuen Handelsweg bedrängte; doch laut äuſſerten dieſe Geſinnung Wenige. Hinwieder erklärten Andere unverholener, die Gotthardsſtraße habe vom Bernhardin nichts zu fürchten, wenn auch ſie fahrbar gemacht würde. Allen Ständen, welche den Gotthard für ihren Handel benutzen, müſſe es willkommen ſein, wenn jede nach Italien führende Straße bequemer eingerichtet wäre. Die Nebenbuhlerei der Bergpäſſe in ihrer Vervollkommnung vermehre, zum allgemeinen und beſondern Vortheil, Beſchleunigung, Wohlfeilheit und Sicherheit des Waarendurchzuges. Und wenn es je einer auswärtigen Macht gelänge, durch Verbindung mit einem eidsgenöſſiſchen Staat gegen den andern, irgend einen Bergpaß, wie jetzt den Bernhardin, zu erſchweren, oder gar zu vernichten, was würde aus dem ganzen Leben und Beſtand des ſchweizeriſchen Bundesſtaats? Wären dann nicht auch Verſuche andrer Art zu andern Zeiten möglich? Oder könnte Oeſterreich nicht auch einmal die Konkurrenz des Gotthardspaſſes ſeinen Handelsintereſſen nachtheilig finden? Würde es ihm an Mitteln fehlen, dieſen zu bedrängen, wenn Schweizer ſelbſt die Hand dazu böten? — Wird, wenn einſt die Straße über den Schollberg

Digitized by Google

und durch das Rheinthal in der öſtlichen Schweiz hergeſtellt wird, keine Konkurrenz mit den Intereſſen des öſterreichiſchen Vorarlbergs entſtehen?

Noch Andere waren, welche warnten, in dieſer wichtigen Angelegenheit allzuraſch zu gehen, weil, ſpräche die Eidsgenoſſenſchaft ſich gegen Teſſin aus, der kaiſerliche Hof zu Wien empfindlich gekränkt werden könnte. Denn man wiſſe von guter Hand, daß ſich einige der erſten Staatsbeamten Oeſterreichs ſehr lebhaft über das Benehmen Bündens geäuſſert, das Verfahren dortiger Regierung getadelt, einzelne Familien in Bünden, den Stand Bünden, die ganze Eidsgenoſſenſchaft mit empfindlicher Wiedervergeltung bedroht hätten; ja daß der Kaiſer ſelbſt perſönlich gegen das Unternehmen des Berhardinerbaues, gegen deſſen Urheber und Beförderer, gegen die eidsgenöſſiſche Tagſatzung, als beſtätigende Behörde, wenn ſie beſtätigen würde, ſeinen Unwillen geäuſſert haben ſolle.

Jedoch Wenige nur ließen ſich durch ſolche geheimnißvoll hingeworfene Winke irren, vielleicht Keiner, weil man den gerechten Geiſt von Oeſterreichs Regierung, ihre Achtung für das Recht der Völker, und die über Kleinlichkeiten der Privatleute zu erhabene Gemüthsart des Kaiſers und ſeiner erſten Beamten zu gut aus ihrem ganzen öffentlichen Leben kannte, um zu beſorgen, der Wiener Hof könne je ſo ungerecht ſein, einem Kanton, oder deſſen Angeſtellten, oder gar der Eidsgenoſſenſchaft Vorwürfe über das zu machen, was dieſe für ihres Vaterlandes Wohl, ohne Kränkung der Rechte eines Dritten, zu thun verpflichtet und berechtigt ſind. Denn man wußte ja allgemein, daß die Ausführung des Straßenbaues vom Bernhardin keinem ſchon beſtehenden Verkommniß mit Oeſterreich oder Mailand widerſtrebte, widrigenfalls Oeſterreich ſelbſt zuerſt daran gemahnt haben würde. — Man wußte, daß die Verhandlungen wegen dieſer Angelegenheit nicht im tiefen Geheimniß, ohne Kenntniß Oeſterreichs, geführt waren; denn in einem demokratiſchen Staat, wie Bünden, wo alle Gemeinden mitzureden haben, kann kein großes Geſchäft heimlich eingeleitet und abgethan werden; auch hatte ja ſchon der öſterreichiſche Miniſter in der Schweiz in einer Note vom September 1817 des Entwurfs vom Bau der Bernhardinſtraße erwähnt, ohne deſſelben mißbilligend zu gedenken. — Man wußte, daß es nur bei Oeſterreich geſtanden hätte, einzuſchreiten und durch andere, für Bünden nützlichere Vorſchläge den Gang der Dinge anders zu leiten, wenn es damit erſchien, ehe die Souveränetät des Volks über den Gegenſtand entſchieden, und ſich zugleich gegen eine fremde Macht verbindlich erklärt hatte. — Man wußte, daß Oeſterreich, auch nach ſchon geſchehener Ratifikation des Turiner Vertrags, freundſchaftlich in Bunden wegen dem Bau der Splügner-Straße zu unterhandeln fortfuhr, und darüber einen Vertrag mit Bünden (am 1. Aug. 1818) abgeſchloſſen hatte. — Darum achtete niemand jener ausgeſprengten Gerüchte, deren Falſchheit ſo offen zu Tage lag, und, denen Glauben beizumeſſen, der Hochachtung jedes Schweizers für den Kaiſerhof widerſprach.

Die im Sommer des Jahres 1819 verſammelte Tagſatzung der Eidsgenoſſen, nur an ihr Recht und an ihre Pflicht haltend, beſtätigte den zwiſchen Bünden und Sardinien geſchloſſenen

Digitized by Google

Traktat. Aber ihr Urtheil über den unter Bünden und Tessin waltenden Streit auszusprechen, verschob sie, weil mehr als wahrscheinlich wurde, derselbe werde, ehe ein Jahr verschwände, freundschaftlich zwischen jenen Nachbarn abgethan sein. Denn wenn es der Hauptzweck der zwischen den Regierungen von Tessin und Mailand getroffenen Uebereinkunft gewesen, den Bau der Bernhardinstraße zu hintertreiben: mußte, da diese dennoch rasch begonnen wurde, mit dem Zweck das untauglich gewordene Mittel vereitelt und unerheblich werden. Wirklich war der Straßenbau schon am 14. September 1818 auf mehrern Punkten zugleich angehoben, in der Frist von zehn Monaten so weit gediehen, daß man mit Kutschen von Bellinzona bis zum Hospitium des Bernhardinberges, wo ein Sauerbrunnen ist, fahren konnte, und vor Ende des Jahres über den Gipfel des Berges bis Splügen, als der Mitte des Weges zwischen Bellinzona und Chur. Ist aber die Straße einmal vollendet, dann wird kein Frachtwagen abgehalten werden, sie als den bequemern und kürzern Weg zu wählen, wenn schon eine halbe Stunde weit, bei Lumino, statt Chaussee ein rauher Dorfweg angetroffen wird. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Oesterreich eben deswegen geringern Werth auf den Artikel wegen Beibehaltung dieses Dorfweges setzen wird, besonders da es mit Bünden in fortgesetzter Unterhaltung wegen der Splügenstraße steht.

Wir stiegen vom Hinterrhein am Bernhardinberge hinauf. Rechts lagerten sich uns die blendenden, ungeheuern Eisfelder aus, von denen die Rheinquellen hervorgehen. Aber die alte, feierliche Stille der Alpenwelt war verschwunden. Bei tausend Arbeiter waren am Berge, so weit wir sahen und kamen. Das Geräusch des Hauens, Bohrens, Steinwerfens, das Geschrei der einander Zurufenden, das Gepraſſel gesprengter Felsen belebte die alte Einöde. Viele der hier thätigen Menschen waren, als vorzüglich gewandte und unverdrossene Arbeiter, aus dem Genueſiſchen gekommen. Inländer stehen ihnen selten, weder an Geschicklichkeit im Straßenbau, noch an Ausdauer, gleich.

Die neue Straße, überall von derselben Breite, wie in der Ebne, schlängelt sich gemach am Berg empor, auf der Höhe des Berges neben dem Moesa-See vorüber, fern von Abgründen, sicher vor dem Fall der Lawinen. Mit großer Vorsicht wurden, bei jeder bedenklichen Stelle, die Erfahrungen der Gemeinden und Alphirten benutzt.

Man berechnet, daß die ganze Straße, von Chur hinweg bis zur Tessiner Grenze beim sogenannten Sesso Bissone, eine Länge von ungefähr 120,000 Meter habe, und auf hundert Schuh sechs Schuh Fall im Durchschnitt erhalten solle. Der Unternehmer dieses Baues ist ein kenntnißvoller, im Straßenbau erfahrner Mann, von großer Rechtschaffenheit, Hr. Pocobelli, Mitglied des Staatsraths vom Kanton Tessin. Die Anführung des letzten Umstandes ist geschichtlich merkwürdig. Fast immer ist ein bündnischer oder piemontesischer Kommissär zur Beaufsichtigung der Arbeiter gegenwärtig. Der bündnische ist der Oberstlieutenant Peter Conradin von Tscharner, welcher um das Entstehen dieses Werks große Verdienste

Digitized by Google

hat.*) Denn er war es auch, welcher im Namen seiner Republik den Traktat mit Sardinien in Turin unterhandelt und abgeschlossen hatte. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die ganze Straße bis Chur in einem Paar Jahren vollendet sein werde.

Das Hospitium Bernhardino, zu welchem man auf der Südseite des Berges niedersteigt, besteht jetzt aus wenigen schlechten Häusern. Es ist nicht zu bezweifeln, daß nach Vollendung der Straße hier bald mehrere und bequemere Gebäude entstehen werden. Denn schon jetzt ist der hiesige, treffliche Sauerbrunnen, wenige Schritte vom Hospitium unter einem Dach gelegen, im Sommer gern besucht. Wir fanden mehrere Brunnengäste. Die Güte des Gesundwassers, die Reinheit der Alpenluft in diesen Höhen, die Freundlichkeit der Umgegend, dazu einst die Bequemlichkeit des Weges, welcher viele der reizendsten und merkwürdigsten Thäler Bündens durchläuft, die Nähe der Stadt Bellinzona und italienischer Vegetation, Alles dies und die mannigfaltige Schönheit des Misoxer-Thals, mit seinen hohen, reichen Wasserfällen, romantischen Gegenden, Ruinen und Dörfern, werden des Eindrucks und der Wirkung nicht fehlen, Bernhardino zu einem der besuchtesten Kurorte zu machen.

Wir fuhren in einem Wagen von Bernhardino die neue Straße bis Bellinzona, durch das den Luftreisenden bis jetzt noch viel zu wenig bekannte Misoxer-Thal. Es ist hier nicht der Ort, dies Thal zu beschreiben, welches durch seine landschaftlichen Schönheiten unstreitig zu den sehenswürdigsten der gesammten Schweiz gehört. Von den vielen Wasserfällen, welche links und rechts von himmelhohen Felsen schäumen, und die schon bei Piano de St. Giacomo beginnen, sind einige dem Staubbach bei Lauterbrunnen gleichzustellen. Die Ruinen der hohen, weiten, alten Burg von Masox, an welcher der Weg vorübergeht, sind, in malerischer Hinsicht, die prachtvollsten in der Schweiz. Hier beben auch schon die Kastanienwälder an den Bergen an, Weinreben ziehen Lauben über die Wege, und Feigenbäume wuchern an den Seiten. Die durch den Streit der beiden Kantone so namhaft gewordene Verbindungsstraße zwischen der Bündner Grenze und der Bellinzoner Hochstraße war im Ganzen minder schlecht, als ich sie erwartete; freilich schmal und schlecht unterhalten, befuhr ich sie in zweispänniger Kutsche. Mit Ausnahme einer Strecke im Dorfe Lumino ist sie fast ganz eben laufend.

Wir machten von Bellinzona aus einen Abstecher zum Lago maggiore und den borromäischen Inseln. Ich will die Vielbeschriebenen nicht wieder beschreiben; nur einige kleine Bemerkungen erlaube ich mir. Die Umuferungen des Sees sind lieblich, und werden es vorzüglich durch die Menge der theils am Wasser, theils höher am Gebirge liegenden Dörfer und Flecken, die, aus der Ferne gesehen, alle, bald wie reizende Landhäuser, bald wie Städte

*) Auch Verfasser der kleinen Druckschrift: „Die neue Bernhardinerstraße; als Beitrag zur neuesten Geschichte des schweizerischen Kantons Graubünden, in Beziehung auf seine politischen und Handelsverhältnisse mit den übrigen europäischen Staaten.“ Chur 1819.

Digitized by Google

erſcheinen, weil ſie mit ihren weißen Gemäuern hell und weit aus dem freundlichen Grün ihrer Kaſtanienwälder, Feigen- und Lorbeerbäume und Weinlauben umherſtrahlen. Eine romantiſch-liebliche Anſicht gewinnt der weite See beim Caſtello di Canero, einem alten Schloſſe auf einer Felſeninſel, dem Hauſe Borromeo gehörig.

Unſtreitig der prachtvollſte Punkt des Sees iſt, wo ſein geräumiger Waſſerſpiegel von den borromäiſchen Inſeln unterbrochen, und rings von Geſtaden in angemeſſenen Fernen umſchloſſen wird, deren Mannigfaltigkeit und Anmuth nicht beſchrieben werden kann. Das Zauberhafte der Umgegend, die von Kaſtanienwäldern umwehten Höhen; die Städte, Dörfer, Villen, Kapellen, weit umhergeſtreut in das erquickende Grün, oder halbverborgen hinter Gebüſchen: im Hintergrund, bis hoch in die Wolken, Gipfel der Alpen und ſilberhellen Gletſcher; — in der Nähe wieder die maleriſch hingeworfenen Inſeln mit ihren Gebäuden und Gebüſchen, — die vom Duft der Pomeranzen, Zitronen, Granaten, Roſen und hundert anderer wohlriechenden Pflanzen gewürzte Luft — dies Alles iſts, was die borromäiſchen Inſeln eigentlich ſehenswerth macht, nicht ſo ſehr das, was die Kunſt auf ihnen ſchuf. Am gefälligſten unter ihnen ſtellt ſich die Iſola de' Peſcatori dar, mit ihren Gebüſchen und Hütten, eben weil die Kunſt hier nichts gethan hat. Hingegen die Iſola bella mit ihrem Terraſſengethürm ſieht dem geſchnörkelten Aufſatz eines Zuckerbeckers nicht unähnlich, und der Palaſt der Iſola Madre macht den widerlichen Anblick eines großen, alten Magazins oder einer wüſten Kaſerne. Die Gartenanlagen auf beiden Inſeln ſind im altfranzöſiſchen, ſteifen Styl, wenig anſprechend, im vollen Gegenſatz mit der ſie jenſeits des Sees umſchwebenden Landſchaft. Eben ſo iſt der Palaſt auf der Iſola Bella. Der Eigenthümer, ein Graf Borromeo, pflegt alljährlich im Auguſt hieherzukommen, hier etwa fünfzig Tage zu wohnen, und dann zurückzukehren. Einige Bildſäulen von Marmor, zarte Nachbildungen von Meiſterſtücken, beſonders ein Bruſtbild des Achilles von Monti; einige Bilder, wohl meiſtens Kopien; ein Saal mit lieblichen Frescogemälden von Zuccarelli, u. ſ. w. werden theils im weitläuftigen Wohngebäu ſelbſt, theils in der ſogenannten Sala terrena darunter, jedem Reiſenden willig gezeigt.

Mich zog mehr die Flora beider Inſeln an. Denn wer von der Nordſeite der Alpen kommt, erblickt hier einen ganzen Wald von — ich darf nicht ſagen Seltenheiten, aber — Ungewöhnlichkeiten. Beide Inſeln ſind von Orangerie erfüllt, oder vielmehr überladen. Pomeranzen-, Zitronen-, Cedrat-Bäume von allerlei Ab- und Spielarten in Spalieren, in Kübeln, im Boden, werden von ſeltner Stärke, häufig von der Stammdicke unſrer Birnbäume, geſehn; eben ſo andre Pflanzen wärmerer Himmelsſtriche. Inzwiſchen wachſen die hier nicht unbeſchirmt durch die Kunſt. Im Winter werden ſie mit Bretterhäuſern überbaut, für deren Pfeiler und Stützen überall ſchon im Boden die Grundſteine liegen. So bleiben ſie ſechs Monate lang bedeckt; bei ſtrenger Kälte pflegt man ſogar die Buden noch zu heizen. Man verſicherte mich, die Unterhaltung beider Inſeln, der Gebäude, Gärten und Dienſtleute komme dem Eigenthümer jährlich auf 20,000 Lire zu ſtehen; wie groß aber auch die Aernte von Zitronen, Pome-

Digitized by Google

ranzen, Cedrats, Granaten u. ſ. w. ſei, werde nichts davon verkauft, ſondern der Graf mache damit ſeinen Freunden Geſchenke.

Von den Wundern dieſer Zauberinſeln wird auch erzählt, daß Feigen, Jasmin, Roſen und Weinreben hier auf Orangenbäume gepfropft ſind, und nicht nur Blüthen, ſondern auch Früchte tragen.*) In der That ſieht man dergleichen auf der Iſola bella, und der Anblick iſt im erſten Augenblick überraſchend und den Unerfahrenen täuſchend. Aber man wird bei näherer Betrachtung bald überzeugt, daß das Ganze eine kindiſche Spielerei ſei, indem man ältere Pomeranzenbäumchen nicht weit über der Erde behutſam durchbohrt, junge Roſen-, Jasmin- oder Feigen-Setzlinge durch das Loch gezogen und die Wurzeln in die Erde gelegt hat, wo ſie, zumal die Feigenbäume, gern noch verrätheriſchen Wurzelausſchlag treiben.

Recht heimathlich ſind dagegen hier, wie am ganzen See, die Kirſchlorbeeren. Sie pflanzen ſich wild durch den Samen fort. Zwei dergleichen Kirſchlorbeerbäume, die auf der Iſola bella ſtanden, ehe der Fürſt Vitaliano Borromeo die unwirthbaren Felſen zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts anbaute, haben eine Höhe von mehr denn hundert Schuh erreicht und einige Schuh im Durchmeſſer des Stammes. In einen derſelben, ſo erzählte mir der Gärtner, ſchnitt Napoleon beim Beſuch der Inſel, vor der Schlacht von Marengo, das Wort Bataille in die Rinde. Der Mann träumte nichts anders, als Bataillen.

An der teſſiniſchen Seite fanden wir die neue Gotthardsſtraße von Bellinzona bis Airolo faſt vollendet. Sie hat auch hier fünf bis ſieben Meter Breite und ſechs Schuh Fall auf hundert, nur an den ſteilſten, doch ſeltnen Stellen acht bis neun Schuh. Wir fuhren die herrliche Straße ins Gebirge bis Faido im Trab hinauf; von Zeit zu Zeit begegneten uns Halbkutſchen, von Faido und andern Ortſchaften der Riviera und Leventina kommend.

Die Fahrbarmachung der Gotthardsſtraße bis zum Vierwaldſtädterſee iſt jetzt im ſtarken Betrieb. Ebenfalls ein Mitglied des teſſiniſchen Staatsraths, Namens Menechini, hatte den Lauf der Straße am Gebirg, auf der Seite von Uri ſchon ausgeſteckt. Bis jetzt iſt der Weg nur noch für Fußgänger und Saumroſſe gangbar; doch für bequeme Reiſende, oder welche den Berg hinauf nicht ſteigen können, ſorgt, wenn er benachrichtigt wird, der Gaſtwirth Joſeph Meyer zu Andermatt im Urſerenthal, der ihnen ſichere Pferde, ſelbſt mit Frauenſatteln verſehen, bis Amſteg und Altorf oder Flüelen am Vierwaldſtädterſee entgegenſchickt.

Ehemals war die Gotthardsſtraße ſtärker beſucht, als gegenwärtig, da über den Arlberg und Simplon der Weg bequem und zum Waarenzug fahrbar geworden iſt. Sie würde noch einſamer durch den Bau der Bernhardinſtraße werden, wenn nicht mit Ernſt an ihre Ver-

*) Selbſt Herr Ebel in ſeiner Anleitung, die Schweiz zu bereiſen, erzählt dies in der dritten Auflage, Artikel Borromäiſche Inſeln, noch nach.

Digitized by Google

besserung gedacht würde. Aber diese einmal vollendet, ist nicht zu zweifeln, daß der Gottbard, durch seine geographische Stellung, in der Mitte aller gelegen, es wieder mit allen Nebenbuhlern siegbaft aufnehmen könne.

H. Hsch.

Das afrikanische Königreich und Negervolk der Assianter.

(Im Auszuge aus dem 1819 zu London (bei Murray) in einem Quartband gedruckten Bericht von den Ergebnissen der britischen Gesandtschaft vom Cape Coast Castle nach Assianter (Mission from Cape Coast Castle to ashantee), mit statistischen Nachrichten von diesem Königreich und geographischen Angaben über einige andere Landschaften des innern Afrika, von Hr. Eduard Bowdich, Esqr.)

Seit dem J. 1700 ist bereits in den Reisenachrichten von Rosman und Barbot von dem Königreiche der Ashanteen, oder Assianter, oder Inta die Rede gewesen, welches westlich von Mandigo, sich östlich bis nach Akim ausdehnt. Allein das Wenige, was man über ein Jahrhundert lang in Europa von diesem Lande wußte, blieb sehr unbestimmt und ungewiß.

Im Jahr 1807 drang ein Kriegsheer der Assianter bis an die Küste vor. Im Jahr 1811 überfielen sie das Königreich Fantee, und im Jahr 1816 ward dieser Ueberfall wiederholt. Die Besiegten verloren zwar nur wenige Volk auf dem Schlachtfelde, weil auch ihr Widerstand nur gering war; desto zahlreicher waren hingegen die Menschenopfer, welche zur Befriedigung des Aberglaubens der Sieger dargebracht wurden; die Schrecken des Hungers stellten sich im Gefolge der Verheerung des Landes durch den Krieg ein. Das britische Fort Cape Coast ward durch die Assianter blokirt. Um den Sturm zu beschwören, zahlten die Engländer für Rechnung der Fanthi's eine bedeutende Summe, und zu wo möglicher Abwendung der Wiederholung ähnlicher Vorfälle, suchte der Statthalter beim Vorstande des afrikanischen Vereines um die Bewilligung nach, eine Gesandtschaft an den König der Assianter abordnen zu dürfen, deren Zweck sein sollte, denselben günstig zu stimmen und neue Handelsvortheile zu erzielen. Der Vorstand oder das afrikanische Komitee ordnete demnach im Jahr 1817 ein mit Geschenken für den afrikanischen König beladenes Fahrzeug ab; die damit ertheilten Aufträge bestanden wesentlich in Nachfolgendem:

„Der Statthalter sollte drei für die Abordnung tüchtige Personen wählen, unter denen ein Arzt sein mußte. Vom König der Assianter sollte vorerst die Genehmigung der Sendung verlangt werden. Die Gesandtschaft sollte von hinreichender Bedeckung begleitet werden. Als Hauptgegenstände der Abordnung wurden bezeichnet: die Beschaffenheit des Landes, die Länge und Breite der Ortschaften, die Namen der Städte und Flüsse, die Entfernungen, die Grenzen, die Erzeugnisse, das Klima, der Boden, die Einwohner, ihre Anzahl, ihre Sitten, Religion, Gesetze und Gebräuche; die Verbindungen mit nördlichen und andern Nachbarländern; das

Digitized by Google

Verfahren bei der Einsammlung des Goldes und die Ausdehnung des Handels, mit diesem köstlichen Metalle sowohl, als mit dem einheimischen Elfenbein. Die Abgeordneten sollten trachten, den König oder die Häuptlinge zu bewegen, den Briten einige Kinder zur Erziehung in Cape Coast zu übergeben."

„Sie sollten sich ferner angelegen sein lassen, die Bewilligung des Königs zur Erbauung einer sechs Fuß breiten Straße zu erhalten, die von seiner Hauptstadt an die Grenze von Cape Coast führen würde; die Kosten und die Ausführung derselben wollte die Gesellschaft übernehmen. Wofern sich den Abgeordneten merkwürdige Untersuchungs-Gegenstände in weiterer Entfernung darbieten würden, durch welche die Reise verlängert und die Kosten verstärkt würden, so waren sie zu der vermehrten Ausgabe berechtigt."

„Es ward für rathsam geachtet, der Gesandtschaft Landeseingeborne beizuordnen, deren Einfluß sie benutzen könnte, die mit der Landessprache vertraut sein und die zutrauenswerth erscheinen würden. Nach erhaltener Bewilligung für die Reise gen Ashantee ward gerathen, sich Geisseln geben zu lassen, und eben so wünschte man auch, daß der König eine angesehene Person nach Cape Coast abordnen möchte, die sich der Gesandtschaft als Führer und Beschützer anschließen würde."

„Die Abgeordneten sollten sich keinerlei Tadel oder Rüge über Sitten und Gebräuche des Landes erlauben, und sich hingegen angelegen sein lassen, bei jeder Gelegenheit zu erklären, daß die Engländer nichts anderes wünschen, als die Ausdehnung des Handels, die erleichterte Verbindung von Ashantee mit der Küste, und den Unterricht der schwarzen Kinder in den Anfangsgründen des Wissens, wovon die Vortheile einleuchtend zu machen jene sich alle Mühe geben sollten."

„Von den zwei Personen, welche nebst dem Arzte die Abordnung bilden würden, sollte der eine die Breiten- und Längen-Bestimmungen zu machen im Stande sein; alle drei aber sollten an das Klima, an Anstrengung und Nüchternheit gewöhnt, und daneben von ernstem und kaltem, aber auch entschlossenem und muthvollem Karakter sein. Bei der Auswahl des Gefolges sollten diese gleichen Eigenschaften beachtet werden. Ein Zimmermann, ein Grobschmied, ein Waffenschmied, ein Böttcher und ein Ziegelmeister sollten sich unter dem Gefolge befinden und mit ihrem Handwerksgeräthe versehen sein."

Diese Aufträge konnten nicht dem ganzen Inhalte nach vollzogen werden. Die nahende Regenzeit heischte Beschleunigung der Abreise, die Vorsichtsmaasregel der Geisseln unterblieb, und der Statthalter begnügte sich, den Trägern des Gepäckes zwei Soldaten, welche Landeskinder waren, mitzugeben. Die Gesandtschaft reisete am 23. April 1817 von dem, unterm fünften Grad nördlicher Breite gelegenen, Fort ab, und nachdem sie in nordöstlicher Richtung das Gebiet der Fanthi's durchzogen hatte, betrat sie am 5. Mai das Land der Assanter.

Der erste Croom (Stadt oder Dorf) ist Quesha, welchem Fohmanée folgt. „Hier machten wir Halt (erzählt der Verfasser), um der dringenden Bitte eines ehrwürdigen Greises

Digitized by Google

willen, der uns mit Obſt und Palmwein bewirthete. Sein Betragen war ſehr einnehmend, und wir hörten nicht ohne Beſtürzung, daß er für die Erfüllung einer abergläubiſchen Zeremonie zum Tode verurtheilt ſei. Er erwartete die Antwort auf eine dem König eingereichte Bittſchrift, worin er ſich die Gunſt erbat, in ſeinem Croom zu ſterben, und bei ſeinem angeſtiegenen Alter nicht zur Reiſe in die Hauptſtadt genöthigt zu werden. Inzwiſchen war er aufgeräumt, und freute ſich, die Bekanntſchaft weißer Menſchen vor ſeinem Tode gemacht zu haben. Sein Haupt ward in Coomaſſée am Tage nach unſrer Ankunft daſelbſt eingebracht."

Dompaſſée, die gewerbfleißigſte Stadt auf dem Wege, den die Geſandtſchaft zu nehmen hatte, liegt unter 6° 11′ 30″ nördlicher Breite und unter 2° 6′ weſtlich von Greenwich. Dieſer Croom war ſehr beträchtlich geweſen, ehe der König ſeine Zerſtörung anordnete, in Folge eines geheimen Einverſtändniſſes, das der Caboceer (Statthalter der Stadt) mit einer der Frauen des Sai Cudjoe unterhalten hatte. Dem Weibe ward um ſeiner ſeltenen Verführungskünſte willen das Leben geſchenkt, und der König ſandte die Buhlerin auf Reiſen, um die von der Hauptſtadt entfernten Caboceers, nach deren Reichthümern er gelüſtete, in ihre Liebesnetze zu locken. Sobald ſie darin gefangen waren, wurden ſie hingerichtet.

Folgendes iſt die Beſchreibung der bei der königlichen Audienz beobachteten Zeremonien. Mit Beiſeitelaſſung des Schauſpiels grauſamer Hinrichtungen, die man der Geſandtſchaft bei ihrer Ankunft in Coomaſſée zum Beſten gab, geben wir zum Empfange ſelbſt über. „Was wir bis dahin ſahen (ſo drückt ſich der Erzähler aus), hatte unſre Erwartungen ſchon weit übertroffen, dennoch waren wir keineswegs auf die Pracht des Anblicks gefaßt, der ſich uns auf einer freien Ebene von einer Meile Umfang darbot. Der König, ſeine Dienſtpflichtigen und Hauptleute bildeten eine glanzreiche Gruppe und waren von einem zahlreichen Gefolge umringt. Zwiſchen uns und ihnen befanden ſich die Truppen aufgeſtellt. Die Hitze war unerträglich, und die von den überall glänzenden Goldzierrathen zurückprallenden Sonnenſtrahlen blendeten unſre Augen. Ueber hundert Muſikantenbanden fingen auf einmal zu ſpielen an, und jede ſpielte ihre eigene Melodie. Die Jagdhörner, die Trommeln und die metallenen Inſtrumente machten einen furchtbaren Lärm. Von Zeit zu Zeit wurden dieſe lärmenden Werkzeuge durch lange Flöten von angenehmer Harmonie unterbrochen, auch eine Gattung Dudelſack geſellte ſich dazu. Bei hundert große Sonnenſchirme oder Dais, deren jeder dreißig Perſonen decken konnte, wurden wechſelnd von ihren Trägern ausgebreitet und eingezogen. Sie beſtanden aus Seidenzeug oder Leinwand von gelber, rother oder von anderer glänzender Farbe. Die meiſten hatten die Form einer Kuppel, und waren mit Halbmonden, Elephanten und Vögeln beſetzt; dieſe Bilder waren alle golden; die Paraden, Hängebetten, wie große Wiegen geſtaltet, ſchwebten im Hintergrund; die Stangen der Träger wurden auf ihre Köpfe geſtützt; die Kiſſen und Ohrkiſſen waren mit rothem Taffet überzogen, und reiche Draperien hingen davon ſeitwärts herab. Zwiſchenein glänzten zahlloſe Sonnenſchirme aus geſtreiftem Zeuge vielartiger Farben. Das dunkle Blätter-

Digitized by Google

grün großer, verſchiedentlich gruppirter Bäume machte einen ſeltſamen Abſtich zu all' dieſer glänzenden Pracht."

„Die königlichen Staatsboten, in goldene Küraſſe gekleidet, öffneten uns den Weg, und wir begannen, unter Vortragung der engliſchen Flagge, unſern Kreiszug durch die Ebene. Bei jedem Statthalter, dem wir begegneten, ward Halt gemacht, um ſeine Hand zu berühren. Dies gewährte uns Zeit, die reichen Zierrathen, welche für uns ausgeſtellt wurden, etwas genauer zu beſchauen.

„Die Caboceers und ihre erſten Beamten waren in ſeidene, im Lande ſelbſt verfertigte Zeuge gekleidet, die ausnehmend koſtbar ſind, weil ſie aus vielfarbiger Seide verfertigt werden, welche man aus fremden, für dieſen Zweck ausgefädelten Seidenſtoffen erhält, und zu gar mannigfachen Gewehen anwendet. Die Größe einer ſolchen Kleidung iſt ſehr beträchtlich, und ſie wird genau wie eine römiſche Toga drapirt; faſt jedermann trug ein kleines Seidennetz um die Schläfe, nebſt einer ſchön gearbeiteten goldenen Halsſchnur, woran mauriſche Amulete, in Gold- oder Silberbüchſen verſchloſſen, hingen. Viele trugen auch liederabhängende Holsſchnüre. Um die Knie hatten ſie Gold- und Granatenringe gelegt, woran goldene Ketten hingen; unten am Fuß trugen ſie Goldringe, wie eine Guinee groß, woran abermals Thiergeſtalten hingen. Ihre Pantoffeln waren grün, roth und weiß, aus ſehr dünnem Leder verfertigt. An der linken Hand hing ein ſo zahlreicher Goldſchmuck, daß ſie die Hände auf das Haupt eines Knaben ſtützen mußten. Spazier- und Pfeifenrohre von Gold und Silber waren in großer Menge zu ſehen. Wolfs- und Widderköpfe von natürlicher Größe in Gold geformt, hingen an den Handgriffen, ihrer Säbel. Die Klingen hatten die Geſtalt von Vogelſchnäbeln, und ſchienen von Blut roſtig. Die Scheiden waren aus Leopardsfellen, oder aus einer Art Chagrin, oder auch aus Fiſchhaut verfertigt.

Jedes Tambourin ward von einem Menſchen auf dem Kopf getragen, und zwei andere ſchlugen das Inſtrument auf beiden Seiten; daſſelbe war mit feindlichen Knochen und Schädeln beſetzt. Die Pauken (Timbalen) lagen auf der Erde, und wurden mit befeuchteter Hand gepielt. Die Timbalenträger waren mit kleinen Glocken und Eiſenſtäben verſehen, welche bei jedem Handſchlag ertönten. Die kleinen Trommeln werden an ſcharlachfarbnen Scarfs um den Hals gehängt. Die aus den Zähnen junger Elephanten verfertigten Schalen waren in Gold gefaßt, und es lagen darin Kinnbackenknochen, von Menſchenopfern herrührend. Ueberall her wehten Federbüſche aus Adlerfedern auf den Mützen der Krieger; die Großbeamten trugen Fächer von Straußfedern; ſie ſaßen auf Seſſeln von ſchwarzem Holz, das mit Elfenbein- und Goldzierrathen überdeckt war. Hinter ihnen ſtanden ſchöne Jünglinge, in Leopardsfelle gekleidet, woran Muſcheln und viele Meſſerchen hingen, deren Griff blauer Agat und die Scheide von Gold oder Silber war. Dieſe Jünglinge trugen aus Elephantenhaut verfertigte, und gleichfalls mit angehängten Meſſerchen verzierte Patrontaſchen; ein großer Säbel mit goldenem Griff hing hinten über ihre linke Schulter; Scarfs und Pferdſchweife hatten ſie am Leib und an den Armen

Digitized by Google

befeſtigt; ſie trugen lange däniſche, mit Gold- und Muſchelſchalen ausgelegte Flinten. Hübſche junge Mädchen, mit ſilbernen Becken in der Hand, ſtanden hinter den Seſſeln etlicher Häuptlinge, und rings um dieſelben wieder ein Kreis junger Knaben, die reichgefaßte Elephantenſchwänze unaufhörlich hin und her bewegten.

Die Soldaten oder Krieger ſaßen auf der Erde, und dermaßen gedrängt an unſerm Wege, daß wir mitunter auf ihre Füße treten mußten, was ihnen völlig gleichgültig zu ſein ſchien; ihre Kopfbedeckung war eine Pangolin- oder Leopardsmütze mit über den Rücken herabhängendem Schwanze. Ihre Patrontaſchen beſtanden aus mit Leopardsfellen überzogenen Kürbisflaſchen, und waren mit rothen Muſcheln und kupfernen Glöckchen verziert. An Hüften und Schultern trugen ſie einen Bündel Meſſerchen. Die durch Tapferkeit Ausgezeichneten unter ihnen hatten eine eigene Kette um den Hals gehängt, auf die ſie ſtolz waren, als auf goldene Halsbinden. Die Schloßbleche ihrer Flinten waren mit Leopardsfell bedeckt; auf Wangen und Armen ſahen ſie tatowirt aus.

Mit einigem Befremden ſahen wir auch Mauren unter der Menge, die ein verſchiedenes Koſtüme darboten. Es waren ſiebenzehn Häuptlinge, welche unter großen und reich geſtickten Mänteln ſeidene Pantalons und Hemden trugen; ihr anſehnlicher mouſſelinener Turban war mit Edelſteinen beſetzt. Die Kleidung ihres Gefolges beſtand aus weißen Hemden, blau tüchenen Pantalons, einer rothen Mütze und einem Turban. Mit langſam emporgehobenem Blick, und offenbar böswilligem Ausdruck, ſahen ſie uns im Vorbeigehen an.

Die wiederholten Rundas, der betäubende Lärm der Trommeln, und eine damit wechſelnde harmoniſchere Muſik, verkündigten die Nähe des Königs. Wir gingen bei den Großbeamten des Hofes vorüber; der Oberkammerherr, welcher das goldene Jagdhorn bläſet; der Hauptmann der Poſtbedienten, der Hauptmann der königlichen Hinrichtungen, der Marktaufſeher, der Aufſeher der königlichen Grabſtätten, und der Intendant der Muſikanten, ſaßen mitten unter einem zahlreichen und glänzenden Gefolge. Der Oberküchenmeiſter hatte hinter ſich mit Leopardsfellen bedecktes Tafelgeräthe ausgelegt, und vor ſich eine große Menge ſilbernes Tiſchgeſchirr, Näpfe, Schalen, Kaffegeſchirre, und ein großes Gefäß, das ſeiner Geſtalt nach zum Räuchern beſtimmt ſchien. Auf einer dieſer Geräthſchaften ſah ich einige portugieſiſche Worte eingegraben, und ſie ſchienen mir auch von portugieſiſcher Fabrik zu ſein. Der Scharfrichter, ein Mann von ungewöhnlicher Größe, trug auf der Bruſt ein Beil aus dichtem Gold; der zu den Hinrichtungen dienende Block ward ihm vorgetragen, und er ſelbſt war von Blut und Fett beſudelt. Auch die vier Dolmetſcher waren glänzend ausgerüſtet; ſie trugen Bündel goldener Stäbe als unterſcheidendes Merkmal. Der Schatzbewahrer hatte Käſtchen, Wagen und andere Geräthſchaften ſeines Amtes, alle von dichtem Gold, vor ſich ausgelegt.

Wir wurden einer nach dem andern zur königlichen Handreichung zugelaſſen, und konnten Seine Majeſtät demnach bequem beſchauen. Es gewährte die Beobachtung der natürlichen Würde eines barbariſchen Fürſten eigenthümlichen Reiz. Sein Betragen zeigte eine Miſchung von

Digitized by Google

Majestät und Höflichkeit; er war hinlänglich gefaßt, um keinerlei den Ernst störende Bewunderung zu äussern. Seine Gesichtszüge drückten Wohlwollen aus. Er mochte achtunddreißig Jahre zählen, und hatte Anlage zum Fettwerden."

Herr Bowdich beschreibt hier umständlich allen Goldschmuck, womit der König beinahe ganz überdeckt war. Seine Umgebung war prachtvoll und glänzend. Man ließ die Abgeordneten unter einen Baum sitzen, um alle Häuptlinge und die Musikantenkorps vorbeiziehen zu sehen. Der König selbst zog in seiner ganzen Herrlichkeit, von seinen Fauten und Schwestern und einer Menge Hofleute begleitet, bei ihnen vorüber; die Nacht war bereits eingebrochen, und er machte nur Halt, um nach ihren Namen zu fragen. Die Zahl der Krieger, über welche Heerschau gehalten ward, berechneten sie auf dreißigtausend.

Bei der Audienz, welche den Abgeordneten nach Ueberreichung der Geschenke zu Theil ward, scheint, nach Herrn Bowdich's Angaben, das Haupt der Gesandtschaft durch Mangel an Geistesgegenwart, den Erfolg der Sendung gefährdet zu haben. Hr. Bowdich, nachdem er vergeblich versucht hatte, dem Hrn. James dasjenige einzuflüstern, was er sagen sollte, nahm nun selbst das Wort, und es gelang ihm, den Zorn des Königs und seiner Umgebung zu besänftigen, indem er erklärte, es sei des Statthalters Absicht, die Assanten und die Britten durch Handelsverhältnisse mit einander eng zu verbinden, und die Personen der Gesandtschaft sollen so lange dem Könige zu Gebot stehen, bis ihre Aussagen durch Briefe des Statthalters vollkommen bekräftigt sein würden *). Den König frappirte die Kraft und das Vertrauen, womit Hr. Bowdich, den er zwar nicht verstand, sprach, und als ihm die Rede durch den Dolmetscher übersetzt ward, besänftigte er sich einigermaßen. Am folgenden Tage erhielten die Kommissarien eine neue Audienz, deren Erzählung wir unabgekürzt mittheilen wollen, weil der Charakter des Königs sich auf eine merkwürdige Art darin ausspricht.

Als wir (sagt Hr. Bowdich) vor den König traten, war sein Aussehen ernst, und er redete uns also an: „Ich suche keinen Krieg mit den Engländern; aber es heißt meiner spotten, wenn man mir vier Ackien monatlichen Tributs anbietet; meine Hauptleute sagten zu mir: König, sie betrügen dich, und sie wollen deiner spotten. Laß uns diese Nacht abreisen, und wir bringen dir die Köpfe aller Fanthi's. Ich muß von euch, erwiederte ich, verlangen, daß ihr bis morgen wartet, weil ich das Antlitz der weißen Menschen sehe. Sie werden dem Statthalter schreiben und mir selbst seine Antwort melden. Wofern er mir das Verlangte nicht sendet, so sollt ihr alsdann ausziehen und alles niedermachen. Ich war genöthigt, ihnen Gold und Schafe zu geben, damit sie sich bis zur Ankunft der Antwort des Statthalters gedulden."

*) In einem Lande, wo die Preßfreiheit der Wahrheit immer Zugang öffnet, können so harte Anschuldigungen, wie die gegen Hrn. James (den Statthalter von Accra) gerichtet sind, nicht ohne Antwort bleiben. Die drei andern Abgeordneten, die Herren Bowdich, Hutchison und Tedlie vereinigten sich gegen ihn, und sicherten den Erfolg einer Unterhandlung, deren Gelingen Hr. James, wie sie behaupten, bereits auch gegeben hatte.

Digitized by Google

Hr. James ertheilte hierauf dem Fürſten die Verſicherung: der König von England und der Statthalter wünſchen ſeine Freunde zu ſein, und der Statthalter, glaube er, werde das Verlangte ſenden. Der König achtete indeß gar nicht auf dieſe Antwort, und behielt ſein ernſtes Anſehen. Der Augenblick ſchien entſcheidend, und es mußte ein kräftiger Aufruf an den Verſtand des Königs geſchehen. Hr. Bowdich erhob ſich, und forderte den Dolmetſcher des Hrn. James auf, ſeine Rede treu zu überſetzen. Da wir die Vorſicht trafen, ſchriftliche Noten zu nehmen, ſo können wir die Treue des Berichtes bei unſrer Ehre und eidlich verſichern.

„Geſtern, ſagte er, gelobten wir eidlich, auf die Art wie der König verlangt hatte; heute wollen wir ſchwören, wie wir vor unſerm Könige thun müßten (wir brachten das Stichblatt unſrer Degen an den Mund). Wir ſchwören bei unſerm Gott, bei unſerm König, und wir wiſſen, daß der Statthalter von Accra ein Gleiches thun wird, daß wir nichts Böſes gegen den König beabſichtigen. Der König von England und die Handelsgeſellſchaft haben dem Statthalter von Cape Coaſt den Auftrag ertheilt, uns hieher zu ſenden, um die Vereinbarung der Briten und Aſſianter zu erzielen. Wir ſind überzeugt, daß der Statthalter dem, was der König verlangt, entſprechen wird, und wenn wir ihm dasjenige melden, was der König uns geſagt hat, ſo ſind wir überzeugt, daß er ſeinen Palaver (ſeine Worte) gutheißen wird. Wir ſind abgeordnet, um die Vereinbarung der Briten und Aſſianter zu erzielen, weil wir unter den Weißen, ſo wie ihr unter den Schwarzen, die größte Nation bilden, und weil aus der Freundſchaft zwei großer Völker nur Gutes hervorgehen mag. Ich bin auf dem Schiffe gekommen, daß dem Statthalter dieſen Auftrag gebracht hat, der ihm, als er ihn erhielt, große Freude machte. Der König von England und die Handelsgeſellſchaft waren der Meinung, der Statthalter ſollte vom Könige die Abordnung einiger ſeiner Hofbeamten nach Cape Coaſt, als Bürgen für unſere Sicherheit verlangen; aber der Statthalter wollte dies nicht thun; er hielt eine ſolche Vorſicht für überflüſſig, und ſchrieb unſerm König und der Handelsgeſellſchaft, er ſehe ein unbedingtes Vertrauen in den König der Aſſianter, deſſen Ehre ihm für die Sicherheit ſeiner Abgeordneten ſattſam Bürge ſei. Wir ſind alſo, ohne irgend eine Vorſicht zu treffen, hieher gekommen, indem wir den König für unſern aufrichtigen Freund anſehen.“

„Des Statthalters Abſicht ging jederzeit dahin, dem Begehren des Königs zu willfahren; die Fauthi's aber wollten ihm nie ſagen, worin des Königs Verlangen beſtehe. Darum hat er uns abgeordnet, um aus des Königs eigenem Munde zu vernehmen, worin ſeine gerechte Forderung beſtehe? Wenn er unſre Briefe erhält, wird er zum erſtenmal die Wahrheit inne werden. Wir bleiben hier, um die Vereinbarung der Briten und Aſſanten zu bewirken. Wir verbürgen unſer Leben für die Wahrheit dieſer Ausſagen, und wenn wir Wahrheit reden vor Gott und dem König, ſo dürfen wir keine Furcht haben.“

Jeder Satz dieſer Rede erhielt, ſo wie er überſetzt war, den ungetheilten Beifall der Anweſenden. Der König lächelte und ſagte zu uns; „Der König hat euch lieb; eure Rede (euer Palaver) iſt gut und geziemend. Ihr ſprecht, wie Männern zu ſprechen wohl anſteht. Der König

Digitized by Google

wünscht mit den weißen Menschen Freundschaft zu unterhalten, und er sieht die weißen Menschen für diejenigen an, die der Gottheit am nächsten stehen." (Hier hielt der König inne, um die Hände zum Himmel emporzuheben und sein Antlitz zu bedecken.) Der Dolmetscher fuhr alsdann also fort: „Der König dankt Gott und seinem Fetisch, daß weiße Menschen an ihn gesandt worden, die so ziemende Dinge gesprochen haben; und wofern ihr drei weiße Menschen nach eurer Rückkehr an der Küste solltet vom Statthalter getadelt werden, wenn es euch an Lebensunterhalt mangeln sollte, sendet einen Boten an den König, und er wird euch Lebensmittel im Ueberfluß senden; denn er hält dafür, daß ihr Gott und ihm Recht haltet, wie eurem König und dem Statthalter, und daß ihr bei eurer Rückkunft eine ehrenvolle Auszeichnung verdient habet. Der König bezeugt euch nochmals seinen Dank und seinen Beifall über eure Rede."

Hierauf ward Hr. James vom König befragt, ob er gleich uns schwören wolle; was derselbe dann auch that. Nachher sagte der König etwas, was ungefähr den Sinn hat: „Ich trage Gefallen an diesen drei weißen Männern, weil sie Muth und Entschlossenheit haben und ihre Gesinnungen frei und beharrlich äussern."

Noch sprach der König viel anderes mehr. „Die Fanthi's, sagte er unter anderm, sind alle Schurken, und der Statthalter weiß es wohl. Sie sind es, die ihm alle schlimmen Gedanken in den Kopf setzen. Ich hab' es meinen Kriegshauptleuten immer gesagt. Ich bin überzeugt, daß Ihr gekommen seid, um mir Recht widerfahren zu lassen. Ich wünsche den Engländern nichts als Gutes. Ich schwöre bei Gott und meinem Fetisch, daß, wenn den Briten alles Böse bekannt wäre, das die Fanthi's mir angethan haben, so würden sie meinen Palaver gerecht finden." Er gab hier eine gedrängte Erzählung des Krieges mit den Fanthi's, um uns von ihrem Unrecht, von ihren Grausamkeiten und von seiner Langmuth zu überzeugen. „Wenn die Engländer", fuhr er fort, „Vertrauen in mich setzen, so will ich besser für ihre Forts sorgen, als die Fanthi's. Ich will ihnen viel Gutes erweisen. Sie sollen meinen ganzen Handel erhalten. Ich will ihnen solches Gold senden, wie ich selbst trage (dabei wies er auf seine Armbänder), und nicht schlechtes, wie das der Fanthi ist. Meine Leute geben sich nicht damit ab, schlechtes Gold zu machen, wie die Fanthi thun, die sich in ihre Häuser einschließen, um schlechtes Gold zu verfertigen, das sie hernach den weißen Menschen verkaufen. Wenn die Briten in den Forts je Mangel an Lebensmitteln haben, so sollen sie mir nur einen Boten senden, und ich werde ihnen geben, was sie bedürfen. Morgen ist Sonntag; aber am Montag sollt Ihr einen anständigen Boten erhalten."

Es ist uns unmöglich, von dem Ausdruck des Königs während dieser Rede einen vollständigen Begriff zu geben; derselbe war ausnehmend offen und freimüthig, und er hätte selbst dem Monarchen eines zivilisirten Landes Ehre gemacht. Es forderte uns auf, mit ihm zu trinken, und wir hatten mit Hrn. James den Toast auf die vollkommene Vereinbarung der Assianter und der Briten verabredet. Der Trinkspruch gefiel ihm sehr, er hat, daß

wir unſere Gläſer mit dem feinen auflöſen möchten, wandte ſich hierauf ſchnell gegen die Boten der Fanthi's, welche zitternd hinter ihm ſtanden, und ſprach: „Ihr habt mich zwar gewaltig erzürnt, aber das thut nichts; kommt her, ihr ſollt auch von meinem Trank trinken.“

Das Schreiben der Abgeordneten an den Statthalter und ſeine Räthe endigt alſo: „Unſere Stellung iſt bedenklich; wofern Ihre Antwort den König zum Krieg entſcheidet, ſo ſind wir ſeine Gefangenen. Wenn, wie wir nicht zweifeln, die Tapferkeit unſerer Landleute die Fortſchritte ſeiner Truppen, durch eine gleich rühmliche Vertheidigung, wie die von Annamaboe war, aufhält, ſo können wir dem aufgebrachten Kriegsvolke zum Opfer werden, obgleich unſtreitig der großmüthige Fürſt dies nicht will; denn er iſt nicht unabhängig, und ſteht leider unter dem Einfluſſe des militäriſchen Deſpotismus, der ſeinen Bruder entſetzt und ihn auf den Thron gebracht hat. Wofern aber, bei reiflichem Nachdenken, ſie finden ſollten, daß die Gewährung deſſen, was der König begehrt, mit Ihrer Ehre und Pflicht unverträglich ſei, ſo ſoll uns alsdann das hehre Beiſpiel eines Banſtarr und ſeiner Gefährten aufmuntern, die in ähnlicher Lage, wie wir, in den erſten Zeiten der britiſchen Niederlaſſungen in Indien, an ihre Oberen das ſchrieben, womit auch unſer Bericht ſich ſchließen ſoll: „Unſer Leben darf „nicht in die Wagſchale gelegt werden gegenüber von dem, was die Ehre und der Vortheil „unſers Vaterlandes erheiſchen.“ Unterz. E. Bowdich, W. Hutchiſon, H. Tedlie. Geſchrieben zu Comaſſe, am 24. Mai 1817.

Am 4. Brachmonat beſuchte uns der König in unſerer Wohnung; er ſchien ſich im Beſchauen von Pflanzenabbildungen zu gefallen, und ſagte: „Die weißen Menſchen wollen ſo vielerlei Dinge lernen, daß ihnen zuletzt der Kopf davon ſchwindeln muß.“ Man hatte uns erlaubt, einen Gang durch die Stadt im Begleit zweier Hauptleute zu machen. Kaum waren wir beim Palaſt vorbeigegangen, ſo ſahen wir zwei Menſchen enthaupten, um feiger Handlungen willen, hieß es; die Nacht zuvor waren drei hingerichtet worden.

Am 5. Brachmonat: Der Kriegshauptmann, welchem das von uns bewohnte Haus angehörte, und welcher Bakee hieß, war Unterbefehlshaber des Heerhaufens von Appia Danqua im zweiten Auszuge gegen die Fanthi's geweſen. Der Zögerungen und der Langſamkeit dieſes Feldzuges überdrüſſig, deßing er die Unvorſichtigkeit, ſich gegen einen Staatsboten zu äußern: der König habe beim Eintritt in das feindliche Gebiet den Entſchluß kund gemacht, allen Caboceers dieſes Landes die Köpfe abzuſchlagen, dann aber denſelben nur gegen einige wenige ausgeführt; bei ſolcher Lage der Dinge wolle er ſich nicht länger den Beſchwerden des Feldzugs überlaſſen und auf die Genüſſe eines ruhigen Lebens verzichten, es wäre denn daß alle Fanthi-Caboceers niedergemacht würden. Als er hierauf, ohne dafür erhaltene Bewilligung, die Armee verließ und in die Hauptſtadt zurückkam, ward er des Ungehorſams angeklagt und alles ſeines Eigenthums beraubt, worauf er ſich erhängte. Sein Nachfolger in dem Beſitz des Hauſes heißt Aboidwee; er hat auch die von Bakee beſeſſene Stelle im Staatsrath, mit einem Gefolge von ſiebenzehnhundert Mann, die zu dieſen Rathsſtellen gehören, erhalten.

Digitized by Google

Am 9. Brachmonat ſandte uns der König zwei Schafe nebſt vielen Früchten; auch der Neffe des Königs ſandte uns ein Schaf. Am 11. wurden wir zum königlichen Lever eingeladen; zugleich ſandte man uns eine Flaſche Rum und ein fettes Schaf. Dieſer Spaziergang kam uns ſehr erwünſcht, denn der weiteſte Hofraum unſrer Wohnung war nicht über vierzehn Fuß lang.

Am 12. Brachmonat ſandte uns der König ein großes Schaf von Hio, um es zu beſchauen; ſeine Länge vom Kopf bis da wo der Schwanz anfängt, betrug fünfthalb Fuß; der Schwanz war zwei Fuß lang. Die Höhe des Thieres betrug drei Fuß und ſeine Wolle war grob. Am 17. ſandte der König Geſchenke, zwei Unzen Gold für die Offiziere, zwanzig Aktien Gold für unſer Gefolge, und zehn für unſre Dolmetſcher; dazu ein Schaf, ein Schwein, nebſt vielen Orangen und andern Früchten. Es war dieſe Sendung eine Art Vorwurf über das unbeſonnen geſtellte Begehren, er ſolle uns für unſern Unterhalt Geld vorſchieſſen; nichts konnte in der That anſtößiger ſein, und die Herren Hutchinſon und Tedlie vereinten ſich mit mir, um den Schritt zu mißbilligen.

Als am 18. Brachmonat Hr. Tedlie nur wenige Klafter auſſer der Stadt zu ſpazieren verſuchte, ward er durch einen Kriegshauptmann, der ein Gefolge von beiläufig hundert Mann hatte, angehalten. Der Hauptmann führte ihn nach ſeiner Wohnung, und behielt ihn da, bis er Antwort auf eine an den König geſandte Botſchaft erhielt. Der König ließ Hrn. Tedlie vor ſich kommen, und fragte ihn, ob er eine Bouſſole bei ſich trüge; auf ſeine verneinende Antwort ward der Hauptmann ernſtlich darum getadelt, daß er einen weißen Menſchen als des Ausreiſſens verdächtig angehalten habe, während der König unſer Freund ſei. Nach dieſem Vorfall verſuchten wir nicht mehr leicht auszugehen.

Am 21. Brachmonat ward der König von einem ſeiner Oheime um Erlaubniß gebeten, die nöthigen Zeremonien für die Seelenruhe ſeiner im Kriege gegen die Fanthi's umgekommenen Verwandten, derentheilder er Beunruhigung fühle, veranſtalten zu dürfen. Der König gab die nachgeſuchte Erlaubniß, und bewilligte für die darzubringenden Opfer vier Unzen Gold, zwei Anker Rum, ein Fäßchen Pulver und vier Köpfe.

Am 28. Brachmonat ſandte uns der König viele Früchte. Einer der vier erſten Reichsbeamten, er hieß Apokoo, ließ, als ihm der Tod einer Tante kund gemacht ward, alſogleich einen Sklaven vor ſeinem eigenen Hauſe tödten, und begab ſich hierauf nach der Wohnung der Verſtorbenen, in der Abſicht, ihr zu Ehren noch viel andere Sklaven mehr zu opfern; als er dann aber inne ward, daß ſeine Tante, die ihn nicht leiden mochte, alles ihr Gold in den Fluß geworfen hatte, ſo wollte er auch nicht mehr als einen einzigen Sklaven opfern, und die ganze Todtenfeier fiel ſehr ärmlich aus.

Am 29. Brachmonat wohnten wir dem Lever des Königs bei; man beſchenkte uns mit Rum und einem fetten Schaf. Der König ließ uns ſagen, wie gern er uns Spaziergänge geſtatten würde, wenn nicht ſo viele Böswillige wären, die uns gern umbringen möchten. Wir wurden zu einem der Häuptlinge des Landes, Namens Odumata, eingeladen, der Palmwein mit uns

Digitized by Google

trank, und auch eine große Schale davon unſerm Gefolge zukommen ließ. Er erzählte, wie er der erſte Anführer im Krieg gegen die Engländer geweſen, und bereit ſei, denſelben wieder anzufangen, wofern das Verlangte ausbleiben ſollte. Auch fragte er uns, ob wir geneigt wären, ihn zum König von England und hernach wieder in ſeine Heimath zurückzubringen; weil er nämlich eine große Zahl Sklaven verkauft habe, ſagte er, ſo ſei zu befürchten, daß einige ihn erkennen und den König von England bitten möchten, er ſoll ihn nicht in ſein Land zurückkehren laſſen.

Am 2. Heumonat wurden zwei Perſonen hingerichtet; ein junges Mädchen, das ſich gegen einen Sohn des Königs unhöflich bezeigt hatte, und ein Mann, der, dem Geſetz zuwider, ein Stück Gold aufhob, das er ſo eben ſelbſt auf öffentlicher Straße hatte fallen laſſen. Alles, was auf die Erde fällt, gehört nämlich dem König, der dagegen, wenn es nöthig iſt, den Straßenkoth wegbringen läßt.

Am 3. Heumonat Vormittags tödtete ſich ein Sohn des Königs durch einen Flintenſchuß, und Nachmittags ward die Leichenfeier begangen. Zwei Männer und ein junges Mädchen wurden geopfert; ihre Köpfe und Rumpfe blieben auf dem öffentlichen Platze ausgeſtellt, während das Volk ſang und tanzte, und ein Musketenfeuer unterhalten ward. Die Mutter des Kindes war eine königliche Favoritin, die ſich ſchlecht betrug, und endlich ein Verbrechen beging, wofür ſie zum Tode verurtheilt ward. Von dieſem Augenblick an mußte ihr Kind ſich aus dem Palaſt entfernen; heute hatte ſich der Knabe wieder zum erſtenmal darin eingeſchlichen; der König hieß ihn fortgehen, weil er ohne Zweifel, wie ſeine Mutter, mit ſchlimmen Abſichten umgehe. Das Kind antwortete: wenn es ſeinen Vater nicht ſehen dürfe, ſo wolle es lieber ſterben. Nach Verfluß einer halben Stunde gab es ſich den Tod, indem es die Oeffnung eines Karabiners an den Mund hielt und den Drücker mit dem Fuß losmachte. Am gleichen Tag ward der Aufſeher der königlichen Grabſtätten verhaftet. Der Rath beſchuldigte ſeine Frau, Fetiſche (Amulete) gebraucht zu haben, um den König närriſch zu machen. Sie behauptete, keine andere Abſicht gehabt zu haben, als des Königs Wohlwollen ihrem Manne zuzuwenden. Man beharrte auf der Klage und ſie ward hingerichtet.

Am 5. Heumonat verkündigte der Freudenruf unſrer Leute die Rückkehr der Boten von Cape Coaſt, nach achtunddreißig Tagen Abweſenheit. — —

Unſer Tagebuch enthält beinahe nichts anderes, als die ekelhafte Erzählung von Hinrichtungen und Zeremonienbeſuchen. Ich will etliche Stellen davon ausheben, die einen Begriff von unſern Geſprächen geben und die heutzutage einflußreichen Männer unter den Aſſiantern bezeichnen können. Hr. Hutchinſon hat mir umſtändliche Auszüge des während ſeines Aufenthalts geführten Tagebuchs mitgetheilt. Er hatte mehr Ruhe und Muße, als ich, um Beobachtungen zu machen und dieſelben aufzuzeichnen. Ich denke, was ich davon benutzen werde, ſoll anziehend genug für den Leſer ſein.

Ein Kriegshauptmann, Aſofeo genannt, ſandte uns ſieben Akien Gold zum Geſchenk; zwölf derſelben empfingen wir von Amamquatea und drei von unſerm Hauswirth. Am

Digitized by Google

9. Heumonat ſandte uns der König zehn Ackien Gold, unter wiederholter Verſicherung ſeiner Zufriedenheit über die Ergebniſſe des Briefwechſels; auch die Geſchenke an Fleiſch und Früchten, welche die Häuptlinge uns täglich ſandten, konnten als Beweiſe ihrer beſſern Stimmung gelten.

Ich erſtattete dem Häuptling der Mauren, Baba genannt, meinen erſten Beſuch, und verſah mich mit Schreibfedern, Bleiſtift, Dinte und Papier, die ich ihm ſchenken wollte. Die Bleiſtifte und das Papier nahm er mit Vergnügen an; hingegen erklärte er, die ihm gewohnte vegetabiliſche Dinte vorzuziehen, und eben ſo die Schilfrohre ſtatt der Federn. Er empfing mich ſehr höflich. Ich fand ihn mit der ernſthaften Unterſuchung der ſeltſamen Bilder einer Handſchrift beſchäftigt. Indem er den Finger auf eine der geheimnißvollen Figuren legte, ſagte er zu mir: „Wofern Sie irgend ein heikles Geſchäft haben, ſo ſagen Sie mir's, und ich will es beſſer als irgend jemand in Ordnung bringen. Wofern in England jemand iſt, den Sie lieb haben und den Sie gern ſehen möchten, ſo ſagen Sie mir ſeinen Namen, und Sie ſollen ihn zu ſehen bekommen. Ich antwortete ihm: Die Briten, wenn ſie in guten Treuen gehandelt haben, ſeien gewöhnt, das Ergebniß alsdann Gott zu überlaſſen; England aber ſei ein ſo gelegenes Land, daß ich keinen meiner Freunde daraus abrufen möchte. Seine Schüler ſchrieben auf Holztafeln, wie Park ſie beſchreibt. Wenn jemand kam, um ein Zaubermittel von ihm zu verlangen, ſo zeichnete einer der älteſten von den Schülern eine Figur, und überreichte ſie dem Baba. Dieſer fügte ein kabaliſtiſches Zeichen hinzu, und faltete es auf geheimnißvolle Weiſe. Der leichtgläubige Neger griff gierig nach dem Schatze, zahlte die geforderte Summe, und beeilte ſich, das Amulet im koſtbarſten Futteral, das er beſaß, zu verwahren.

Ich hatte eine lange Unterredung mit Baba, und er bat mich, ihn öfters zu beſuchen. Mit Vergnügen beſah er die Proben der afrikaniſchen Araberſprache, die ich ihm in Jackſon's Werk zeigte, und die er fertig las. Als ich ihn am folgenden Tage wieder beſuchte, ließ er einen Mauren rufen, der ſehr kenntnißreich ſein ſollte, und von Timbuctoo kam. Mein Anblick erregte bei dieſem Manne keine Verwunderung, und Baba erklärte mir dies dadurch, daß er ſagte, der Maure habe in Bouſſa bereits drei weiße Menſchen geſehen. Ich erkundigte mich alſogleich nach den näheren Umſtänden, und erfuhr dann, indem Baba mir die Angaben des Mauren verdolmetſchte, Folgendes: Vor einigen Jahren erſchien plötzlich ein bemaſtetes Schiff auf dem Quolla oder Niger, unfern von Bouſſa. Es befanden ſich darin drei weiße Menſchen und mehrere Schwarze. Von den Fremdlingen aufgemuntert, brachten die Landeseingebornen ihnen Lebensmittel, für die ſie gut bezahlt und von den Weißen noch überdies beſchenkt wurden. Es ſcheint, das Fahrzeug hatte ſich vor Anker gelegt. Als ſeine Mannſchaft den Fluß hinabfahren wollte, rüſteten ſich die Mauren, es zu begleiten, in der Abſicht, daſſelbe gegen die vielfältig im Niger verborgenen Klippen zu ſchützen. Die Weißen aber, welche eine ſchlimme Abſicht ahneten, wollten dies nicht zugeben. Bald hernach ſtieß das Schiff auf Felſen; die weißen Menſchen ſprangen in's Waſſer, und ſuchten vergeblich ſich durch Schwimmen zu retten: ſie ertranken. Einige ihrer

Digitized by Google

Kleidungsſtücke wurden in Mauwaw aufbewahrt; aber der Maure glaubte nicht, daß ſich von Büchern oder Papieren etwas vorfände. Seine keineswegs veranlaßte, und alle Zeichen der Wahrheit an ſich tragende Erzählung machte einen tiefen Eindruck auf mich. Ich ſah ſpäter den Mauren noch mehrmals. Er war von ſanftem Charakter, und begehrte nie irgend ein Geſchenk. Er zeichnete mir eine Karte, und ich übergab ihm einige Schriften für den Major Peddie. Ein anderer Maure, den ich zu ſehen bekam, erzählte mir die gleiche Geſchichte, von der er aber nicht ſelbſt Augenzeuge geweſen war. Ich bat den Hrn. Hutchinſon, bei meiner Abreiſe von Coomaſſie Alles, was er hinſichtlich auf Park's Tod Näheres erfahren könnte, zu ſammeln, und mir zu überſenden. Ich erhielt einen handſchriftlichen Aufſatz, der unter den Beilagen meiner Reiſe erſcheint.

Ich ſetzte meine Beſuche bei Baba drei- bis viermal die Woche fort, und vernahm dabei mancherlei Dinge, weil allezeit aus verſchiedenen Theilen des innern Afrika kommende Mauren bei ihm eintrafen, und längern oder kürzern Aufenthalt machten. Sie gaben ſich das Anſehen, die Unwiſſenheit der Aſſanter ſehr zu bedauern, und ſie ſchienen zu glauben, es müſſe dieſelbe mir eben ſo leid thun, wie ihnen.

Das Lieblingsgeſpräch unſrer Beſuche bei den Häuptlingen war die Freiheit, deren die Weibinnen im geſellſchaftlichen Leben genieſſen. Wir verſicherten ſtandhaft, daß unſere Weiber ſich ihre Männer ſelbſt wählen, und daß dieſe ihnen treu bleiben. Die Wirkung unſrer Geſpräche auf die anweſenden Frauen war höchſt poſſerlich. Sie ſtanden auf, um mit ihren Kleidern den Staub von unſern Füßen abzuwiſchen, und ſo oft wir im Reden eine Pauſe machten, näherten ſie ſich wieder, um irgend ein Stäubchen oder Inſekt, das auf unſern Beinkleidern bemerkbar war, wegzunehmen. Die Männer bargen durch affektirtes Lachen ihren Verdruß, und legten uns zugleich die Hand auf den Mund, indem ſie erklärten, ſie wollen ein ſolches Geſchwätz (Palaver) nicht weiter hören; ihren Frauen befahlen ſie, in's Harem zurückzukehren, und dann fingen ſie mit uns von Krieg zu ſprechen an.

Unter den königlichen Dolmetſchern befand ſich ein Greis, Namens Quaneum. Er ſprach ſelten, aber man war immer ſehr aufmerkſam auf das, was er ſagte. Der Mann ward mir anziehend, und ich erkundigte mich nach ſeiner Geſchichte. Er hatte die Dolmetſcherſtelle ſchon unter zwei Königen vor dem jetzigen bekleidet, und vielfältig hatten ſeine Gebieter Geldbußen, die er um ſeiner Liebeshändel willen zahlen mußte, für ihn geleiſtet. Der König hatte ihn öfters ohne Erfolg gewarnt, und ihm vorgeſtellt, wie ſeine Unterthanen ihrem Könige gerechte Vorwürfe darüber machten, daß er mit Leuten, die ſich ſo ſchlecht betrügen, Nachſicht trage. Quaneum antwortete dem König: ſein Hang zu Liebesabenteuern ſei ihm durch die Zauberei einer ſeiner Frauen angethan worden. Kurz nachher ward der Dolmetſcher in unerlaubtem Umgang mit der Frau einer der erſten Kriegshauptleute überraſcht. Der König wollte ſich mit der Sache nicht befaſſen; aber er bevollmächtigte ſeinen Hauptmann, dem Quaneum alles, was er beſitze, mit Zugriff ſeiner Favoritin, abzunehmen. Der Krieger anerbot dieſer letztern alle Vor-

Digitized by Google

theile, deren ſie bei Quaneum genoſſen hatte. Sie weigerte ſich, dieſelben von ihm anzunehmen, verſicherte, daß ſie ihn ſtets haſſen würde, und verlangte an jemand andern verkauft zu werden. Der Hauptmann willigte ein, ſie einem entfernten Caboceer zu überlaſſen, wofern ſie ihm alle von Quaneum empfangenen Geſchenke ausliefern würde. Sie brachte dieſe, übergab ſie dem Hauptmann, und behielt mit ſeiner Einwilligung einzig nur eine kleine Summe Geldes für ihren Sohn zurück. Der Sohn begleitete ſeine Mutter auf der Reiſe, verwandte das empfangene Geld für ihren Loskauf, und übergab ſie dann wieder ſeinem Vater. Der König ſchenkte dieſem ein Haus mit einer kleinen Beſitzung, und er fährt fort, ihm das Benöthigte für ſeinen Unterhalt unter der einzigen Bedingung anzuweiſen, daß er ſeiner Frau ausſchließlich treu bleiben ſoll.

Folgendes iſt die Erzählung einer Konferenz des Hrn. Tedlie mit dem König, wie ſie der Erſtere aufgezeichnet hat. „Der König hatte mich rufen laſſen, daß ich ihm meine Bücher, meine Inſtrumente und die Arzneimittel, die ich bei mir führte, zeigen ſollte. Ich begab mich alsbald hin, und erklärte dem Dolmetſcher von Accra, Namens Quashie, den Gebrauch und die Vorzüge jedes der chirurgiſchen Werkzeuge. Der König hörte aufmerkſam zu, und fragte mich alsdann: ob ich die Operationen, von denen ich ſprach, auch ſelbſt gemacht hätte? Ich antwortete ja, und als Beweis dafür wies ich ihm das Stück vom Schädel eines Negers, den ich in Ceylan trepanirt hatte, und der geneſen war. Der König hob zum Zeichen ſeines Erſtaunens die Hand empor, und ſeine ganze Umgebung bezeugte ein nicht geringeres Erſtaunen. Ich legte die chirurgiſchen Werkzeuge zuerſt mir ſelbſt an, hernach den Dolmetſchern, alsdann den Kriegshauptleuten, und zuletzt auch dem Könige. Er ſchien überaus wohl damit zufrieden, und verlangte nun weiter, daß ich ihm die Arzneiſtoffe vorweiſen, ihre Eigenſchaften, Gebrauch und Doſen erklären ſolle; auch wollte er wiſſen, zu was für Tagesſtunden und mit welcher Vorſicht dieſe Mittel angewandt werden müßten. Er fragte mich alsdann, ob ich ſie ihm verkaufen würde; ich antwortete nein, weil ich ſie zum Dienſt der Offiziere mitgebracht hätte; hingegen wolle ich ihm einen Theil davon überlaſſen, und nur das behalten, was ich nothwendig zu bedürfen glaubte. Er wünſchte, dieſe Arzneimittel für ſich zu erhalten; er beſah dieſelben wohl fünf- bis ſechsmal. Ich überließ ihm einige unſchuldige Mittel, für die er mir ſehr nachdrücklich dankte.“

„Ich zeigte ihm Pflanzensbildungen, an denen er großes Gefallen hatte. Bei jeder Pflanze, welche glänzende Farben beſaß, hob er unter freudigem Ausruf die Hand empor. Die Höflinge drängten ſich um uns. Jeder Hauptmann hatte ein Heft in der Hand und blätterte darin; ſo oft dann einer eine Blume bewunderte, nahm ihm der König das Heft weg, um ſelbſt darin nachzuſehen. Er bezeugte großes Erſtaunen, als er die Flachspflanze ſah, und wir ihm ihre verſchiedene Anwendung erklärten, die Eiche, woraus unſere Schiffe verfertigt werden, und den Mohn, der die Menſchen ſchlafen macht. Er erkannte das Sinnkraut (la sensitive) und beſchrieb ſolches genau. Nachdem er zu einem hinter ihm ſtehenden Diener einige Worte geſpro-

Digitized by Google

chen hatte, ging dieſer hinaus und kam bald wieder mit neun Ackien Gold, die in ein Stück Zeug gewickelt waren. Der König überreichte mir dieſelben, und ich nahm ſie dankbar an. Er fragte, ob ich geneigt wäre, ihn zu beſuchen, ſo oft er mich würde rufen laſſen? Ich antwortete, daß ich mit Vergnügen Alles thun werde, was ihm angenehm ſein konnte, wofern es mit meinen Pflichten verträglich ſei. Er drückte mir die Hand, und zog ſich in ſein Zimmer zurück. Wenige Augenblicke nachher erſchien er wieder, in Begleitung ſeiner Schweſter, zu der er ſagte: „Hier iſt der weiße Arzt, von dem ich dir geſprochen habe. Gib ihm deine Hand. Du biſt krank; ſage ihm, worin dein Uebel beſteht, und er wird dir guten Rath ertheilen.“ Hierauf wandte er ſich zu mir, und ſagte: Geben Sie mir das eben erhaltene Gold zurück; der Zeug, worin es eingewickelt iſt, taugt nichts, ich will beſſeren wählen; und wirklich gab er es mir in einem Stück reichen Seidenſtoffs zurück, mit den Worten: „Ich habe Sie lieb, ich habe alle Engländer lieb. Sie ſind ein ſehr tüchtiges Volk (they are a proper people).“

„Er ging nachmals in ſein Zimmer, und kam mit einer Flaſche Branntwein zurück; ein Diener folgte ihm mit einem ſilbernen Teller und Gläſern. Er ſchenkte ein und forderte mich zum Trinken auf, mit den Worten: „Sai trinke auf Ihre Geſundheit.“ Ich antwortete unter einer Verbeugung: „Ich trinke auf die Geſundheit des Königs, und hoffe, er wird die Arzneimittel nie bedürfen, welche ich ihm gegeben habe.“ Nachdem ihm die Worte erklärt waren, ſtieß er das Glas gegen das meine an, und trank. Hierauf nahm er mich bei der Hand, und ſagte: Ich will Ihnen meine Schweſter ſenden, wollen Sie ihr mit Rath beiſtehen? Ich verſicherte, daß ich dieſen jedermann, der mir von ihm geſandt werde, zu geben bereit ſei.“

Als ich ihm, was ich von meinem Arzneivorrath miſſen konnte, überreicht hatte, ließ er ein kleines Kiſtchen holländiſcher Liquors holen; und nachdem er zehn bis zwölf ſeiner Diener ermahnt hatte, wohl zu behalten, was ich ſagen würde, ſo fragte er mich nochmals um die Anwendung jedes Mittels, und die Art, wie es gebraucht werden müßte. Nachdem ich ihm Alles wiederholt hatte, hob er die Hand auf ſein Haupt, mit den Worten: „Sai erinnert ſich deſſen, was der weiße Doktor geſagt hat;“ dann legte er jedes Stück in's Kiſtchen, unter dem Beifügen: dies hier iſt gut für mein Haupt, dies andere iſt gut für meine Bruſt, dies für den Magen u. ſ. w.“

„Eine ſeiner Schweſtern ließ uns ſagen, ſie wünſche die weißen Menſchen zu ſehen, und einige Augenblicke ſpäter trat ſie, von einem zahlreichen Gefolge begleitet, in's Zimmer, denn ſie war Caboceer einer großen Stadt. Nach gegenſeitiger Begrüßung klagte ſie über einen heftigen Schmerz in der linken Hand. Ich unterſuchte dieſe, konnte aber nichts daran wahrnehmen; indeß rieb ich eine Salbe ein, was ihr Vergnügen zu machen ſchien. Sie fragte, ob ich ſie im Laufe des Abends beſuchen wolle, und ich verſprach zu kommen. Mein Führer Asbantee holte mich zu dem Beſuche ab, und erinnerte mich, daß ich Degen und Hut ablegen müſſe, weil dieſe Schweſter des Königs eine Caboceer ſei. Er trug mir den Sonnenſchirm. Die Fürſtin ruhte

Digitized by Google

auf einer Matte in einem inneren Zimmer. Sie ließ mir einen Stuhl reichen. Ich rieb ihre Hand nochmals mit der Salbe; sie bat mich aber, damit aufzuhören, und Palmwein mit ihr zu trinken. Ich weigerte mich dessen, und bemerkte, der Wein sei herb, und wir Engländer trinken davon Abends niemals . . .“

Von den vier adlichen Familien, die den Sai Tootoo auf seiner Auswanderung, als er das Reich stiftete, begleitet haben, sind nur noch vier Abkömmlinge am Leben. Unter diesen vieren ist keiner wohlhabend, und einer derselben, Assaphi genannt, ist bettelarm, und lebt in den Wäldern, nachdem er aufgehört hat, ein Günstling des Königs zu sein. Dieß geschah bei folgendem Anlaß: Beim Ableben eines alten Dolmetschers des vorigen Königs, Sai Quamina, in einer entfernten Stadt, sandte der jetzige König, gewohntermaßen, seinen Verwandten Assaphi mit einer Summe Geldes und kostbaren Kleidern, die dem Verstorbenen in's Grab gelegt werden sollten. Assaphi behielt das Gold und die Kleider für sich, und legte an ihrer statt abgetragene Kleider in's Grab. Die Wittwe beklagte sich über eine so ärmliche Leichenausstattung, die der König ihrem Gatten für seine langen Dienste zu Theil werden lasse. Assaphi verhehlte dem König die Klage, und meldete hingegen, wie dankbar und gerührt die Wittwe für die dem Andenken ihres Gatten erwiesene Ehre sei. Diese aber holte heimlich die Kleider aus dem Grabe hervor, brachte sie dem König, und bedeutete ihm: sie vermuthe, es seien seine Absichten nicht erfüllt worden. Sai ließ den Assaphi rufen, und ohne sich merken zu lassen, daß er von der Wahrheit bereits unterrichtet sei, stellte er ihn über die Erfüllung seines Auftrags zu Rede, und forderte ihn hernach auf, die treue Erfüllung desselben eidlich zu beschwören. Assaphi war im Begriff es zu thun, als der König inne zu halten befahl, und zu ihm sagte: Schwöret nicht, denn hier sind Zeugen, die euch verurtheilen; — indem er die Wittwe mit den ausgegrabenen Kleidern hervortreten ließ. Assaphi, bestürzt und beschämt, gestand seinen Betrug ein; seine Besitzungen wurden ihm alle abgenommen, und er ist gegenwärtig um so mehr verachtet, als er nicht den Muth besaß, sich selbst das Leben zu nehmen. Obgleich zum Tode verurtheilt, konnte er um seiner Abstammung von Sai Tootoo willen, nicht hingerichtet werden. In den Vorwürfen, die der König ihm machte, kommen folgende Worte vor: „Mein Bruder hat vielfältige Dienste von seinem Dolmetscher empfangen; beide sind jetzt bei Gott, und wenn sie ihm alles erzählen werden, was vorgefallen ist, und wie ich gegen das Andenken des Dolmetschers gefehlt habe, so wird Gott mich tödten.“

Am 17ten wurden ein Mann und eine Frau, verdächtigen Umganges wegen hingerichtet. Die Frau war von ausgezeichneter Schönheit, und an einen Kriegshauptmann verheirathet. Des Königs Schwester ließ Hrn. Teblie rufen. Er erkundigte sich nach dem was ihr fehle, und verordnete einen Trank, den er auch alsogleich bereitete. Sie dankte ihm verbindlich, reichte denselben aber ihrem Gatten dar, der ihn gierig verschluckte. Hr. T. wollte dies abwehren, und bemerkte, er habe nur die für eine einzige Person erforderliche Dose bereitet. Die Fürstin antwortete: Lassen Sie ihn immerhin heute trinken; ich kann morgen eine andere Portion

Digitized by Google

erhalten. Hierauf erwiederte Hr. T.: er beſitze das Mittel nur in geringer Menge, und könne davon nicht an Geſunde abgeben.

Apokoo erkundigte ſich, warum der König von England nicht einen ſeiner Söhne zur Unterhandlung mit dem Könige geſandt habe? Er rühmte ſich, in den zwei letzten Kriegen fünf verſchiedene Nationen überwunden zu haben, und er zählte einundzwanzig Völker auf, die gegenwärtig den Aſſanten Tribut bezahlen. Noch ſind drei andere Nachbarvölker, ſetzte er hinzu, die ſich deſſen weigern; zwei derſelben wohnen öſtlich, das dritte nordweſtlich. Die zwei erſtern haben die Aſſanter überwunden, und die dritte, nordweſtliche, hat das Heer derſelben, welches der König gegen ſie ausſandte, völlig vernichtet.

Schreiben an den Gouverneur John H. Smith.

Kroofroom, am 26. Sept. 1817.

Letzten Montag ward eine allgemeine Verſammlung der Caboceers und Kriegshauptleute gehalten. Der König von Dawbin war dabei zugegen, nebſt mehrern Caboceers, Dagwumbas und mauriſchen Großoffizieren. Der König erklärte, ſein Wille ſei, daß der Vertrag genau vollzogen werde, und jede Verletzung deſſelben wolle er ſtreng beſtrafen. Er begehrte, daß ich denſelben nochmals vorleſen ſolle, und ließ eben ſo auch ſeine eigene Abſchrift verleſen. Am Abend erhielten wir unſere Abſchiedsaudienz, in Beiſein aller Oberhauptleute. Er diktirte ein Schreiben, das ich Ihnen bei meiner Ankunft überreichen werde. Der erſte Dolmetſcher Adooee ward beauftragt, die Hand des Hrn. Hutchinſon von mir anzunehmen, um ſie in die Hand des Königs zu legen, welcher dieſelbe ergriff, und ſich feierlich für die übernommene Perſon verantwortlich erklärte. Hierauf übergab uns der Dolmetſcher, von Seite des Königs: für den Statthalter, vier Knaben, die eine angemeſſene Erziehung erhalten ſollen; für das britiſche Muſeum, ſechs Proben von Goldarbeiten: ich hatte den Anlaß gehabt, dem König dieſe Niederlage der Nationalinduſtrie bekannt zu machen; für den Statthalter, einen Knaben und ein Mädchen, die für ſeinen Dienſt erzogen werden ſollen; für Hrn. Bowdich, gleichfalls einen Knaben und ein Mädchen, nebſt zwei Unzen ſechs Ackien Gold; für Hrn. Tedlie, einen Knaben nebſt einer Unze vier Ackien Gold; für den Dolmetſcher von Accra, ein Stück Zeug und zehn Ackien Gold; für die Dolmetſcher von Cape Coaſt, zwei Stücke Zeug nebſt zehn Ackien Gold; für den Staatsboten de Graaff, zehn Ackien Gold; für die Bedienten der Offiziere eben ſo viel, und für die Soldaten das nämliche. Von Apokoo empfing ich annoch: ein Stück Sarem-Zeug, nebſt einigen Kleinigkeiten; von Baba, dem Mauren-Häuptling, ein Schaf; von den königlichen Dolmetſchern, fünfzehn Ackien, und endlich viele Dankſagungen für meine Standhaftigkeit während der Unterhandlungen.

Da ſich der König gegenwärtig mit den Warfaws in Unterhandlungen befindet, wurden mir von ihm ſo nachdrückliche Einwendungen gegen unſere Rückreiſe über ihr Gebiet gemacht, daß ich, nachdem meine Gegenvorſtellungen ohne Erfolg blieben, darauf zu beharren für gefährlich hielt, wie ſehr auch unſere Plane geſtört wurden. Der König behauptete, der Weg durch

Digitized by Google

Warſaws ſei um zwei Tagreiſen länger, und er verhieß, unmittelbar nach beendigtem Krieg die Straße von Aſſim beſſern zu laſſen. Am Ende bewilligte er mir, etliche Meilen auf der Straße von Warſaw zurückzulegen, um mich mit ihrem Zuſtande bekannt zu machen.

Des Königs Lieblingsſohn, ein Knabe von fünf Jahren, hatte britiſche Uniform erhalten, und war beſtimmt, uns zu begleiten; nun aber kam ihm der Gedanke, den weißen Menſchen übergeben zu werden, ſo furchtbar vor, daß der König für den Augenblick darauf verzichtete, und uns das Kind ſpäter nachzuſenden verſprach. Er legt auf die Vortheile, welche dieſe Erziehung ſeinen Söhnen gewähren ſoll, einen zu großen Werth, um zu geſtatten, daß die Kinder ſeiner Höflinge davon früher, als ſeine eignen, Gebrauch machen.

Der König verſchaffte mir Träger, und verlangte, daß ich ſechs Männer zum Tragen meines Hamacks, wenn ich auf dem Wege unpäßlich werden ſollte, beſtelle. Er wollte nicht geſtatten, daß ich dieſelben bezahle, und beharrte darauf, uns einen ſeiner Hauptleute mitzugeben, der für uns Sorge tragen ſollte. Er hatte nur ungern auf die vorgeſchlagene Bedeckung verzichtet, deren Annahme ich weigerte, um nicht zu der beträchtlichen Ausgabe für ein Geſchenk an ſo viele Leute verleitet zu werden. Im Augenblicke, da ich Abſchied nehmen wollte, bat mich der König, noch etliche Minuten zu verweilen, damit ſeine Hauptleute die Pulververtheilung für die Begrüßung bei der Abreiſe beſorgen könnten. Es war nun bereits zu ſpät, um heute weiter als nach einem kleinen Croom über die Sümpfe hinaus zu kommen, wo unſer Gefolg uns am Morgen einholen ſollte. Der König und die Hauptleute ſaßen vor dem Pallaſt; die Fahnen wurden geſchwungen, und vor uns her bis auſſer die Stadt getragen; ein zahlreiches Musketenfeuer, und Ehrenbezeugungen aller Art, begrüßten und begleiteten uns.

Der König hatte eine ſehr gute Wohnung für Hrn. Hutchinſon, und alles was ihm angenehm und ehrenvoll ſein konnte, beſorgt. Was S. M. bei meinem Abſchiede geſprochen hat, war ungemein verſtändig und wohlwollend.

T. Edouard Bowdiche.

Schreiben von Sai Tootoo Quamina, König der Aſſlanter, an John Hope Smith, Esq. Statthalter.

Coomaſſie, am 23. Herbſtm. 1817.

Mein Herr!

Von dieſem Augenblicke an ſind wir Freunde. Ich werde nach Cape-Coaſt ſo viele Kaufmannswaaren ſenden, als möglich iſt, und bald, hoffe ich, ſollen Sie in mein Wort Vertrauen ſetzen. Ich erſuche Sie, meine Empfehlungen dem König von England genehm zu machen, und ſie auch ſelbſt anzunehmen, als Beweiſe meines Vergnügens über die Abſicht der Geſandtſchaft, und über ihren glücklichen Ausgang. Laſſen Sie die ſämmtlichen Fanthi's-Caboceers vor ſich rufen, und bedeuten Sie ihnen, daß der Vertrag wichtig ſei, und daß Sie deſſen Befolgung von ihnen gleichmäßig verlangen, wie ich ihn von allen Großen meines Königreichs,

Digitized by Google

und von den Caboceers insbesondere, heische. Ich hoffe, Sie werden jederzeit als Freund gegen mich handeln, und ich meinerseits werde stets bereit sein, was für England vortheilhaft ist, zu vertheidigen und zu unterstützen. Ich wünsche Ihnen Gesundheit und Wohlsein. Alle meine Hauptleute machen Ihnen ihre Komplimente. Ich bin, mein Herr, ihr aufrichtiger Freund.

Gegenwärtig waren:
W. Hutchinson.
M. Teddie.

Hier folgt der Schriftzug von
Sai Tootoo Quamina.

Nachschrift. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie dem König von England begreiflich machen, daß ich, aus Achtung für ihn, eidlich angelobt habe, den Krieg mit den Fanthi's nicht zu erneuern. Ich will dieselben als sein Volk betrachten. Zum Dank dafür, hoffe ich, wird er in Ueberlegung nehmen, ob er nicht den Sklavenhandel wieder herstellen könnte, es würde mir dies sehr erwünscht sein.

Die zwei letzten Briefe, welche ich aus Cape-Coast empfangen hatte, versetzten mich in die peinlichste Verlegenheit. Die beiden Personen, die mit gutem Grund mir am theuersten waren, befanden sich (schreibt man mir) durch die Krankheit, von der die Fremden am meisten befallen werden, in großer Gefahr. Ich sehnte mich sehr nach der Abreise. Dennoch machte mir auch die Trennung von diesem König, welchen wir einen Barbaren nennen, Mühe. Seine wohlwollende und großmüthige Sorgfalt hatten mir das Leben gerettet; seine Häuptlinge begehrten unser Blut; ein Zusammenfluß bedauerlicher Umstände schien den Verdacht zu rechtfertigen, den er über unsere Absicht geschöpft hatte, und die feindselige Stimmung der Mauren hatte diese üble Meinung genährt und unterhalten. Dennoch blieb er unser aufrichtiger Beschützer, und bei der Abreise überhäufte er uns mit Achtung- und Dankbezeugungen, die offenbar aus dem Herzen kamen, und mich innig rührten.

Die Nacht brach ein, und es wäre natürlich gewesen, meine Abreise bis am Morgen zu verschieben; ich hatte aber gegen den König und seinen Rath feierlich erklärt, noch heute die Reise antreten zu wollen. Da die strenge Erfüllung des gegebenen Worts bei den Negern über alles gilt, sagte der König mir, er wolle nicht in mich dringen, weil ich mein Wort gegeben hätte. Dagegen verlange er aber, daß ich den Abend nicht weiter als bis Ogogoo gehe, wo mich seine Leute frühmorgens am folgenden Tag einholen würden.

Der König, seine Großoffiziere und ihr Gefolge hatten sich außerhalb des Pallastes aufgestellt, und bildeten eine lange goldschimmernde Reihe. Als wir den Fürsten begrüßten, ertönte auf einmal die gesammte Musik, und ein heftiges Musketenfeuer hüllte uns in dichten Rauch. Wenige Minuten später befanden wir uns mitten in der Waldung, und hörten von allen Seiten das Geheul wilder Thiere. Die Straße von Coomassie nach dem Sumpf herab ist steil und felsigt; die Wasser des Sumpfes waren vom Regen angeschwellt, und an einigen Stellen bei vier und fünf Fuß tief. Die Fackeln, welche wir zu Abtreibung der wilden Thiere angezündet

Digitized by Google

hatten, waren unterweges erloschen. Die Soldaten und Dolmetscher zerstreuten und verirrten sich; erst lange nach uns trafen sie in Ogogoo ein. Die Einwohner schliefen; nachdem wir sie aber geweckt hatten, beeilten sie sich, uns gutes Quartier und Feuer zu machen. Am folgenden Morgen erhielt ich von Seite der königlichen Dolmetscher ein neues Geschenk an Gold, nebst einem langen Gruße, dessen Schluß dahin ging, daß ich zu Wahrung der Vortheile des Königs der Assianter den nämlichen Palaver anwenden möchte, dessen ich mich zum Besten des Königs von England bedient hätte. Ein solches Zeugniß der Achtung von Seite meiner politischen Gegner konnte mir nicht anders als angenehm sein.

Am folgenden Tage kamen wir durch Sarasso, wo wir mit Palmwein reichlich beschenkt wurden. In Assimunia nahmen wir Nachtquartier; der erste Beamte des Orts räumte uns dieses bei sich ein, und bewirthete uns mit Geflügel. Weil die Regenzeit bereits eingetreten war, so befanden wir uns den Tag durch beinahe stets im Wasser. Am folgenden Tag kamen wir durch Dedasee, und übernachteten zu Doompassie, in eben dem Hause, worin wir auch bei unserer ersten Durchreise Quartier genommen hatten. Ein Theil unseres Gefolges brachte die Nacht im nahen Gehölze zu.

Am 6. hatten wir einen beschwerlichen Bergübergang, um nach Moisee, der ersten Stadt von Allin, zu gelangen, die wir am darauf folgenden Tag erst gegen 4 Uhr verlassen konnten, weil wir, um die benöthigten Lebensmittel zu erhalten, die Heimkehr der Einwohner von ihren Pflanzungen erwarten mußten. Um die Reise zu beschleunigen, beschloß ich in Akrofroom zu übernachten. Die Assianter widersetzten sich diesem Vorhaben und stellten vor, die Flüsse seien ausgetreten und die Wege durch vielen Regen verdorben. Ich wollte ihnen aber den Wahn benehmen, als glaube ich, wie sie thun, an glückliche und unglückliche Tage fürs Reisen, da mir dies in der Folge sehr nachtheilig werden konnte. Darum antwortete ich: sie könnten, wofern sie mir nicht folgen wollten, zurückbleiben, und wirklich reisete ich auch ohne sie ab; sie kamen jedoch bald nach, und sagten, sie würden, wenn sie uns verließen, mit dem Tode bestraft werden. Hr. Tedlie und ich bildeten den Vortrab, mit einem Soldaten und dem zweiten Hauptmanne der Assianter. Als die Nacht einbrach, sahen wir uns von dem übrigen Begleit so weit getrennt, daß wir es schon nicht mehr errufen mochten. Die Anstrengungen, die wir zu Abhaltung der wilden Thiere durch Fackellicht zu machen im Fall waren, versäumten uns. Weil wir stets im Wasser gehen mußten, hatten wir auch unsre Schuhe verloren. Wir konnten die Straße nicht mehr unterscheiden und kamen davon ab; es war dichte Nacht, und ein heftiges Gewitter trat ein. Der Assianter blieb allein noch bei mir. Er gab mir das Endstück der Kleidung, welche er sich um den Leib geknüpft hatte, in die Hand, und schritt vorwärts, indem er mich so durch Sümpfe und Flüsse nachzog. Es hörte nicht auf zu donnern, der Sturmwind stürzte Bäume um uns her nieder, und das Geheul der Tiger und Löwen ertönte furchtbar. Mein Assianter schritt immer vorwärts, und es mochte etwa Mitternacht sein, als ich, gänzlich erschöpft, das Kleid meines Führers endlich fahren ließ, von Müdigkeit niedersiel und ein-

Digitized by Google

geſchlafen war, noch ehe ich um Hilfe rufen konnte. Mein treuer Begleiter ſuchte mich inzwiſchen, ſobald er mich vermißte, wieder auf, weckte und ſetzte mich auf einen Baumſtamm, indem er mein Haupt an ſeine Achſel lehnte. Nachdem er mir begreiflich gemacht hatte, daß ich unfehlbar ein Opfer des Todes ſein würde, wenn ich hier bliebe, begaben wir uns nochmals auf den Weg. Nach einer Stunde ungefähr mußten wir den letzten Waldſtrom durchſchwimmen. Jetzt war aber meine letzte Kraft erſchöpft; Schlaf und Müdigkeit raubten mir jedes Gefühl von Gefahr, und ich entſchlief unter den angenehmſten Empfindungen. Mein trefflicher Führer trug mich alsdann an eine Stelle im Walde, die nicht überſchwemmt war, und wo der immer noch ſtromweiſe niederfallende Regen nicht ſo leicht durchdrang. Ich mochte etwa eine Stunde geſchlafen haben, als ich erwachte, und neben ihm einen zweiten Neger mit einer angezündeten Fackel fand. Mein Führer hob mich auf ſeinen Rücken und trug mich in drei Viertelſtunden nach Akrofroom.

Der Mann wußte, daß ich eine Summe Goldes für den Unterhalt unſrer Leute bei mir trug, die ich auf einem ſolchen Wege dem Gepäcke nicht anvertrauen wollte. Mein Leben war in ſeiner Hand. Wilde Thiere hauſeten in den Wäldern, und er konnte ſagen, ich ſei von ihnen angefallen und zerriſſen worden. Dieſe Gedanken verfolgten mich bis zum Augenblick, wo ich die Beſinnung verlor.

Um zwei Uhr Morgens kamen wir in Akrofroom an. Jedermann ſchlief. Doch erhielt ich alsbald ein Zimmer, Waſſer, um mich zu waſchen, Früchte und Palmwein, die mich erquickten, und endlich auch Kiſſen und Matten, mit denen ich mich decken konnte, indem ich faſt nackt war. Ich hüllte mich alsbald in dieſelben ein, und der dadurch bewirkte ſtarke Schweiß hat vielleicht eine ſchwere Krankheit von mir abgewandt. Gegen Mittag traf ein Soldat ein, der mir Hoffnung gab, den Hrn. Tedlie wiederzuſehen. Wirklich erſchien dieſer auch bald nachher; er hatte ſeine Begleiter in einem Sumpfe gelaſſen, wo ſie Hilfe aus der Stadt erwarteten. Wir beglückwünſchten uns gegenſeitig. Er hatte mich verloren geglaubt, weil ein Aſſianter, welcher Stücke von meiner Kleidung an ſich trug, zu einem meiner Leute, der ihm begegnete, geſagt hatte, er habe die Fetzen im Walde gefunden.

Hr. Tedlie, deſſen Füße noch wunder als die meinen waren, hatte ſeine Gefährten bei der Dunkelheit und während des Gewitters verloren. Er entſchloß ſich, einen Baum zu erſteigen, und die Nacht darauf zuzubringen; bald aber traf ein Aſſianter mit einer Fackel ein, der ihn in einen zerfallenen Wagenſchuppen führte, in welchen ſchon fünf oder ſechs der Begleiter ſich geflüchtet hatten.

Um vier Uhr trafen einige andere, und gegen Abend endlich die noch übrigen Verirrten ein. Dieſe letztern hatten die Nacht und den ganzen Tag im Walde zugebracht. Munter und mit gutem Appetit aßen wir jetzt eine magere Suppe, eingedenk, daß dieſelbe für Mungo Park eine köſtliche Mahlzeit geweſen wäre.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des neunzehnten und zwanzigsten Heftes.

Zur Geschichte der Frankfurter Unterhandlungen über die katholische Kirchen-Organisation.
Sendung an den römischen Hof und Vorlegung der Schlüsse. S. 467
Die Alpenstraßen über St. Bernhardin und St Gotthard. — 475
Das afrikanische Königreich und Negervolk der Abianter. — 496

Von dieser Zeitschrift erscheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Convert versehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Converts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1819.

Erstes und zweites November-Heft.

Nro. 21. u. 22.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Geiſt des deutſchen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

1.

Mannigfache Anſichten der in Deutſchland entſprungenen Meinungskämpfe. Als Einleitung zu dieſen geſchichtlichen Betrachtungen.

Die innern Bewegungen Deutſchlands, hervorgetreten aus den einander feindlich begegnenden Anſprüchen der bürgerlichen Stände, reizen die Aufmerkſamkeit Europa's. Denn ſchon erblicken wir jene hartnäckige Parteiung der Geſinnungen, jene Verwirrung der Begriffe, in welcher dem Einen ruchlos erſcheint, was dem Andern ein Heiligthum gilt, jene gegenſeitigen Erbitterungen, kaum noch mit dem Schleier gewohnten Anſtandes bedeckt, wie wir ſie bei andern Nationen nur alluoft, als weiſſagende Vorläufer finſterer Verhängniſſe, kennen gelernt haben.

Was dort in wilder Regung durcheinander fähret, nennen die Einen nothwendigen Naturgang in der allmäligen Ausbildung der bürgerlichen Geſellſchaft; — die Andern den uralten und nie endenden Kampf des Lichts und der Finſterniß; — die Dritten das Wiederaufſtehen des urdeutſchen Sinnes und Weſens, immerdar im Widerſtreit mit romaniſchem oder welſchem Geiſt, und von dieſem ſeit Jahrhunderten unterdrückt und beherrſcht. Andre hinwieder heißen es die Spätfrucht von den Lehrſätzen franzöſiſcher Staatsumwälzer, jetzt erſt zur Reife gekommen; Andre es, Wirkung deutſcher Nachahmungsſucht, zu reden, zu thun und es haben zu wollen, wie Franzoſen oder Engländer, ohne Anſehn altdeſtandener innerer Verhältniſſe und Rechte; Andre es, eine vorübergehende Meinungsmode, oder fieberhafte Stimmung, wie ehedem das Werther- und Siegwartfieber der empfindſamen Zeit geweſen; Andre es, ein meuteriſches Werk ehrgeiziger Lehrer und Schriftſteller, die ſich den Fürſten bedeutſam, oder in Umkehrung alter Ordnungen einen neuen Stand, in jedem Fall berühmte Namen machen wollen; Andre es, Folge irreligiöſer, falſcher Aufklärung, welche mit Hintanſetzung kirchlicher Lehrbegriffe und Anhalten zuletzt keines Heiligthums mehr achtet; Andre es, den natürlichen Erfolg fürſtlicher Fehlgriffe, durch welche die alterthümlichen Schranken zerfielen, von denen weiland hoher und niedrer Adel, Bürger und Bauern unvermiſchbar auseinander gehalten wurden; Andre es, ein Sträuben der Völkerſchaften unter dem unerträglicher werdenden Druck öffentlicher Laſten. Andre noch löſen ſich das Räthſel auf andre Weiſen. Jedem bietet ſein Standpunkt, ſein Erfahrungsſchatz, ſeines Gemüthes Eigenthümlichkeit, oder Vorurtheil und Intereſſe ſeines Berufs und Standes einen andern Schlüſſel dar.

Selbſt an vielen Höfen ſcheint dieſer Zwieſpalt der Urtheile zu walten; daher oft unſichere Rathſchläge, ſchwankende Maasregeln.

Digitized by Google

Widerſtrebet nicht, ermahnen die Einen, dem Drange der Zeit; verleihet dem Volke ſtellvertretende Verfaſſungen, wie ihr verheißen habet, und der Sturm iſt beſchworen. Durch die öffentliche Meinung, durch innigern Verein des Fürſten mit dem Volk, werdet ihr mächtiger werden, als weiland durch Prieſterſchaft und Adel. Schon haben viele längſt, theils durch das Streben der größern Landesherrn nach Alleingewalt, theils durch höher geſtiegene Geſittung und Einſicht der untern Stände, ihre ehemalige Bedeutung und Achtung verloren. Ihr könnet Ordensbänder, gräfliche und freiherrliche Pergamentbriefe austheilen, aber nicht erzwingen, was die Nation dazu denken ſolle.

Wehr, rufen Andre: ſo ihr den morſchen Damm, gegen welchen heut der Strom anbrauſet, gänzlich ſchleifet, wird er ſich verheerend über Alles ergießen. Hätte Ludwig XVI von Frankreich nicht den Staatsfehler begangen, die Notabeln zuſammenzurufen, er würde das Blutgerüſt nie beſtiegen haben. Wiſſet ihr, wenn ihr dem Volk eine geringe Macht einräumt, ob es ſich nicht bald damit eine größere erobert? Wenn ſich Landſtände und Thron entzweien, wiſſet ihr, auf weſſen Seite das Volk treten wird? Wahr iſts, die Fürſten haben, zur Mehrung eigner Hoheit, des alten Adels Anſehn und Einfluß gebrochen: ſollen nun aber jene, was ſie dieſem genommen, mit dem Volke theilen? Wahrlich, das Volk ſelbſt verlangt dies nicht. Die ſogenannte öffentliche Meinung iſt am Ende nur Schriftſtellergeſchrei. Der Fürſt ſchirme der untern Stände Rechtſame, aber auch die letztern, welche dem Adel im Heere und am Hofe geblieben ſind; er zeige ſeinen gewaffneten Arm, und gebiete dem frechen Geſchwätz der Schriftſteller, durch Aufhebung der Preßfreiheit, Schweigen, ſo iſt der Sturm beſchworen und die öffentliche Meinung ſtirbt mit ihren Werkzeugen, den Zeitungen und Flugſchriften, aus.

Wohl kann man, erwiedern Andre, Zungen und Federn in Bann thun; aber wenn dieſe auch ſchweigen, reden Gedanken und Seufzer. Verblendet euch nicht muthwillig, zu glauben, daß jenes Mißvergnügen im deutſchen Lande Wirkung des Geſchreies ſei; nein, das Geſchrei iſt Wirkung empfundener Schmerzen. Verſchloſſener Grimm iſt allezeit gefahrvoller, denn redſeliger Mißmuth. Guttenbergs Werkzeug gibt zum Gifte Gegengift, und zu böſen Anſchlägen den Verräther. Der Hof, welcher Preßzwang einführet, verdunkelt ſich ſelber das, was im Volke treibt, und verdächtigt, weil er öffentliches Urtheil ſcheut, ſein eignes Gute. Zeitungen und Flugblätter bewegen kein zufriedenes Volk, und die Jugend der Hochſchulen ſtürzt keinen im Volksglück gegründeten Staat um. Stellet dies Glück her; vermindert die Laſt der Abgaben, ihren ungleichen Druck; gebt den Handel frei; ſchränkt eure Ausgaben ein; vermindert den Aufwand des Hofes, des Heeres, der überflüſſigen Beamtungen, und der Sturm iſt beſchworen. Denn Bürger und Bauern, welche ſich heut an die Mißvergnügten der gebildeten Volksklaſſen anſchließen, und in ihnen ihre Fürſprecher ehren, ohne ſie zu verſtehen, werden neuen Staatsverfaſſungen und ſtellvertretenden Verſammlungen wenig nachfragen, ſobald ſie ſich, bei mäßigen Abgaben, ihres Eigenthums ſicher und in ihren Häuſern behaglich fühlen.

Digitized by Google

Dagegen setzen sich Andre und sprechen: Ein Heilmittel, wie dieses, ist weit zerstörender, als die Krankheit selbst. Fürchtet die Folgen, wenn ihr den altgewohnten, gebührlichen Glanz des Thrones schwächet, und diesen armselig gegen seines Gleichen, ohne Majestät gegen die Menge hinstellet! Vom Aeussern stammt der Begriff der Würde, und damit die Ehrfurcht, welche ihr gebührt. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die stehenden Heere verkleinert, den Landesherrn wehrlos machet gegen den Trotz seiner Unterthanen, oder gegen die Gewalt des geharnischten Nachbars! Es kann in unsern Tagen kein Fürst ohne Gefahr sein Heer vermindern, so lange nicht alle Mächte Europens gleichzeitig dasselbe thun. — Fürchtet die Folgen, wenn ihr die Menge oder Besoldung der bürgerlichen Beamten vereingert und tausend und noch tausend Familien brodlos machet! Das heißt zahllose wackere Männer, welche mit ihrem Ansehn, Einfluß und Wissen bisher die Ordnung des Staats schützen halfen, muthwillig in Verzweiflung treiben, und zur Partei der Mißvergnügten hinüberjagen, damit sie diese in Befehdung der bestehenden Ordnung verstärken. Immer noch klüger würde sein, Preßfreiheit, Landstände u. dgl. m. zu gewähren, und eine öffentliche Meinung zu gestatten, welche in der Hand eines weisen Fürsten zum machtvollen Hebel wird. Lasset das Volk sich von der Nothwendigkeit der Steuern durch seine eignen Abgeordneten überzeugen; was aus Ueberzeugung gegeben wird, ist leichter gegeben. Der Fürst, im Mittelpunkt aller Machtmittel, wird auch dann noch immer als der Stärkere dastehn, und am wenigsten vor dem Wortgetöse der Redner zittern müssen, die, gewöhnlich unter einander selbst entzweit, zuletzt nur dienen, unterhaltendes Schauspiel des großen Haufens und Werkzeug des Hofes zu sein.

So und auf mannigfaltige andere Weise durchkreuzen sich Rathschläge und daraus fliessende Maasregeln. Schlaue Gewandtheit im Geschäftswesen, vereint mit Unglauben an das Zeitbedürfniß und an des Volkes Noth, steht einem schwärmerischen Hochsinn ohne Geschäftskunde gegenüber, der, von seinen Urbildern berauscht, das was sein sollte, mit dem was sein kann, verwechselt. Vorurtheile der Geburt, des Standes, der Zunft, der Gewohnheit baden mit glänzenden Idealen um das Gerechte und Nothwendige. Die seltsamsten Erscheinungen treten hervor. Hier werden stellvertretende Verfassungen gegeben, dort durch Vertrag zwischen Fürst und Volk gegründet, dort verzögert, dort verweigert. Hier denkt man an's Fortschreiten mit dem Geist des Jahrhunderts, dort an's Festhalten des Bestehenden, dort an Heimkehr in's Altvergangene, an Herstellung des Lebenwesens, Mönchthums und gedankenlosen Gehorchens.

Es kann nicht anders sein, das Hinausführen so feindlichgetrennter Grundsätze ins wirkliche Leben und in so vielerlei nebeneinanderbestehenden Staaten gleicher Zunge, muß Gährungen wecken, deren Ausgang Niemand berechnen kann. Kaum zwei Jahrzehende früher ahnete man diesen Gang der Dinge auf deutscher Erde nicht. Woher die Verwandlungen, da seitdem Adel und Geistlichkeit nicht anmaßender, die Gesetzgebungen nicht despotischer, die Fürsten nicht unväterlicher geworden sind?

Digitized by Google

2.

Neue Entfaltung des Volksgeistes nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Bildung der höhern Stände durch franzöſiſches Schriftenthum.

Man durchblättre die Geſchichte! Erd' und Himmel ſind der ungeheure Spielraum, deſſen die Wünſche der Sterblichen bedürfen; behagliches Daſein in dieſer Welt, ſelige Erwartung von jener. Irdiſche Freiheit, gottesfürchtiger Glaube bleiben die ewigen Grundbedingungen alles unſers Glücks, wenn auch, nach Maasgabe der verſchiedenen Geſittungsſtufen, die Arten bürgerlicher und ſtaatsthümlicher Freiheit, oder die religiöſen und kirchlichen Zuſtände der Völker von einander abweichend ſind. Will man die Weltgeſchichte verſtehen, muß man ſie aus der Höhe dieſes Standpunktes betrachten. Alle großen Ereigniſſe und Staatsumwälzungen ſtammen zuletzt von daher.

Auch die Geſchichte der Deutſchen, ſeit ihren Hermannsſchlachten gegen Rom, bis zu ihrer Verſtrickung ins Netz des Lehenweſens und Prieſterthums, wird von jenen Triebfedern bewegt. Abwechſelnd ſehen wir immerdar die eine oder die andre der letztern vorherrſchend ſpielen, abwechſelnd ſich gleichſam einander zurückdrängen bis auf einen Endpunkt, da dann die Gedrängte ihre Spannkraft wieder geltend macht. Nach der frommen Raſerei der Kreuzzüge folgte die Pracht, Ueppigkeit und Kunſtliebe des Mittelalters, Sittenſchlaffheit und Uebermuth weltlicher und geiſtlicher Herren. Das Heiligſte des Menſchen war beinahe ganz in todter Kirchlichkeit erſtarrt. Da erfolgte wieder der Umſchwung und die Rückwirkung durch die Macht gläubiger Inbrunſt — der Tag der großen Kirchentrennung. Die Religionskriege geſtalteten einen Theil Europa's um, Aber ſchon der Ausgang des dreißigjährigen Krieges bezeugte die eintretende Erſchlaffung der Nationen. Man ſehnte ſich unter den langen Verwüſtungen um jeden Preis nach Ruhe; und die religiöſe Begeiſterung, zum Theil ſchon von frembartigen Leidenſchaften verſchlungen, wich dem dringendern Bedürfniß des äuſſern Wohlſeins. Es war am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts. Die Völker bauten ihre zerſtörten Hütten auf; Pracht und Wohlleben zog wieder in die Städte und in die Paläſte der Großen ein. Frankreich gab damals in Sitte, Kunſt und Schriftwerk den Ton an; er ward der Ton, wie des größern Theils von Europa, auch an Deutſchlands Höfen und in den höhern Ständen, bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus.

Der Witz und Ernſt geiſtreicher Schriftſteller Frankreichs bekämpfte kirchliche und ſtaatsthümliche Irrthümer und Vorurtheile mit gleicher Gewalt. Die Fürſten und ihre Großen in Deutſchland, und Alles, was gern zu den Höhern zählen wollte, bildeten ſich freier aus; ſtrebten nach dem Ruhm, freiern Ton und Geiſt um ſich her zu verbreiten; begünſtigten Wiſſenſchaft, Volksaufklärung, Glaubensduldung und was das geſellige Leben veranmuthigen mag; verbeſſerten die rohe Geſetzgebung; brachen die Macht geiſtlichen Anſehens; ſchafften den Hexenprozeſſe und Folterbänke ab, und bereiteten mit zahlloſen beſſern Stiftungen ein beſſeres Zeitalter vor. Zugleich aber ſchweifte ihre Begierde zur geiſtigen Freiheit in wahren Frevelmuth über, dem

Digitized by Google

nichts ehrwürdig, nichts heilig blieb. Mit unhaltbaren Kirchenlehren ward alles Religiöse zugleich Gegenstand des Spottes; die Milderung der Sitten verlor sich in sittliche Schlaffheit.

Doch dieser Ton herrschte nur in den höhern Ständen und in denen, die ihnen am nächsten grenzten. Die große Mehrheit der Nation, die Landleute, die Bürger der Städte, genossen nur die Früchte besserer Einrichtungen von oben herab; aber der droben waltende Geist, in fremder Sprache redend, focht sie nicht an. Deutschland blieb deutsch, während die kleine Zahl der Vornehmsten französisch dachte, fühlte, handelte und sprach. Im Innern des Volks verharrte alte Gottesfurcht, Ehrbarkeit und schlichtes, gemüthliches Wesen, neben mancherlei Spießbürgerthum, Aberglauben und rohem Sein.

Und das Volk befand sich wohl dabei. Es trug heilige Scheu vor dem ausgelassenen Wesen der Vornehmen, und herrschende Meinung ward beim gemeinen Mann, daß Religionsspötterei und Sittenlosigkeit zum Stande der Vornehmen gehöre. Dabei bewegte sich männiglich ungestört in hergebrachten Weisen. Die altererbten Rechte jeder Zunft, jedes Dorfs, jeder Stadt, jeder Landschaft wurden geehrt oder nur glimpflich dem Zeitbedürfniß gemäßer gefügt; die Stände des Volks waren scharf von einander getrennt, und man beachtete schonend die herkömmlichen Verhältnisse gegenseitig. Wie das gesammte deutsche Reich aus dem Zusammentritt von einigen hundert Gemeinwesen, von ungleicher Größe, Wichtigkeit und Würde bestand: so hinwieder war jeder einzelne Staat darin eine besondere Bundesschaft von verschieden berechteten Ortschaften, Provinzen, Ständen und Körperschaften unter einerlei Oberhaupt. Jeder Theil sorgte, unbekümmert um den Nachbar, für sich, und war zufrieden, wenn man ihm das Seine ließ.

Das war der sicherste Weg zur Ertödtung alles Gemeingeistes in Deutschland, so wie zur Pflege jeder kleinlichen, engherzigen Selbstsucht. Die deutschen Völkerschaften kannten einander kaum. Was in Brandenburg geschah, war dem Schwaben selten wichtiger, als was es von Schweden oder Neapel vernahm. Dem Hofen lag an Erweckung eines größern Nationalsinnes der Deutschen am wenigsten; vielmehr kam ihnen zuweilen gelegener, die Vereinzelung der Völkerschaften durch Nährung eines Nationalhasses gegen Nachbarn zu mehren, weil es unter den deutschen Fürsten selten an Parteiungen und Kriegen fehlte. Diese wechselseitige Gleichgültigkeit der Landestheile gegen einander, und weil die Massen des Volks von noch zu weniger Geistesbildung durchdrungen waren, verursachte, daß nur eine geringe Zahl von Zeitungen und Flugschriften gedruckt und gelesen wurde. Lebhafter Umtausch der Gedanken und Ansichten war also nicht leicht, um so weniger, da die Zeitungen, unter züchtiger Zensur, von den Vorfällen des eignen Landes das Mindeste nachbar werden ließen, und die Staatsschriften mit so barbarischer Gelahrtheit abgefaßt waren, daß sie selten von andern gelesen wurden, als denen es nöthig war. Das Volk erfuhr von den Spannungen der Höfe nur, wenn man sein Geld und Blut in Anspruch nahm, den Hader der Landesherren auf Schlachtfeldern zu entscheiden.

Digitized by Google

Zwar gab es in den meiſten deutſchen Staaten Landſtände, allein auch dieſe hatten nur noch die Bedeutung einer bloßen Körperſchaft, keinen öffentlichen Werth fürs Volk. daher beim Volk keine große Beachtung. Entſproſſen dem ordentlichen Lehenthum, da Ritter, Pfaff und Stadt noch Alles, die Nation nichts war, hatten die Landſtände, eiferſüchtig auf ihre Rechtſame, ſich ſoviel möglich unverändert in urſprünglicher Geſtalt bewahrt Das ward ihr Untergang. Denn Kinder alter Jahrhunderte ſtanden ſie in den neuen, als Fremdlinge. Ohne Wurzel in das gegenwärtige Leben zu treiben, nur auf verblichenen Pergamentbriefen ruhend, konnten ſie aus dem Reich des Lebens hinweggewiſcht werden, ohne daß man ſie vermißte. Dies kam unternehmenden Fürſten zu ſtatten, welche ihre Selbherrlichkeit erweitern wollten In Baiern z. B. hatte man ſeit mehr denn hundert Jahren keine Stände mehr zuſammenberufen. Die landſchaftlichen Verordneten ergänzten ſich bei jedem Tode eines Mitgliedes durch eigne Wahl, und bewilligten, was der Fürſt begehrte. Seit Schleſien unter preußiſche Hoheit kam, wurden die Landtage auch da vergeſſen.

Das Wachsthum fürſtlicher Selbherrlichkeit vergrößerte allerdings die freie Thätigkeit und den Spielraum der Gekrönten zu Allem, auch zu vielem Löblichen für das Volk; führte aber fur ſie und das Volk oft nicht wenigern Nachtheil herbei. Denn die Unterthanen, indem die Landſtände verſchwanden, welche bisher noch, wirklich oder auch nur ſcheinbar, die Sache der Unterthanen vor dem Thron vertreten hatten, ſahen ſich damit gänzlich der Willkühr und Gnade des Hofes hingegeben, und behielten bei der Schrankenloſigkeit des Herrſchers nur das peinliche Gefühl ſtaatsbürgerlicher Nichtigkeit. Niemand war mehr gefetzlich befugt, für ſie das Wort zu führen; am wenigſten der Großbeamte des Staats, welcher bezeichnend genug „Miniſter“ oder Diener genannt, und nur für das verantwortlich ward, was er wider des Herrn Willen that. Man hat wohl auch vernommen, daß die Herzensgüte der Fürſten ſelbſt nicht ſelten Stellvertreterin des Volks gegen die Miniſter werden mußte. Unvermeidlich entſtand daraus größere Gleichgültigkeit Aller gegen den Staat, und erhöhte Selbſüchtigkeit der Untergebenen. Man predigte vergebens Vaterlandsliebe, wo man kein Vaterland, höchſtens nur das Geburtsland ſah, und den Wahlſpruch der Selbſucht im Mund und Herzen trug: ubi bene, ibi patria. Nur die perſönliche Vortrefflichkeit des Landesherrn, wenn er ſich durch Tugenden zur Bedeutung eines Landesheiden oder wahrhaften Volksvaters erhob, oder die Furcht vor einer Gefahr, welche Allen drohte, konnte zuweilen eine Art Gemeingeiſtes wecken, die als Erſatz der Vaterlandsliebe genommen werden mußte.

Nicht minder gefährlich ward ein andrer Nachtheil. Durch die erweiterten Selbherrlichkeitsrechte der Fürſten fühlten ſich dieſe theils ungebundener zu kecken Schritten gegen die Fremde, theils zur Befriedigung eigner Glanzliebe und ungemeſſener Freigebigkeit. Beides vermehrte oft genug die Menge der Ausgaben, führte zu Schulden, zur Vervielfachung der öffentlichen Laſten, das heißt zur Staatsſchwäche. Nicht alle dachten ſo großſinnig, wie Karl Friedrich Wilhelm, Herzog von Braunſchweig-Wolfenbüttel, der ſich und ſeinen

Digitized by Google

Nachfolgern durch einen freiwilligen Vertrag mit den Ständen, am 1. Mai 1794, das gefährliche Vermögen entriß, durch Häufung der Kammerschulden sein Land mit in den Verfall zu ziehen.

Inzwischen war damals den Höfen vieles erlaubt und schien gefahrlos, weil man theils die übeln Folgen nicht sogleich empfand, theils weil Adel und hohe Geistlichkeit, welche dem Thron zunächst standen und reden konnten, gern schwiegen, und lieber um die Gnaden des Thrones buhlten. Das Volk war über seine Verhältnisse nicht zum Bewußtsein gekommen, und schien desselben kaum jemals fähig zu sein. Festgehalten durch die Zaubermacht der Gewohnheit, verspürte es kaum die allmälig wachsende Bürde; es verdoppelte unter derselben nur seine Anstrengungen. Selbst das furchtbar lehrende Ereigniß des nordamerikanischen Freiheitskrieges, welcher den Volksgeist in Frankreich schon tief ergriff, blieb machtlos in Deutschland. Hier kam der großen Mehrheit der Nation jenes Schauspiel theils unbegreiflich, theils gottlos, theils lächerlich vor.

3.

Ausbildung der untern Volksstände durch deutsches Schriftenthum. Merkwürdige Wirkungen.

Keineswegs fehlte es an zahlreichen Männern, welche, in der Mitte des Volkes lebend, an Kenntniß und Einsicht mit den vortrefflichen Geistern andrer Nationen wetteifern konnten. Allein die höhern Ideen, welche sie trugen, oder in sinnvollen Werken entfalteten, blieben dem gemeinen deutschen Manne ungenießbar. Eine Bibel, ein Kalender, ein Gebet- oder Gesangbuch waren der gewöhnliche Leseschatz des Bürgers und Landmanns, wozu allenfalls noch die Zeitung einer benachbarten Stadt gehörte.

Aber wie im hohen Alterthume die Dichtkunst immer zuerst das Gemüth der Nationen zum Edlern erweckt, und im vollen Sinne des Worts die Menschen sich ihrer angeschaffenen Würde bewußter, das heißt menschlicher gemacht hat, also geschah auch in Deutschland. Die Wenigen, welche bisher, von Opitz, Grypdius und Picander herab bis Gottsched, Gedichte geschrieben hatten, waren mehr Nachbildner des Ausländischen in deutscher Sprache gewesen, als Sänger aus deutscher Natur und Seele, mit der Weihe des Gottes. Daher blieben ihre Werke der deutschen Nation fremd. Aber nun rührten Haller, Gellert, Gleim und Kleist, Klopstock, Voß, Stollberg, Hölty, Göthe, Wieland, Schiller, und wie die Herrlichen alle heißen mögen, ihre Harfen. Die ganze Nation horchte dem plötzlich erstandenen Sängerchor. Ein Lied von Bürger, von Schubart durchzuckte das innere Leben des großen Haufens mehr, als je alle Weisheit der Schulen es vermocht hatte. Die deutsche Jugend entbrannte für die göttliche Kunst. Allgemeiner ward nun die Begierde zum Lesen, und mit ihr vergrößerte sich die Zahl der Schriftsteller. Die Schauspielkunst nahm edlere Gestalt an. Robinsonaden, Liebesgeschichten, empfindsame Reisen, Kloster-, Ritter- und Räuberromane wanderten von Hand zu Hand durch die Schreibstuben der Kaufleute, durch

Digitized by Google

die Werkstätten der Bürger, durch die Wachtstuben der Soldaten bis in die ländlichen Hütten. Die Schulen wurden verbessert; Basedow, Rochow, Weiße, Salzmann und andere wirkten kräftig dafür ein. Die Volkslehrer machten sichs zur Pflicht, Aberglauben und Vorurtheile zu bekämpfen. Man schrieb fürs Volk im Geist des Volks, und die Geheimnisse der Schriftgelehrten gingen als Gemeingut in die Laienwelt über.

Da begann ein wunderbares Dämmern in der alten Finsterniß. Ein unermeßlicher Schatz neuer Wahrheiten, Ansichten und Kenntnisse verbreitete sich schnell durch alle Stände. Die neuen Vorstellungen im Gemüth des Volks wurden zum Wort. Tausende lasen; und Tausende, die nicht lasen, sogen die niegeahneten Wahrheiten, vermischt mit neuen Irrthümern, aus den Gesprächen der Andern ein.

Bisher hatten Franzosen, Briten, Schweizer, selbst Italiener für diejenigen Nationen gegolten, in welchen selbst die untern Stände des Volks einen gewissen Sinn für Edleres, als rohe Lust ist, ein gewisses eigenthümliches Geistesleben, wenigstens Empfänglichkeit für Reize der Natur und Kunst, für den Gedanken des Dichters oder des Weisen besaßen. Nicht ohne Bewunderung oder Verwunderung hatten Reisende in Frankreich oft die Werke der besten Schriftsteller dieses Landes in Hand und Gedächtniß des gemeinen Mannes, oder den englischen und schottischen Bauer mit der neuesten Zeitung hinter dem Pfluge gesehen; oder die Stanzen Tasso's aus dem Munde venedischer Gondeliers; oder treffende Urtheile über öffentliche Verwaltung von den Lippen des einfachen Landmanns in der Schweiz gehört. Ein ähnliches Durchdrungenwerden deutscher Nation, wo nicht vom Licht, doch vom Schimmer ihrer vorzüglichsten Geister, schien noch sehr entfernt zu sein. Bald war dies nicht mehr der Fall.

Was bei andern Nationen die Frucht der Jahrhunderte gewesen, vollendete sich in Deutschland binnen wenigen Jahrzehenden, sobald hier einmal die heilige Schaar der Dichter zum Erwecken des Volks gesungen hatte. Solches war aber keineswegs das Ergebniß von der Ueberlegenheit deutscher Natur, sondern der Landesverhältnisse Deutschlands. Denn mehr hier, als in andern Reichen, begrenzten sich viele große und kleine von einander unabhängige Staaten. Was in dem einzigen ungeheuren London und Paris zusammengedrängt durch die Welt strahlte, war in Deutschland ein auf unzählige Stätten durch die ganze Nation zerstreutes, zwar minder blendendes, aber wohlthätigeres Licht. Hier lagerten auf demselben Flächenraum viele Hauptstädte, viele Fürstensitze, viele Hochschulen. Hier lebten viele wissenschaftliche Männer, zum Theil die ersten Geister der Nation und deren ewige Zierden, nicht, wie in Italien, Frankreich oder England, an die Höfe gerufen, sondern von den Großen kaum gekannt, oft verschmäht, zerstreut im Volk, und nicht für den Glanz der Höfe, sondern für ihr Volk arbeitend.

So groß ward in kurzer Zeit das Anwachsen deutschen Schriftenthums und der ihm entgegenkommenden Lesesucht, daß wohlmeinende Männer erschracken und fürchteten, die deutsche Gemüthsart werde damit zu Grunde gerichtet, und alle wissenschaftliche Gründlichkeit

Digitized by Google

in flache Halbwisserei verschlemmt werden. Sie arbeiteten dem Unwesen der schalen Aufklärer und Schöngeister männlich, nicht immer fruchtlos, entgegen. Vielmehr aber beförderten sie die Aufklärung und gaben dem Trieb zur Selbstbelehrung bei Einzelnen etwa eine bessere Richtung. Denn die Mittel, deren sie sich zur Bekämpfung schlechter Schriftsteller bedienten, waren abermals öffentliche Schriften, die in Jedermanns Hand übergingen.

Niemand schelte mir jene Zeit, denn sie ist die Mutter der heutigen, und hat Großes gethan.

Durch sie entsprang in Deutschland eine zweifache, zum Theil einander ganz entgegengesetzte Bildung. Deutsche Bildung, aus Kraft und Leben des Volks hervorgegangen, empfing das Volk; französische Bildung empfingen die höhern Stände. Jene war eigenthümlich, naturgemäß, darum fest; diese fremdartig, nur angenommen, darum schwankend und verzerrend. Beide, weil sie in ihrem Wesen keine Verwandtschaft hatten, mußten ganz verschieden auf Denk- und Gemüthsart beider Theile einwirken, denen sie angehörten. Tiefsühlend, ernst, ritterhaft, fein Alterthum ehrend, vaterländischer ward der Sohn des deutschen Gebildes; witziger, glätter, geschmeidiger, weltbürgerlicher erschien der Zögling des ausländischen Geistes. Die Reibung konnte nicht fehlen. — Der Sieg des Volksthaften über den Fremdling war aber ohne Sehergabe vorauszusagen.

Es ward ein Krieg unsichtbarer und doch gewaltiger Mächte im deutschen Lande angehoben, sonderbar genug, die Mitstreitenden weder wollten, noch kannten. Es kam darauf an, der deutschen Nation ihre eignen Fürsten und Großen wieder zu erobern, die ihr, durch ausländisches Wesen, gleichsam entfremdet worden waren; und doch kämpften die wenigsten, dieses Zwecks sich bewußt. Nach und nach aber räumte man auf den Prunktischen der Gekrönten ihrer Kinder und Höflinge, auch den Meisterwerken deutscher Schriftsteller, neben Franzosen, Italienern und Britten, einen Platz ein. Nach und nach ward, nicht ohne Mühe, welsche Oper und französisches Theater, von deutscher Art und Kunst hie und da verdrängt. Aber Bücher und Bühnen wirkten langsamer in den obern Ständen, wo Ausländerei schon Bürgerrecht gewonnen. Schwer war es hier deutsch zu lernen. Man empfand, urtheilte, liebte und haßte, dachte, handelte, sprach und trillerte in ausländischer Weise und Zunge.

Inzwischen war schon das bloße Anerkennen eigenthümlicher, vaterländischer Geistesherrlichkeit ein bedeutender Sieg von unüberrechnenden Folgen. Hof und Volk wurden dadurch unvermerkt einander näher gerückt. Die verschiedenen Völkerschaften wurden einander, durch Gemeinschaft ihrer ausgezeichneten Geister, verwandter und vertrauter, als sie es je vormals durch Krieg oder Waarenverkehr sein konnten. Sie waren zum Besitz eines köstlichen Gemeingutes gelangt. Der Mittelstand sah sich durch veredelte Bildung den höhern Ständen gleichgewordener, und ihnen durch Einsicht, Sachkunde und Naturgaben seiner zahlreichern Genossen oft vielfach überlegen. In gleichem Maase, wie seine alte Scheu vor denselben verschwand, gaben diese hinwieder von ihrem alten Stolze auf. Der Bürgerliche, in Reichthum, Weltkenntniß, Geschmack und feiner Sitte mit dem Adelichen auf gleicher Linie, ließ diesem

keinen Vorzug, als das Gedächtniß von Ahnen, die vorzeiten Inhaber von Ehrenstellen gewesen waren, oder die freie Huld des Landesherrn für deren Familien und daraus fließende Begünstigungen und Rechte. Ohne Gewalt und unbeabsichtigt sanken die Schranken des Unterschiedes im bürgerlichen Leben zusammen, und die Stände vermischten sich. Die Bürgerlichen waren in Sinn, Wort und That adelicher geworden; die Großen wurden bürgerlicher.

Diese außerordentlichen Verwandlungen machten sich so geräuschlos, daß man ihre Fortschritte kaum gewahrte, und so schnell, daß die Greise erschracken, welche an den Ton ihrer Jugendzeiten zurückdachten. Franzosen, Briten und Italiener blickten noch mit stolzem Hochgefühl aller ihrer Vorzüge auf die deutsche Nation nieder, als diese ihnen schon gleichstand, und, wenn auch von ihnen noch in Manchem übertroffen, sie auch in Manchem übertraf.

6.

Einfluß der französischen Staatsumwälzung auf den Geist des deutschen Volks.

Was bisher geschehen war, und wie unverkennbar es auf die Formen des geselligen Lebens seine Macht äußerte, ließ doch die eigentlichen staatsthümlichen Verhältnisse unangerührt. Jeder Stand, jede Körperschaft bewahrte und behauptete unangefochten die herkömmlichen Rechtsame. Billig erwartete man von der fortschreitenden Gesittung und Erleuchtung das allmälige freiwillige Verschwinden mancher Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung oder in der Staatsführung selbst. Denn schon bemerkte man bei den ersten Höfen freiherzigere Grundsätze in Behandlung der Unterthanen. Dazu hatten Friedrich der Große im Norden, Joseph II im Süden, Maximilian Joseph in Baiern u. a. m. den Ton gegeben. Jeder Rückschritt wirkte schon nachtheilig, reizte schon den Widerstand einer öffentlichen Meinung, wie man, zumal in Preußen, in den Tagen des Bischofswerder und Wöllner, der damaligen Religions- und Zensuredikte auffallend wahrnahm.

Im Allgemeinen aber regte sich im Volke geringe Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten. Im Grunde gab es derselben wenige oder keine; der Staatsgeheimnisse desto mehr. Das neueste Werk eines Lieblingsschriftstellers sprach die Neugier der Nation mehr an, und beschäftigte die Urtheile lebhafter, als Manifeste, Verordnungen und Gesetze. Auch mangelte es im Ganzen noch an klaren Begriffen über staatsrechtliche Verhältnisse, — sie lagen in den Werken der Gelehrten verschlossen. Die deutschen Volksschaften waren unter einander über ihre bürgerlichen Zustände zu wenig belehrt. Man wußte aus Reisebeschreibungen und Zeitungen oft von den Verfassungen und Gesetzgebungen Frankreichs, Großbritanniens oder Nordamerika's mehr zu sagen, als vom eignen Lande.

Daher machten die Unruhen von Lüttich und von Holland auf die Menge kaum größern Eindruck, als die Eroberung von Oczakow durch Potemkin. Selbst die Halsschmuckgeschichte in Paris, die Versammlung der Notabeln daselbst, die Gährungen in Frankreich,

Digitized by Google

die Stürmung der Baſtille erregten anfangs nur eine oberflächliche Neugier, und hatten allenfalls das Anziehende eines neuen Schauſpiels.

Aber die Berichte von dieſem Schauſpiel füllten nun ununterbrochen die öffentlichen Blätter. Die Theilnahme ſtieg, und die Anzahl der Zeitungen vermehrte ſich. Man ſah die ungeheuren Bewegungen eines Volks, welches ſich gegen Zwang und Schmerz einer willkührlichen Beherrſchung ſträubte. Man ſah eine Nation, ſchon weit über die Stufen mittelalterlicher Bildung emporgeſtiegen, aber noch immer von den Stiftungen des Mittelalters beengt, durch Adeliche und Geiſtliche bedrückt, durch Auflagen erſchöpft, durch Lettres de cachet und Baſtillen geſchreckt. Man ſah einen Hof, der, bei aller Zerrüttung des Staatshaushaltes, ſeinen Aufwand nicht begrenzte, ſondern nur die Stände des Reichs verſammelte, neue Hilfe zu begehren. Man ſah nun den Kampf der Stände, wie Adel und Geiſtlichkeit, vermöge altererbter Freibriefe und Titel, das ſchwerſte Gewicht der öffentlichen Laſten von ſich ab auf den Stand der Bürger und Landleute zu wälzen ſtrebten. Man las die Reden geiſtvoller Männer über die Rechte der Menſchen und des Volks, über Denk- und Glaubensfreiheit, über die nothwendige Gleichheit aller Staatsbürger in der Beſteurung und vor dem Geſetz.

Dies Alles und der große, erſchütternde Gang der Begebenheiten, feſſelte immer ſtärker die allgemeine Aufmerkſamkeit der Deutſchen. Die Tagesgeſchichte von Paris ward das Tagesgeſpräch an der Donau und Elbe. Eine Maſſe neuer Anſichten, Begriffe und Kenntniſſe durchdrang den Geiſt des Volks. Neben der ſchöngeiſterischen Schriftſtellerei that ſich für das Allgemeine eine ſtaatsthümliche auf, anfangs in zahlreichen Ueberſetzungen, bald in eigenthümlichen Werken. Urtheile partieten ſich, wie an Höfen, ſo an Hochſchulen, unter den Schriftſtellern, in Städten, Ortſchaften und Wirthshäuſern. Eben dieſe Parteiungen trugen, wie jeder Meinungsſtreit, zur Klärung ſtaatsrechtlicher Vorſtellungen unter allen Ständen weſentlich bei.

Inzwiſchen bemerkte man ſchon damals, als die Fürſten ihre Heere gegen Frankreich zur Rettung des Bourboniſchen Throns verſammelten, als das Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig gegen die Franzoſen ans Licht trat, und die amtlich geleiteten Zeitblätter mit verächtlichem Spott vom neuern franzöſiſchen Heerweſen redeten, großen Unglauben bei den meiſten Deutſchen. Dieſe hatten noch nicht vergeſſen, mit welcher Wegwerfung nicht nur Zeitungen, ſondern auch Proklamationen ehemals von den nordamerikaniſchen Freiheitskriegen geſprochen hatten, von eben denen, die man nachher als Sieger und Helden ehren mußte. In der That ſchadet dem fürſtlichen Anſehen im Volke nichts ſo ſehr, als ein vorſchnelles Urtheil in Meinungsſachen, das nachher wieder zurückgenommen werden muß. Regierungen ſollen in weltlichen, wie der Papſt in geiſtlichen Glaubens-Dingen, auf eine Art Unfehlbarkeit halten, die ihren Worten die Würde der Götterſprüche und das feſteſte Vertrauen der Unterthanen gibt. Im Götterſpruch iſt das Gerechte und Wahre das Göttliche. — Nun aber wußte man, daß zierliche Uniform der Soldaten und Geburt oder Dienſtalter der Heerführer in Volkskriegen das Wenigſte entſcheiden.

Digitized by Google

Auch mag nicht geläugnet werden, daß unter gebildeten Männern aller Stände auf deutscher Erde der sehr menschliche Wunsch vorherrschend ward, Frankreich möge unter dem Zepter seines Königs gesetzlich freier werden. Auch fehlte es nicht an solchen, welche Vergleichungen zwischen den bürgerlichen Verhältnissen jenseits und diesseits des Rheins anstellten. Aber zu stark und fromm war deutscher Sinn, als daß er je dem frevelvollen Beispiel Frankreichs gegen Thron und Altar hätte folgen mögen; und es hatten die Deutschen im Allgemeinen nicht den Grund zu so schwerer Klage, als die Franzosen. Die Abgaben der Unterthanen waren mäßig, die Richterstühle gerecht, und was zu wünschen übrig blieb, zweifelte man nicht, werde früher oder später durch die wohlthätig lehrenden Ereignisse der französischen Staatsumwälzung allen Fürsten bemerkbar werden.

Am lebhaftesten ward das Gemüth der deutschen Jugend, weil es das unbefangenste war, von den großen und ewigen Wahrheiten bewegt, welche die Geschichte der französischen Staatsumwälzung aussprach. Auch als diese sich nachher ins Gräßliche verunstaltete, blieben jene Wahrheiten nicht minder heilig und unzerstörbar. Man verabscheute die Gräuel Frankreichs, aber nicht die besseren Ueberzeugungen, wie man ehemals in Religionskriegen vor den Unmenschlichkeiten derselben, aber nicht vor der Religion selbst schauderte.

Es darf nicht Wunder nehmen, wenn einzelne junge Männer in Deutschland, von vorzüglichen Anlagen, im Rausch erster Liebe und Begeisterung für eine heilige Sache, doch ohne Erfahrung und Lebenskenntniß, damals in Schrift und That Vertheidiger der französischen Volksangelegenheit wurden. Sie kannten und liebten weniger die Lage der Dinge in Frankreich, als ihre eignen Urbilder, wie sie dieselben aus den Schriften der hohen Alten Roms und Griechenlands erhoben hatten. So hatten früher auch Lafayette, der Hochgefeierte, und andere hellünnige, muthige Franzosen für die Freiheit des ihnen fremden Nordamerika's mit Selbstaufopferung geschrieben, geredet und gefochten. Jene Einzelnen waren indeß nur Einzelne, keineswegs das deutsche Volk. Das Volk blieb ruhig; im Urtheil mäßig und bedachtsam. Die bei Einigen damals entstehende Furcht vor der Gefahr einer deutschen Staatsumwälzung war daher das leerste aller Schreckbilder. Noch fehlte es unter den vielen Völkerschaften, welche zum deutschen Reich gehörten, an einerlei Klage, an Gemeingeist, an öffentlicher Meinung überhaupt; noch offenbarten sich unter ihnen sogar die Ueberbleibsel des weiland staatskünstlerisch genährten Nationalhasses zu deutlich. Es war sogar nichts Seltenes, bei dem am Rhein geführten Kriege eine schreckhafte Gleichgültigkeit, wohl gar stolze Schadenfreude in einem deutschen Lande zu erblicken, wenn das Heer eines andern Niederlagen erlitten hatte. Ach, die Unglücklichen! sie ahneten nicht, daß sie engherzig zum eignen Verderben lächelten. Aber verzeihen wir den Völkern diese Unwissenheit und Sorglosigkeit; sie herrschte wohl auch nicht minder an manchen Höfen jener Zeit und hieß Staatsklugheit, bis der allgemeine Untergang, den man gerufen hatte, strafend hereinbrach.

Digitized by Google

5.

Wirkungen der Siege Frankreichs über Deutſchland.

Wiewohl bei Eröffnung des erſten Feldzuges gegen Frankreich der Zweifel ziemlich allgemein geweſen war, daß die verbündeten Heere Oeſterreichs, Preußens und des übrigen Reichs ſo ſchnell in Paris einziehen würden, als es die Ankündigung des oberſten Feldherrn zu verheißen ſchien: hatte doch niemand ſo übeln Ausgang des erſten Unternehmens erwartet. Man erſchrack vor den Folgen, nun den deutſchen Boden zur Schlachtenbühne werden zu ſehen. Der alte Ruhm der Tapferkeit von Oeſterreichern, Preußen, Heſſen u. ſ. w. war erſchüttert. Doch tröſtete man ſich, daß nicht ſowohl der Franzoſen Ueberlegenheit an Muth und Kriegskunſt ihnen die erſten Siege gewonnen habe, ſondern die verderbliche Witterung des regneriſchen Herbſtes (1792) in der Champagne. Allein das Unglück dauerte fort. Unter wechſelnden Niederlagen und Siegen führte man fürder gegen Frankreich nur den Vertheidigungskrieg in niederländiſchen, deutſchen und italieniſchen Gefilden.

Dieſer Gang der Dinge verbreitete die Ueberzeugung im Volke tiefer, daß kunſtgerechte Uebung, Menge und Ordnung der Waffen allein nicht Alles vermögen, wenn ihnen gegenüber die kämpfende Begeiſterung ins Feld tritt, welche das Leben verachtet, um das Heiligthum zu retten; — daß des Feldherrn vieljährige Kriegserfahrung und hohe Geburt oder Auszeichnung wenig vermögen, wenn ein Geiſt, als Liebling der Natur mit höhern Gaben ausgeſtattet, jenem feindſelig begegnet. Die Namen eines Dumourier, Pichegru, Hoche, Moreau, Buonaparte und vieler andern, meiſtens von dunkler Abkunft, erfüllten ſchnell die Welt durch ihren Ruhm. Mit dem Erlöſchen jenes Vorurtheils ward natürlich die Wahrheit heller, daß Geiſtesgröße nicht geradezu ein Erbeigenthum des höhern Standes ſei; daß ſie in den untern Ständen, weil dieſelben an Gliedern zahlreicher ſind, häufiger gefunden werden müſſe; daß folglich, um einen Staat zu verherrlichen, im Kriege wie im Frieden, nur der, welchem die Natur, nicht die Wiege, zu den erſten Aemtern die Weihe gegeben, hervorgerufen werden ſollte.

Wie bedeutungslos auch eine ſolche Wahrheit an ſich zu ſein ſcheint, von ſo unermeßlichen Folgen wird ſie, wenn ſie einmal vom Gemüth eines ganzen Volks ergriffen iſt, und dadurch unzerſtörbares Leben empfangen hat. Sie bringt eine neue innere Welt hervor; denn ſie ſchafft alle Urtheile, alle bisher gegoltenen Anſichten um: ſo wie jeder veränderte Standpunkt in einer Landſchaft dem Auge die Landſchaft anders geſtaltet.

Schon damals, bei den immer wiederkehrenden Unglücksfällen der gegen Frankreich verbündeten Mächte, erwarteten die deutſchen Unterthanen von Seite ihrer Fürſten großentſcheidende Maasregeln, Wahlen auſſerordentlicher Mittel, wie ſie die Natur der Dinge darbot. Solche erſchienen nicht. Die Höfe blieben ihren herkömmlichen Grundſätzen, Ordnungen und Einrichtungen getreu. Sie konnten zum Theil nicht anders. Auch ſie ſtanden durch ihre eigenthümlichen Verhältniſſe gefeſſelt. Alles war des Schickſals Werk. Es ſollte vollbracht ſein.

Digitized by Google

Denn in einer Zeit, da der Schwindel französischer Staatsumwälzer allen Völkern, die sich frei machen wollten, Brüderschaft und Unterstützung antrug (19. Wintermonat 1792), glaubte man in Deutschland nicht wagen zu können, die eignen Völkerschaften zu ihrer Vertheidigung aufzubieten und ihnen Waffen in die Hand zu geben. Die Fürsten wagten es nicht, weil sie noch nicht die feste Treue ihrer Unterthanen kannten, die ihnen in spätern Zeiten zweifellos ward. Sie wußten zum Theil nicht, was sie wagen dürften, weil sie nicht unmittelbar mit ihren Völkern, wie bei stellvertretenden Verfassungen möglich ist, verkehrten, sondern bloß mittelbar durch ihre ersten Beamten, Söhne des Erbadels. Diese aber mußten thöricht und gewagt finden, Maasregeln vorzuschlagen, deren Vollziehung an sich selbst eine gänzliche Umkehrung altbestandener bürgerlicher Verhältnisse geworden wäre, und nichts anders hieß, als eine fremde Staatsumwälzung mit eigenen Umwälzungen bekämpfen; sie mußten thöricht und gewagt finden, in Deutschland freiwillig des hohen und niedern Adels erbliche Vorzüge oder Befugnisse durch Erhebung geistreicher Bürger der untern Stände zu schmälern, während man eben für die Rechte der Bourbonen und des französischen Edelmanns, wie des Priesterthums, im Felde lag gegen die Feinde altherkömmlicher Stiftungen. In der That, auch der unbefangenste Mann mußte damals Verfassungsänderungen ausser der Zeit finden; nicht aber, die Völker auf irgend eine Weise enger und traulicher an die Sache ihrer Thronen zu knüpfen.

Allerdings wären die Deutschen nicht gleichgültig gegen das Geschenk größerer Freiheit gewesen; aber dieselbe mit empörerischer Hand ihren Fürsten abzutrotzen, oder dieselbe vom Bajonet eines fremden Siegers zu empfahen, dazu waren sie zu redlich, fromm, besonnen und stolz. Zwar schuf Custine im kaum eroberten Mainz einen rheinisch-deutschen Nationalkonvent aus einigen Feuerköpfen jener Gegenden gebildet und eröffnet (17. März 1792). Man weiß jedoch, mit welcher Verachtung Deutschland auf dies Machwerk hinblickte, welches bald schattenhaft in sich selbst verging. Keine Lockung, kein Dräuen verfälschte den ehrenhaften Sinn einer Nation, von welcher die Franzosen endlich selbst sagten: „sie sei zur Revolution nicht reif."

In den Niederlanden, in Italien entsprangen unter den Triumphen der französischen Waffen neue Republiken. Selbst die alte schweizerische Eidsgenossenschaft, längst in sich selbst getrennt und zerfallen, gestaltete sich um, und die Menge des daselbst einzelnen Stadtbürgerschaften unterthänig gewesenen Volkes ward frei. Die Revolution sprach deutsch! wie Posselt sagte. Tief in Germaniens Inneres waren die glückhaften Waffen des französischen Freistaats eingedrungen. — Nirgends aber regte sich eine der deutschen Völkerschaften zur Gründung eines Freistaates. Gab es einzelne Schwärmer, sie wurden verspottet oder verabscheut. Vielmehr beweinten die Deutschen das Unglück ihrer Könige öffentlich, und vergaßen die eignen Leiden über das Leiden ihrer Fürsten. Wie rührend, wie herzlich, wie stürmisch war jedesmal der Ausbruch der Volksfreude beim Wiederempfang der in ihre Staaten zurückkehrenden Herrscher! Nicht Herrscher, — Väter sahen sie in diesen.

Digitized by Google

Vielleicht erinnert man ſich noch aus jenen Tagen einer cisrhenaniſchen Republik, aber ſelbſt dieſe vorübergehende Erſcheinung zeuget nicht wider den deutſchen Sinn. Denn man vergeſſe nicht, daß die franzöſiſchen Heere (ſchon ſeit 1794) Meiſter des linken Rheinufers waren; daß die Sieger hier als in erobertem Lande ſchalteten; daß Preußen ſelbſt, im Basler Frieden, ſchon in den franzöſiſchen Beſitz des linken Rheinufers vorläufig eingewilligt hatte; daß vorauszuſehen war, auch Oeſterreich werde, nach den erlittenen Niederlagen in Italien, ſich der deutſchen Länder jenſeits des Rheins kaum ferner annehmen (wie auch im Frieden von Campo Formio wirklich der Fall war). Damals geſchah es, daß Aachen, Köln, Bonn und andere deutſche Rheinſtädte zuſammentraten (im J. 1797), und ſich zu einer cisrhenaniſchen Republik, unter Schutz des franzöſiſchen Freiſtaats, verbanden. Es war nicht ſtaatsumwälzeriſcher Schwindel, es war das letzte Mittel zur Rettung in ihrer Noth und in ihrer Verlaſſenheit; das letzte, um ihre Unabhängigkeit und Deutſchheit gegen Uebermacht zu bewahren. Wäre dem nicht alſo geweſen, ſie hätten nur Einverleibung in Frankreich begehren können, und ſie würde erfolgt ſein. Sie begehrten es nicht. Deutſche bleiben wollten ſie. Eilfertig im September 1797 verkündeten ſie der Welt ihre Verbindung. Ihr Wunſch war vergebens. Auch Oeſterreich, in eignen Bedrängniſſen, opferte ſie auf. Im Oktober gab ſie ein geheimer Artikel zu Campo Formio an Frankreich ab. Der deutſche cisrhenaniſche Städtebund verſchwand, von Frankreich verſchlungen.

Das Unglück Deutſchlands erſchreckte alle Bürger. Eine Reihe von Jahren und Leiden hatte ſie über die ſtaatsthümlichen Verhältniſſe ihrer Fürſten aufgeklärt. Sie ſahen die Fehler, auch wenn die Zeitungen ſchwiegen. Sie ſahen die Schwächen des Reichsverbandes, weil man ihnen dieſelben ohne Scheu entblößte. Denn z. B. während Oeſterreich und Süddeutſchland noch fochten, traten Preußen und Norddeutſchland ſchon im Jahre 1795 vom Schauplatze des Kriegs ab. Theilweiſe, zur Rettung ihrer eignen Lande, ſchloſſen die Höfe von Baden, Würtemberg und Baiern beſondere Waffenſtillſtände und Friedensverträge. Mehr noch! Lange genug hatte man wider das Daſein eines franzöſiſchen Freiſtaats geeifert; nun erkannte man ihn feierlich an. Und während man für die Unverletzbarkeit des Königthums, für die Nichtzerſtückelung Deutſchlands geſtritten hatte, war man nach Polen gezogen, um Stanislaus Auguſt, einen rechtmäßigen König, vom Thron zu ſtoßen; ihm für die entriſſene Krone einen jährlichen Gnadengehalt auszuwerfen und ſein altes Reich zu vertheilen.

Alle dieſe Begebenheiten und öffentlichen Thatſachen veranlaßten mancherlei Urtheil und beförderten in Deutſchland, ohne daß man es wollte, mehr ſtaatsbürgerliche Aufklärung, als Zeitſchriften und Flugblätter vermochten. Dieſe aber wurden nun mit größerer Begierde, denn jemals, geleſen. Denn nie vorher hatte ſo lebendige und allgemeine Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten geherrſcht. Wie konnte es anders ſein? Vom Gange dieſer Angelegenheiten

Digitized by Google

ding auch zuletzt der Wohl- und Wehstand jedes Hausvaters ab. Die Verfügungen der Höfe waren Verfügungen über jeder einzelnen Familie Glück.

Natürliche Wirkung der hellern und freiern Denkart über innere und äussere Staatsverhältnisse ward das freiere Urtheil im geselligen Leben über die Handlungen der Großen, über das, was für gemeine Wohlfahrt zu wünschen und zu meiden sei. Aber das Urtheil blieb innerrechtlichen Schranken. Nirgends Ungestüm, nirgends Abschweifung zur eigenmächtigen That. In allen Zeiten bewiesen die deutschen Völkerschaften, neben wachsender Erkenntniß, besonnene Erinnerung an Recht und Pflicht und Treue zu den angestammten Fürsten. Es bildete sich zwar eine öffentliche Meinung, ein regsamerer Gemeingeiß aus; aber doch bannte er sich noch in die Grenzen der eignen Staaten ein. Geschieden, wie die Interessen der Höfe in Deutschland, blieben noch lange die Interessen der verschiedenen Völkerschaften. Noch trugen nicht alle einerlei Elend und dieselbe Schmach, wodurch sie am Ende verbundener wurden.

6.

Wirkungen der Gewaltherrschaft Napoleons.

Der glücklichste von Frankreichs republikanischen Feldherren errichtete sich in Frankreich selbst, als Alleinherrscher, einen Kaiserthron. Die großen Ansichten, die glänzenden, fast an das Fabelhafte grenzenden Waffenthaten dieses Mannes, neben der sichtbar gewordenen Unfähigkeit des französischen Volks, ein freies Gemeinwesen ohne erbliches Oberhaupt zu ertragen, schienen ihn vor allen andern der Krone würdig zu machen. Ihm erkannte sie auch die Mehrheit des Volkes, ewiger Umwälzungen müde, laut oder schweigend zu. Die Deutschen erstaunten, und lächelten zu der Unbeständigkeit einer Nation, welche für die Erlangung der Freiheit weder das Verbrechen des Königsmordes, noch die Schrecken der grausamsten Bürgerkriege, noch die unglaublichsten Anstrengungen zur Besiegung ausländischer Feinde gescheut hatte, und nach mehr denn zwölf fürchterlichen Jahren, damit endete, gutwillig wieder die erbliche Gewalt einem Einzigen zu übertragen.

In den deutschen Landen ward dies Ereigniß übrigens aus sehr verschiedenen Gesichtspunkten beurtheilt. Diejenigen, welche mit schwärmerischer Vorliebe volksfreien Verfassungen, oder derselben Grundsätzen in Fürstenstaaten, zugethan waren, verfluchten den Ehrgeiz des Mannes, welchen sie sonst vergöttert hatten, und die That, welche den Wiederuntergang alles Gesetzlichfreien in Europa nach sich zu ziehen drohte. Andre hinwieder frohlockten, weil sie die Wiederherstellung eines französischen Throns und das jähe Erlöschen vom Treibhausleben so vieler Eintagsrepubliken für beginnende Rückkehr der Welt zu den alten Ordnungen, zur willkührlichen Macht der Landesherren, zu den von Geburtswegen heiligen Vorrechten des Adels und zum stummen Verehren priesterlicher Götterspruche hielten. Weitaus die Mehrern im Volke aber, nicht glaubend, daß ein einziger Mann, wie mächtig er auch sei, den festen Naturgang in der Entwicklung des menschlichen Geschlechts beschleunigen oder verzögern könne,

Digitized by Google

erwartete vom neuen Throne das Wiedererscheinen eines dauerhaften Friedens, dessen bisherige Unmöglichkeit aus dem Widerspruch der Grundsätze an Höfen und in Republiken voller Gährung, hervorgegangen zu sein schien.

Mehr oder weniger wurden alle getäuscht. Napoleon suchte den Frieden von England, dem unbesiegbarsten Gegner Frankreichs. Wer mag entscheiden, ob er ihn aufrichtig wollte, um fortan seiner Herrlichkeit in Frieden zu genießen, oder nur als eine Frist, diese Herrlichkeit zu befestigen? — England verwarf die Antrage, sei es, weil es den Gesinnungen dieses Mannes nicht traute, oder weil es, entschlossen, den Welthandel und die Beherrschung aller Meere an sich zu reissen und zu behaupten, Keinen fürchtete, als einen solchen Mann auf dem Throne des nebenbuhlerischen Frankreichs. Es stiftete, da der erzürnte Gegner verwegene Landungen auf britischem Boden vorbereitete, neue Verbindungen unter den Mächten des Festlandes gegen ihn. Stoff genug zu Besorgnissen hatte dieser durch gewaltthätige Schritte gegen die Nachbarstaaten gegeben; mit seinem Kriegsvolk selbst Hannover, ein deutsches Kurfürstenthum, überzogen gehabt, für welches Deutschland das Schwerd nicht zu zucken gewagt. Oesterreich, an Rußland gestützt, trat in den Kampf. Unparteisam blieb Preußen. Würtemberg und Baiern folgten den Fahnen Napoleons, der ohne Widerstand den Rhein überschreiten, und ungestraft preußisches Gebiet verletzen konnte, um Oesterreich im Frieden von Presburg zu beugen. Vergeblich hatte der Kurerzkanzler (Nov. 1805) feierlich den Reichstag der deutschen Fürsten gemahnt: „Soll der Name Deutschlands, der Name eines Volksstammes erlöschen, der ehemals den römischen Koloß besiegte?“ — Seine Stimme klang in der Brust zahlloser Deutscher wieder. Die Höfe, von entgegengesetzten Rücksichten gehalten, schwiegen.

Napoleon, durch der Fürsten eignes Interesse oder ihre Spannungen nicht minder, als durch sein Waffenglück verführt, sich dem kühnsten Unternehmen gewachsen zu glauben, schien damals schon den Gedanken ergriffen zu haben, durch unantastbare Uebergewalt in Europa, Großbritannien demüthigen zu können. Wenn es ihm gelang, dem britischen Handel einen ganzen Welttheil zu entziehen, zweifelte er nicht, werde Albions Größe von selbst durch den Verlust ihrer Grundsäulen zusammenstürzen. Mit Recht und Unrecht Oberherr, wie in Frankreich, so von den Alpen bis zur äußersten Spitze der italienischen Halbinsel, über Holland und die Königreiche jenseits der Pyrenäen geworden, löste er auch der Deutschen uralten Reichsverband auf. Schirmherr nannte er sich fortan eines von ihm gegründeten deutschen Rheinbundes, dessen Genossen, durch Furcht oder Dankbarkeit an ihn gefesselt, nur Vollstrecker seiner Winke sein konnten.

Daß die alte Reichsverfassung ein ohnmächtiges Schattenwerk gewesen, längst zum Untergang reif, beweiset, wie sie durch einen Federstrich zertrümmert werden konnte. Vielmals schon in zahllosen Bürgerkriegen verletzt — so müssen die Kriege der Deutschen gegen Deutsche geheißen werden — waren ihre Formen eitel, weil der Geist deutscher Eintracht nicht mehr in den Gemüthern der Fürsten und Völker lebendig war. Die kleinern Staaten wußten

Digitized by Google

gar wohl, daß ihr oft bedrängtes Dasein nur durch die gegenseitige Eifersucht Oesterreichs und Preußens bestand. Kein Wunder, wenn sie, der Selbsterhaltung willen, die Schwächung dieser beiden Mächtigen nicht ohne Zufriedenheit sahen, und sich in der Verwirrung der Zeiten und Schicksale selbst zu vergrößern trachteten.

Die Völkerschaften aber, durch Auflagen, Kriege, Verheerungen, Brandschatzungen, Ländertausche und Vernichtung alles ihres Heiligthums schwer mißhandelt, theilten die vergänglichen Rücksichten ihrer Höfe nicht. Sie beklagten ihren, durch falsche Staatsklugheit zerstörten Wohlstand, und noch mehr die Schmach gesammter deutscher Nation. Was in Deutschland nie zuvor gesehen worden, entwickelte sich jetzt allgemach: ein großer Gemeingeist aller Völkerschaften, grollend gegen den Uebermuth der Fremdlinge, die als Sieger durch Städte und Dörfer wandelten, und dem Fürsten, wie dem Unterthanen, befahlen. Manche Stimme des Unmuthes ward laut wider den Willen der Höfe. Das französische Kriegsgesetz, unter welchem das Blut Palms von Nürnberg floß, machte die Gewaltherrschaft der Franzosen nur abscheulicher.

Die Blicke der Völker wandten sich erwartungsvoll auf Preußen, welches nun für eigne Unabhängigkeit zu fürchten begann, nachdem es sorglos den Fall Hannovers, den Untergang des Reichs, die Niederlagen Oesterreichs und die Verletzung des eignen Gebiets ertragen hatte. Preußen rüstete und suchte den Norden gegen Napoleon zu sammeln. Dieser aber zermalmte den neuerwachsenden Widerstand in einer Schlachtenreihe von Jena bis Friedland. Der Friede zu Tilsit (1807) vollendete Deutschlands Elend. Völker wurden ihren Fürsten, Fürsten ihren Völkern entrissen; alte Gesetze, alte Gewohnheiten und Uebungen zerrissen. Neue Herrschergeschlechter, neue Reiche, neue Namen, neue Sitten, alle ohne Tugend und alle verachtet.

Vielleicht besser, als die Räthe der besiegten Fürsten, hatten die Unterthanen derselben längst die geschehenen Fehlgriffe erkannt. Aber mit deutschem Sinn schweigend ihren Thronen gehorchend, hatten sie aus sich nicht das gewagt, was allein zur großen Rettung führen konnte. Hinwieder die Fürsten, aus Schonung für die Unterthanen, oder aus Furcht, diese bewaffnet zu sehen, hatten von denselben nichts zu fordern gewagt, was allein retten sollte. „Wir klagen nicht dich, sondern dein Geschick an, guter König, daß es deinen Feldherren nach der Schlacht von Jena nicht eingab, unsre streitbaren Männer zum Kampf aufzubieten!“ – so sprachen die niedersächsisch-westphälischen Provinzen beim Abschiede zu ihrem König Friedrich Wilhelm III (Juli 1807), als sie von ihm getrennt wurden, um eines Fremden Unterthanen zu werden.

Digitized by Google

7.

Fortsetzung. Regungen deutschen Nationalgeistes.

Unter dem eisernen Zepter des Siegers lagen alle Gauen Germaniens mit ihren zertretenen Heiligthümern und Lebensfreuden. Keine Völkerschaft mehr konnte sich eines Vorzugs gegen die andre rühmen und alte Ehren geltend machen; denn einerlei Schande drückte sie insgesammt. Die Einen waren besiegt, die Andern, wie eroberte Heerden, Fremdlingen verschenkt oder vertauscht, und die endlich, welche unter Napoleons Fahnen, als Bundesgenossen desselben, gewonnen hatten, konnten sich ihres Gewinns nicht freuen. Denn ihr Waffenglück war Deutschlands Unglück gewesen, und nicht groß genug, um von ihren eignen Fürsten das Kränkende der Abhängigkeit vom Gebot des siegreichen Fremdlings abzuwenden.

Das Elend, welches die Völker trugen, hatten sie *selbst* — das ward allgemein empfunden — *keineswegs verschuldet*. Aber laut klagte der allgemeine Schmerz die Lockerheit der ehemaligen *Reichsverfassung* an, und die zwieträchtige, eifersüchtige Staatslugheit der deutschen Höfe unter einander, oder die Selbstsucht der Höflinge, welche in Tagen der Gefahr noch immer, nicht die Fähigsten, sondern die von Geburtswegen Bevorrechteten an die Spitze der Geschäfte gestellt hatten; oder die allzubesorgliche Behutsamkeit der Fürsten, in Zeiten, da um Alles gespielt ward, nicht alles Volk zur Theilnahme aufzubieten.

Das Gemüth der großen Mehrheit, voller Schmerz und Scham und Zorn, verschloß sich in sich selber, und tröstete sich mit Träumen von einer freundlichern Zukunft, oder mit Erinnerungen von vergangener Glückseligkeit. Mit dem Verlust alles Gewohnten und Alten erwuchs nur eine desto heftigere Sehnsucht nach dem Alten und Verlornen zurück; bei der Unsicherheit jedes Lebens und Eigenthums und den sich immer mehr verdunkelnden Aussichten wandten sich die Seelen inbrünstiger aus den Tiefen ihrer Noth zu Gott, bei dem allein die Hilfe noch stand; im Anblick der zerrissenen Ehre aller einzelnen deutschen Staaten richtete sich der Muth der gesammten Nation noch an der einzigen auf, die ihr geblieben war, an der Ehre deutschen Schriftenthums.

So bewirkten die Zeiten des allgemeinen Unglücks, wie dies immer der Fall ist, des Edlern mehr, als die Tage des Glücks je hätten gewähren können: statt Provinzialsinn *deutschen Sinn*; statt kirchlichen Leichtsinns *religiöse Inbrunst*; statt der Selbstverfälschung mit Ausländerei, Ehrfurcht für das edle, *kerndeutsche Alte*.

Schon früher hatten Schriftsteller von ausgezeichnetem Geiste, ohne den nachfolgenden Uebelgang der staatsthümlichen Verhältnisse zu ahnen, ähnliche Richtung genommen. Die Weltweisheit, fast zu einem dürren scholastischen Wortergerippe entartet, hatte sich durch die aufgekommene Naturphilosophie mit der Wirklichkeit, wie mit der Dichtkunst, neu befreundet, und fruchtbar, wie auf das Leben, auch auf die übrigen Wissenschaften einfliessend, blühendere Gestalt gewonnen. Hinwieder hatte die Dichtkunst ernsteres Wesen empfangen. Nicht mehr Sängerin des Verstandes, oder Nachbildnerin des Aussenwesens der Dinge, oder Dienerin der

Digitized by Google

Einbildungskraft allein, erſchollen ihre Töne aus den innerſten Tiefen des Gemüths, der verborgenen Quelle aller beſondern Geiſtesvermögen. Man hatte ihr den Namen romantiſcher Poeſie gegeben. Indem ſie den Abgrund des Gemüths offenbarte, ward ihre Sprache geheimnißvoll, und doch verſtanden, eine Stimme der Ahnungen, ein Klang des Unnennbaren. So verſchwiſterte ſie ſich neu, wie mit der Religion, auch mit der Weltweisheit, und durchdrang der Deutſchen innerſtes Leben, zumal in Tagen, da jedes Herz ſich mit ſeiner Trauer in ſich ſelbſt verſchloß.

Nun, unter den Bajonetten der Fremden, galt alles Deutſche werther; Ausländerei ward ſchimpflicher, ſelbſt die Mutterſprache keuſcher, die ſich vormals zu muthwillig mit Sprachen andrer Völker gepaart hatte. Weil es nun gefährlich wurde, von der Gegenwart zu reden, ohne des Weltgebieters ehrenhaft zu gedenken, — weil ſelbſt viele Fürſten verboten, von auswärtigen Staatsverfaſſungen und Monarchen unglimpflich zu ſchreiben, weil ſie auch durch ängſtliche Verordnungen und Behörden die Preßfreiheit beſchränkten; ſprachen die Schriftſteller deſto begeiſternder von den Zeiten einer fernen Vergangenheit, da der Deutſche noch deutſcher war, frömmer, freier, tapferer, ſeghafter. Die Tage des Mittelalters wurden hervorgehoben und geprieſen und den gegenwärtigen zum Muſter aufgeſtellt. Andre hingegen entwickelten dem Volke neue ſtaatsthümliche Urbilder; Andre machten es vertrauter mit Vorzügen und Schwächen öffentlicher Verfaſſungen und Einrichtungen.

Dies Alles wirkte mit unwiderſtehbarer Gewalt vorbereitend auf den Geiſt der Menge, beſonders auf das reizbare Gemüth einer thatenluſtigen Jugend, welche weniger fürchtet, weil ſie weniger Rückſichten trägt, als der Hausvater, und welche mehr wagt, weil man ihr mehr verzeiht. Mittelalter, Deutſchthum und Religion wurden herrſchende Loſungsworte; und die Begeiſterungen gingen bei Einzelnen in gemüthliche Schwärmereien über. Die Stände des Volks näherten ſich unter einander traulicher, weil Edelmann, Bürger und Bauer einerlei Weh fühlten und einerlei Wünſche trugen. Man dachte an allgemeine Verbrüderung in Deutſchland, an ſtilles Vorbereiten für den großen Augenblick zur Befreiung. Geheime Verbindungen unter unſchuldigen Namen ſpannen ſich an. Der Tugendorden oder ſittlich-wiſſenſchaftliche Verein verbreitete ſich ſchnell vom Norden Deutſchlands her in vielfachen Verzweigungen.

Noch aber war, was kommen ſollte, im Werden, als Oeſterreich plötzlich aufs neue gegen Frankreich ins Feld trat (im J. 1809). Aber uneinverſtanden mit ſeinen Nachbarn, und entſchloſſen, dieſen zu nehmen, was ihnen von dem Seinigen gegeben war, bereitete es ſich Hinderniſſe glücklichen Fortgangs durch Entzweiung unter Deutſchen. Dadurch ward Napoleon ſtark. Der Kampf erhob ſich unter bangen Erwartungen aller Völkerſchaften. Tirol ſtand in Waffen auf für ſeinen Kaiſer. Es regte ſich kampfbegierige Ungeduld im deutſchen Norden. Aber die Entſcheidungsſchlacht bei Wagram endete den kaum angehobenen Krieg nach einem Vierteljahr. Vergebens blutete Tirol. Oeſterreich unterlag. Dem tapfern, unbeugſamen Herzog von Braunſchweig-Oels blieb nur der Ruhm, mit ſeiner kleinen Schaar ſich in

Digitized by Google

elf verſchiedenen Treffen von Böheims Wäldern bis zu der Ausmündung der Weſer ins Meer einen Weg zu bahnen, um einen Boden zu verlaſſen, den er, unter fremder Gewalt, nicht mehr Vaterland heißen mochte. Und Schill nebſt ſeinen Getreuen büßte fechtend in den Straßen von Stralſund mit Blut und Leben einen ſtolzen Ungeſtüm, welcher für Deutſchlands Ruhm und Freiheit die geſetzlichen Ordnungen durchbrochen hatte.

8.

Stimmung und Anſichten im deutſchen Volke bis zum Jahre 1812.

Napoleon führte nun die Tochter des überwundenen Kaiſers als Braut in ſeinen pariſiſchen Palaſt heim. Dieſe Verbindung gab denen, welche ſich über Alles nach Frieden ſehnten, neue Hoffnungen endlicher Waffenruhe auf dem feſten Lande, und beſtärkte den muthloſen Glauben derer, welche den Niederzwungenen für unbezwingbar hielten. Aber Widerwille blieb nicht minder in den Völkern gegen den Allgebieter. Inzwiſchen ſtanden, wegen deſſen, was für die Zukunft gethan werden müſſe, die Meinungen getheilt.

Die Einen ſahen mit wachſendem Zorn die wachſende Glücksmacht Napoleons, und nährten im Stillen, durch Wort und Schrift und geheime Verbindungen, den verhehlten Grimm des Volks. Alles habe ſeinen Tag, auch der Uebermuth des furchtbaren Eroberers werde ihn erleben. Darum ſolle ſich Alles rüſten in Verborgenheit, daß der günſtige Augenblick zur Befreiung Keinen überraſche. An nichts müſſe man verzweifeln; ſich ſelbſt am wenigſten verlaſſen. Darum ſtehe feſt das Vertrauen auf Gott; und dem deutſchen Volke werde ſein Deutſchthum über Alles. Je unerſättlicher der Ländergierige umherfahre, je tiefer empöre er das Herz der Nationen wider ſich. Je weiter er, der die ausgeraubten Fürſtenthümer und Königreiche wie Sprengſchenke und ſeinen Verwandten hinwerfe, die Gewalt ausdehne, je ſchwächer werde ſie. Schon ſei die öffentliche Meinung, das iſt, die Welt, von ihm abgefallen; nur Beutelust und ſoldatiſche Ehre belebe noch ſeine Kriegsmacht. Aber Ehre und Beutelust vergehen im erſten Unglück, während die Freiheitsliebe unterdrückter Länder mit der Dauer des Unglücks wachſe.

Andre ſprachen: Wir dachten, wie jene. Aber nun ſehen wir, wem die Welt gegeben iſt. Weisheit iſts, den Augenblick benutzen, das Uebel nicht mit blinder und unzeitiger Wuth vermehren und die Schlüſſe des Schickſals erwarten. Den Löwen, welchen kein Schrecken mehr feſſelt, kann das Streicheln noch zähmen. Das iſt das Vertrauen auf Gott, daß wir glauben, er ſei weiſer, als wir. Die jetzige Tirannei eines Einzigen bereitet wider Willen den europäiſchen Völkern größere Freiheit vor, als ſie je genoſſen haben. Des guten Alten viel liegt zerſchlagen, aber auch viel des alten Schlechten zertrümmert. Die elenden Götzen voriger Zeit ſtehen ohne Heiligenſchein da; und wo die Wahrheit, das Recht und die Stärke der Nationen eigentlich ruhe, das ſehen wir jetzt offenbar. Laſſet dem Unerſättlichen ſeine Weltherrſchaft aufbauen, er baut ſich zugleich, nebſt dem Aberglauben und tauſendjährigen Vorurtheil, ein ungeheures Grab. Keine Weltherrſchaft beſtand lange. Aber durch Italien

Digitized by Google

und Spanien bringen doch inzwischen die wohlthätigen Strahlen der Wissenschaft und edlern, europäischen Gesittung. Das Klosterthum, die Inquisition, der Stolz des Geburtsadels, das Joch des Lehenwesens zerfallen; ständische oder stellvertretende Verfassungen werden allgemeiner, und den Völkern, welche der Gewaltsherr zertritt, gibt er doch gesetzliche Stimmen vor den Thronen. — Sehen wir nicht in Deutschland selbst schon die Keime des Bessern sich aller Orten freudig erschließen? Neue Gestalten nehmen die öffentlichen Verwaltungen an; Innungs- und Handwerkszwang wird abgethan; der Unterschied zwischen Bürgerlichen und Adelichen bei Besetzung der Staatsämter wird gesetzlich vernichtet. Wehe, wenn mit Napoleons Sturz dieser Gang der Dinge zu früh endet, ehe das Bessere *befestigt* steht! Da werdet ihr das böse Alte gespensterhaft aus dem Schutt wieder hervorsteigen sehen, gewaltthuender, als vorher, weil es zu kämpfen und zu rächen findet; und in den Geistern der Rache wird sich der Geist Napoleons, mit List und Stärke, über euch vervielfachen. Darum bringet die Gegenwart dem Künftigen zum Opfer. — Möge der Ehrgeizige, dem heut die Macht gehört, seine Herrschaft vom Aufgang zum Niedergang erweitern. Denn wird sie ihm nicht zu Theil, wird sie, zweifle Keiner, des meerbeherrschenden Englands Raub. Dieses streitet mit Gold, jener nur mit Eisen. Eisen ist leichter zu brechen, als Gold, und das Leben eines *einzelnen Menschen*, mit ihm die Gewalt, ist hinfälliger, als *Leben und Macht einer Nation*.

So sprachen beide Parteien. Beide, obschon in Liebe der Freiheit, im Haß der Gewaltherrschaft einig, waren dennoch in den Meinungen getrennt, und beide in diesen Meinungen reich an großen Wahrheiten. Aber Jene, welche leidenschaftlicher schnellen Umsturz der Dinge forderten, fühlten ohne Zweifel unerträglichern Druck der Gegenwart, als die Uebrigen. Denn nicht alle Völkerschaften deutschen Namens hatten von dem Sieger gleiche Mißhandlung erfahren; ja manche dankten ihm, oder seinem Einfluß, vermehrtes Ansehn ihrer Fürsten, größern Länderumfang, reichere Hilfsmittel zum Selbstschutz gegen Nachbarn und freisinnigere Stiftungen, wenn schon sie nicht minder über ewige Kriege, Auflagen und Verletzungen bürgerlichen Wohlstandes zu seufzen hatten.

Seltsam genug sah man auch zwischen diesen Meinungsparteien der Deutschen damals die Männer verschiedenen Standes und Ranges getheilt, je nachdem sie durch ihre besondern Verhältnisse und Einsichten gestimmt wurden. Zu den *Gemäßigtern*, welche sich, bei allem Gefühl für Deutschlands Ehre, nicht über die Geistesstärke Napoleons und über die Vortrefflichkeit seiner Kriegsmacht verblendeten, daher ihm, mit kluger Verhehlung ihrer innersten Wünsche, scheinbare Anhänglichkeit bezeugten und unbesonnenen Aufständen entgegenarbeiteten, gehörten die meisten Fürsten selbst, theils aus Furcht vor größerm Verderben, als sie schon erfahren hatten, theils aus Fürsorge, sich im Besitz dessen zu befestigen, was sie durch seinen Beistand gewonnen hatten. Es gehörten zu ihnen aber auch Jener viele, welche von jeher die Freiheit über Alles liebten, und unveränderlich den Grundsätzen derselben unter allen Verwandlungen und Schicksalen des französischen Staats treu geblieben waren. Obwohl sie selbst in

Digitized by Google

Napoleon mehr den soldatischen Gewaltsherrn, als den Volksfreund, mehr den von Eitelkeit Berauschten, als den für wahre Größe Begeisterten erkannten, und im Herzen beklagten, daß er, dem die Vorsehung, wie selten einem Sterblichen, die Macht zur Weltbeglückung gegeben, seine Stellung verkannte: behielten sie doch seinen Namen, als das Schiboleth der Freisinnigen gegen Wiederkehr der drückenden Lehenherrschaft und Priestergewalt.

Hinwieder zu denen, welche die Befreiung Deutschlands, den Untergang der Gewaltherrschaft am ungestümsten begehrten, gesellten sich, nebst den muthigsten und glühendsten Freunden der Freiheit, des Rechts und der Wahrheit, in jenen Tagen die entschlossensten Gegner derselben. Hier standen mit einerlei Haß gegen Napoleon die ehemaligen Reichsunmittelbaren, welche mitten im Frieden durch einen Machtspruch ihrer landesherrlichen Gewalt beraubt waren; hier die alten Geschlechter des Adels, welche mit Verdruß einen frischern, aus dem Bürgerstand durch Verdienst emporblühenden Volksadel aufgehen sahen, der sie zu verdunkeln und ihre Nachkommen oder sie selbst von den ersten Staatswürden zu verdrängen drohte; hier die hohen Prälaten, deren Einfluß verschwunden, die Mönche, deren Klosterreich aufgelöset war, alle, welche vormals in hergebrachten, mittelalterischen Formen über einen unwissenden, zum schweigenden Dulden gewöhnten Volkshaufen Gewalt, Ansehn und Vorzug behauptet hatten.

Beide Parteien bezeichneten sich gegenseitig, wie Parteihaß immer, mit gehässigen Namen: Jakobiner, Volksmeuterer, Unruhestifter und Demagogen hießen die Einen, — die Andern: Napoleonisten, Fürstenknechte, niederträchtige Anbeter der Gewalt. Beiden aber waren Benennungen, wie diese, nicht anpassend. Das offenbarte sich später, als Napoleons Herrschaft gebrochen war. Denn da traten plötzlich die Männer, welche vorher aus entgegengesetzten Absichten oder Ansichten auf ganz verschiedenen Seiten vereinigt gewesen waren, aus einander, und bildeten neue Parteien aus entgegengesetzten Grundsätzen. Die, welche auf beiden Seiten Freiheit gewollt, wurden Freunde, und die, welche Dienstbarkeit für Andere, Vorrechte für sich gewünscht, schlossen neuen Bund. Sie hatten nicht die Gesinnungen, nur die Mittel zum Zweck gewechselt.

Inzwischen waren die verhängnißvollen Tage gekommen, da Napoleon, sein Weltreich zu vollenden, die Heere Frankreichs und seiner Bundesgenossen in das Innere Rußlands führte. Nichts vermochte wider ihn des Landes Wildheit, der Russen verzweiflungsvolle Gegenwehr. Sieghaft zog er in den Kreml der alten mostovitischen Czaaren ein (14. Herbstm. 1812). Aber auch er fand sein Pultawa in Rußland.

Wie einst in der Champagne die verderblichen Regengüsse des Jahres 1792 die schönen und tapfern Heere Preussens und Oesterreichs zu Grunde gerichtet hatten, daß sie den Rückzug antraten, und von da an die Gewalt der französischen Waffen zwanzig Jahre lang den Welttheil bewegte: so brach nun ein zweites Naturereigniß wieder die Kraft Napoleons und seines Volks. Durch Mangel der Lebensmittel zum Rückzug in verschneiten Wüsten gezwungen,

Digitized by Google

ward das bisher sieggewohnte Heer vom furchtbaren Frost weniger Nächte zerstört. Rußlands Rache folgte den Trümmern desselben und vernichtete auch diese in mörderischen Gefechten. Das war ein Gottesgericht.

Erschrocken traten die einzelnen französischen Heerhaufen, welche bisher als Rückhalt an den Ufern der Pregel, Weichsel und Oder gestanden hatten, zusammen, nicht mehr für ihren Ruhm, nur noch für das Leben streitend. Sie zogen nach Deutschland zurück, wohin ihnen Napoleon neugeworbene Schaaren aus Frankreichs Innerm zur Hilfe entgegensandte. Noch gab er nicht Alles verloren. Noch zählte er auf die starken Vesten, die von den Seinigen in eroberten Landen vertheidigt wurden; auf die Treue seiner Bundesgenossen in Deutschland; auf Frankreichs eigene, fast unerschöpfbare Kraft. In der That schuf er, wie durch Zauber, neue Heere an der Elbe. Doch vergebens Alles. Deutschlands Völker erhoben sich wider ihn.

9.

Befreiungskampf wider Frankreich. Erste Folgen: Der heilige Bund. Der deutsche Bundesvertrag. Ständische Verfassungen.

Noch standen die Fürsten, betroffen vom unerwarteten Ereigniß, und von mancherlei Furcht gebunden, unentschlossen, als ein großes Gähren schon die Völker bewegte, und sich Jeder sagte, aufzubrechen, denn der Augenblick sei gekommen. Im Norden Deutschlands, wo der Franzosen Gewaltsamkeit und Uebermuth am zügellosesten gewesen, war die Begierde auch am stärksten, das Joch abzuwerfen. Ein preußischer Feldherr York, welcher mit seinen Schaaren unter Napoleons Befehlen gestanden, trennte sich zuerst von diesen, ohne Vorwissen und Willen seines Königs, und schloß sich den fliehenden Russen an. Da sah der König die Bewegung seines Volks. Er bot alle Waffenfähige zum Kampf für das Vaterland auf. Sie strömten zusammen. Tausende kamen auf den Sammelplätzen zu Tausenden. Unter den Augen der Franzosen, die nicht wußten, ob für, ob wider sie, bildeten sich kecke Schlachthaufen aus begeistertem Landleuten, Adelichen, Bürgerlichen, Greisen und Jünglingen, Armen und Reichen. Die Werkstätten, die Hochschulen, die Gerichtssäle wurden fast leer. Frauen und Jungfrauen weinten meistens nur stolze Freudenthränen beim Abschied der Geliebten. Die Dichter sangen Schlachtgesänge. Der Aermste brachte seine Gabe zur Rettung Aller, wie der Reichste. Alles gehörte in diesen Augenblicken dem Vaterlande; denn das Vaterland lebte in Allen.

Dies ist der größte und glänzendste Augenblick in der Geschichte Preußens; die Lorbeern des siebenjährigen Kriegs selbst sind minder schön und ruhmwürdig. Friedrich Wilhelm III erfuhr und bewies, was ein Fürst vermöge, dessen Geist mit dem Geist der Nation Eins ist. Das erfuhr und bewies er, als Napoleon in seinen Unglückstagen der Welt und Nachwelt das Beispiel des Gegensatzes aufstellte, wie ohnmächtig auch der Gewaltreichste auf Erden sei, wenn er den Glauben an die Macht der öffentlichen Meinung verliert und das Herz der Völker von sich stößt.

Digitized by Google

Hier iſt nicht der Ort, die Geſchichte des großen Vertilgungskampfes zu erzählen. Lange führten ihn Preußen und Rußland allein; dann trat Oeſterreich zu ihnen; dann Baiern; das ſächſiſche und würtembergiſche Heer mitten auf dem Schlachtfeld. Alle Fürſten des Rheinbundes folgten. Nur der König von Sachſen, zu jener Zeit ohne Freiheit, und der Bruder Napoleons, welcher ſiehend die weſtphäliſche Krone verlor, konnten der Andern Beiſpiel nicht nachahmen. Es kam Deutſchlands neue Hermannsſchlacht bei Leipzig am 18. Oktober (1813). Die franzöſiſchen Adler flüchteten über den Rhein zurück. Der blutige Siegeszug nach Paris ward vollendet; Napoleon entthront, verbannt; Frankreich, ſeiner Eroberungen verluſtig, den Bourbonen zurückgegeben; Friede verkündet; jedes Heer zurück in die Heimath geführt.

In Deutſchland war Freude, aber nur unvollkommene Freude. Vielen mißfiel der ſiegbaften Könige Entſchluß, Frankreich, zu allen Zeiten den Deutſchen furchtbar und feindſinnig, nun mit der Rachluſt gekränkten Nationalſtolzes erfüllt, neben Deutſchland groß und mächtig beſtehen zu laſſen. Andere klagten die Milde der Sieger an, welche von den bezwungenen Feinden kaum Erſatz für den ungeheuern Aufwand begehrt hatten, der zur Wiederherſtellung europäiſcher Ruhe nöthig geweſen wäre, geſchweige Erſatz für den unermeßlichen Raub, den die franzöſiſchen Heere und Feldherren in den von ihnen erobert geweſenen Ländern Jahre lang erpreßt hätten. Solche Großmuth der Fürſten, auf Koſten ihrer tiefserſchöpften Unterthanen geübt, laſſe den Feinden Mittel, früh oder ſpät Deutſchland und andere Nachbarn von neuem zu bedrängen, ehe dieſe ſich von ihren Opfern und Wunden erholt haben würden. Noch andere tadelten die gutmüthige Sicherheit, mit welcher man den Kaiſer Napoleon auf eine Inſel des Mittelmeers verſetzt, und den friedlichen Verſicherungen eines Mannes vertraut hätte, der nie Bedenken getragen, Wort und Eid zu brechen. Ihn werde, wenn er von der erſten Betäubung geneſen, das nahe Frankreich unwiderſtehlich anlocken, wo ihn noch der Soldat, als ſeinen beſten Feldherrn, verehre, und ihn das Volk, durch die übermüthigen Anſprüche heimgekommener Ausgewanderten des Adels in neue Unruhen geſtürzt, als Vertheidiger begrüßen werde.

In der That, noch ſah man zu Wien die Könige Europa's oder deren Abgeordnete im Kongreß mit langwierigen Verhandlungen über den künftigen Länderbeſtand der Staaten beſchäftigt, als Napoleon, von Elba entronnen, in Frankreich landete, und ohne Mühe abermals den Thron beſtieg. Kein Schwertſtreich geſchah für die Bourbonen. Sie flohen mit ihrem kleinen Anhang von Getreuen über die Grenze.

Nun neue Rüſtungen Europa's; neue Begeiſterungen Deutſchlands zum Schutze der Thronen und Völker gegen den furchtbaren Feind; neue Aufopferungen für die heilige Sache. Sie ward errettet in den blutigen Schlachttagen bei Belle Alliance; Napoleon noch einmal vertrieben und auf die afrikaniſche Inſel St. Helena verbannt; Ludwig XVIII noch einmal zurückgeführt in das Reich ſeiner Väter. Aber ſchwerer büßte Frankreich dieſesmal. Viele ſeiner Feſtungen gegen Deutſchland wurden ihm genommen, dazu alle Kunſtſchätze, welche in

Digitized by Google

Paris, als schöne Beute französischer Siege, aufgehäuft lagen. Frankreich mußte die Kosten des Krieges und die Entschädigung Andrer, welche von den Franzosen einst große Summen beraubt waren, entrichten, auch fünfjährige Besatzung vom Heer der Verbündeten tragen.

Der Welttheil sah sich nun erst vor der Wiederkehr der alten Schrecken geborgen. Jedermann blickte mit Lust und Grauen auf das vollbrachte Heldenwerk der letzten Jahre zurück. Einen so raschen und glückseligen Umschwung der Dinge hatte fast Niemand erwartet. Jeder vergaß seiner davongetragenen Wunden, und richtete seinen dankbaren Blick auf Gott. Das Geschehene war kein Menschenwerk. Umstände, ausser aller Sterblichen Macht, hatten im entscheidenden Augenblick den wunderbaren Ausschlag gegeben.

Der Völker frommes Gefühl in diesen Tagen war auch das Gefühl der Fürsten. Noch zu Paris vereinigten sich die drei siegbeglückten Alleinherrscher, Alexander I, Kaiser von Rußland, Franz I, Kaiser von Oesterreich, und Friedrich Wilhelm III, König von Preußen (25. Sept. 1815), zu einem heiligen Bund, daß sie fortan, jener verderbenvollen Staatsklugheit entsagend, welche bisher gegolten, sich und ihre Völker als Genossen einer großen christlichen Familie ansehen, und sowohl von Staat gegen Staat, als in Verwaltung jedes einzelnen derselben, die Vorschriften des Christenthums, Gerechtigkeit, Liebe und Frieden als ewige Grundgesetze ehren wollten. Die Monarchen selbst erklärten sich nur Bevollmächtigte der Vorsehung zu sein, um drei Zweige einer und derselben Familie zu beherrschen; denn die christliche Nation habe in der That keinen andern Souverain, als Gott, Jesum Christum, das Wort des Lebens. Alle Höfe und selbherrlichen Stände Europens, nur nicht zu Konstantinopel der Großsultan und zu Rom nicht der Papst, traten dem ehrwürdigen Vereine bei, welcher den schönen Traum des guten Königs Heinrichs IV von einer großen christlichen Republik in Europa verwirklichen zu wollen schien, und edler noch, denn Heinrich selbst ihn geträumt hatte.

Und zu Wien ward (7. Juni 1815) an die Stelle der alten untergegangenen Reichsverfassung oder des zerschlagenen Rheinbundes, für Deutschlands innere und äussere Sicherheit, Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen Staaten, ein deutscher Bund gestiftet. Kaiser, Könige, Großherzoge, Herzoge, Fürsten und freie Städte Deutschlands, achtunddreißig an der Zahl, alle mit gleichen Rechten, traten hinzu, gelobten sich insgesammt, wie jedem Einzelnen unter ihnen, gegen jeden Angriff Schutz und Gewährleistung des Besitzthums, aber nie im Streit wider einander die Waffen zu heben, sondern sich friedliche Entscheidung gefallen zu lassen; stellten eine Bundesversammlung fest, unter Oesterreichs Vorsitz über Bundesangelegenheiten zu entscheiden; ordneten an, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassung statt finden sollte; daß Unterschied in den christlichen Glaubensbekenntnissen keinen Unterschied im Genuß der staatsbürgerlichen Rechte begründen dürfe; gaben den mittelbar gewordenen ehemaligen Reichsständen, zum Ersatz verlorner Rechtsame, besondere Vorzüge, als der privilegirtesten Klasse jedes Staates; den Unterthanen aber ward Besitz des Grundeigenthums in

Digitized by Google

einem andern Staat des Bundes, Hinüberziehen in denſelben und dann Befreiung von aller Nachſteuer u. ſ. w. geſtattet. Der Bundesverſammlung blieb vorbehalten, die organiſchen Geſetze in Rückſicht auf des Bundes auswärtige, militäriſche und innere Verhältniſſe aufzuſtellen, über Handel und Verkehr der Bundesſtaaten, über Preßfreiheit, Sicherſtellung der Rechte von Schriftſtellern und Verlegern gegen Nachdruck zu entſcheiden u. ſ. w.

Im Einklang mit dieſen neuen Geſtaltungen Deutſchlands, alle entſprungen aus dem lebendigen Gefühl der Nothwendigkeit, Beſſeres und der Geſittungsſtufe der Nation Entſprechenderes an die Stätte des alten Zertrümmerten zu ſtellen, handelten in derſelben Zeit großherzig viele Fürſten. Sie hatten die treue, Alles aufopfernde Zuneigung ihrer Unterthanen erkannt, und zugleich was ein Volk vermöge, welches nicht auf bloßes Gebot allein, ſondern aus innerm Triebe handle. Ihnen war nicht mehr dunkel, daß die Stärke ihrer Thronen einen unermeßlichen Zuwachs empfange, wenn dieſelben, vom Ernſt der öffentlichen Meinung umringt, und einverſtanden mit der Nation, über deren verborgenſte Hilfsmittel, Schätze und Einſichten verfügen könnten, wohin ſonſt keines Landesherrn Gewalt reichte; daß die Hingebung einiger Rechte der ſelbherrlichen Unbeſchränktheit ihnen weit größern Vortheil ſtifte, als irgend je das hingegebene Recht gewähren konnte: feſtern Staatshaushalt, ſorgfältigere Verwaltung, vorſichtigere und gerechtere Beamten, folglich größere Zufriedenheit der Unterthanen und innigere Liebe derſelben zum Fürſten; ja, daß im Grunde der Landesherr kaum ein Opfer aus ſeinen Rechten brächte, wenn er dem Volke durch Stellvertretung eine Stimme vor dem Throne gäbe, indem der Fürſt bisher doch ebenfalls nur durch die Berathungen ſeiner erſten Miniſter zum Handeln beſtimmt worden wäre. Aber dieſe Großbeamten, wie einſichtvoll ſie auch immerhin ſein mochten, waren nur einzelne, aus ihrem Standpunkt, aus dem Anblick ihrer Umgebungen, aus den einſeitig gegebenen Berichten ihrer Untergeordneten urtheilende Männer geweſen. Vielſeitiger, belehrungsvoller mußte der Rath werden, wenn aus allen Ständen des Volks, aus allen Provinzen des Landes, Männer von Erfahrung und Geiſt in großer Verſammlung vor dem Fürſtenſtuhl redeten. Ja, es blieb kein Zweifel, daß erſt durch Mittheilungen mannigfaltigerer Anſichten und Erfahrungen in ſtellvertretenden Verſammlungen der Alleinherrſcher wahrhaft ſelbherrlicher, das iſt, eignern Willens würde. Denn man konnte ſich nicht verhehlen, daß in bisherigen Verfaſſungen die Vorſteher und Räthe der einzelnen Landesbezirke nach den Berichten der untern Amtleute geurtheilt hatten; die obern Behörden der Provinzen hinwieder durch die Urtheile jener Vorſteher und Räthe geleitet waren; die Miniſterien und höchſten Behörden hinwieder nach der ihnen von den Oberſten der Provinzen ertheilten Anſicht gingen, und der Fürſt nachher nur über die alſo geformt wordenen Anträge der Miniſterien und höchſten Behörden zu entſcheiden im Stande war. So konnte alſo vielmals die beſchränkte Einſicht, die Neigung und Willkühr der unterſten Amtleute auf den Willen des Fürſten einfließen; — und eben dieſe Unterſten, nicht immer die Weiſeſten, nicht immer die Leidenſchaftloſeſten und Reinſten in ihrem Wirkungskreiſe, waren am wenigſten

Digitized by Google

bewacht gewesen. Das Volk zwar kannte sie und ihr Treiben genau; aber das Volk hatte keine Zunge.

Solche und andere Rücksichten bewogen Deutschlands Fürsten zur Verbesserung der Landesverfassungen. Sie wollten den Zustand des Unterthanen genauer kennen lernen, denn sie kannten bisher nur den Hof und die obern Landesbehörden; und das Volk sollte seinen Fürsten besser kennen lernen, denn es beurtheilte ihn oft nur nach der Beschaffenheit der untergeordneten Angestellten. Friedrich Wilhelm III, König von Preußen, gab schon, als er noch mit dem von Elba zurückgekehrten Napoleon im verzweiflungsvollen Ringen war (22. Mai 1815), seinen Staaten die Verheißung einer neuen Verfassung mit Stellvertretung der preußischen Nation. — Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, stellte bald nach diesem (Herbst. 1815) eine solche Verfassung für seinen Staat wirklich auf, worin den Stellvertretern des Volks, alle in eine Kammer vereinigt, Einsicht in die Staatsrechnungen, Theilnahme an der Gesetzgebung, Recht der Beschwerdeführung über Mängel der Staatsverwaltung, und Oeffentlichkeit der Verhandlungen gewährt wurde. — Würtembergs König hatte seinem Volke schon früher eine verbesserte Verfassung geben wollen, und zu dem Ende die Achtbarsten des Reichs zusammen berufen. Diese aber hatten die neu dargebotene Verfassung anzunehmen verweigert, und jene ältere, aus den Zeiten des Lehenthums stammende, zurückgefordert, welche im Jahr 1806 aufgehoben worden war. Nun (im November 1815) trat er noch einmal mit dieser Versammlung in Berathung, mahnend, daß, wenn schon er die Landesverträge Altwürtembergs ehre, dieselben doch nicht den neuerworbenen Ländern aufzudringen seien; daß also ein Versuch gemacht werden müsse, für alte und neue Lande eine gemeinsame Verfassung auf dem Wege des Vergleichs herzustellen, und dazu schlug er, als Grundlage, vierzehn Hauptbestimmungen vor. — Viele andere deutsche Fürsten beschäftigten sich in denselben Tagen nicht minder mit Entwürfen ständischer Verfassungen. Und bald sah man sie in verschiedenen Gegenden erscheinen und in Wirklichkeit treten.

10.

Verschiedenartige Erwartungen und Wünsche in Betreff des künftigen deutschen Staatenbundes.

Die ungeheuern Umschwünge des Schicksals, von welchen die mächtigsten Thronen nicht minder, als die ärmsten Hütten des Taglöhners berührt worden waren, alle in den engen Zeitraum weniger Jahre zusammengedrängt, — Begebenheiten, Schicksale, wie in Deutschland, seit ein Deutschland gewesen, nie erhört worden waren, mußten allerdings die Gemüther groß bewegen. Erst vor Kurzem Alles gebeugt unter Schmach, vom Glück eines fremden Siegers, dann plötzlich ruhmreich triumphirend gegen den Weltherrn und ihn vom entweihten Thron stürzend; — erst unter der Willkühr übermüthiger Eroberer die tausend Plagen und Schrecken der Gewaltherrschaft duldend, dann, plötzlich der Fesseln entlöset, Verheißungen größerer Freiheit, als man nie zuvor genossen, von guten Fürsten empfahend — — wie konnte

anders geſchehen, als daß ſich Alles in leidenſchaftlich froher Aufwallung der Gefühle durch einander bewegte, und daß Jeder, nach Maasgabe ſeiner Begriffe, mit überſpannten Erwartungen dem Eintritt eines goldnen Zeitalters entgegenſah?

Dieſe Erwartungen, oder ſeine Wünſche wenigſtens, ſprach Jeder, welcher der Sprache fähig war, laut und unbefangen aus durch Mund und Schrift. Die kriegeriſche Verwirrung der Erlöſungszeit hatte ſelbſt in Staaten, welche ſonſt keiner ungebundenen Preßfreiheit hold geweſen waren, dieſe Freiheit begünſtigt und feſſellos gelaſſen, um durch alle Mittel den gewaltigen Geiſt der Nation zur Vollendung des großen Werkes aufzuregen. Daher ward das Wort von Keinem mehr mit vormaliger Aengſtlichkeit geſichtet. Und allerdings glaubte Jeder das Recht erworben zu haben, in der heiligen Sache des Vaterlandes zu reden, für die er freiwillig einen namhaften Theil ſeines Gutes zum Opfer gebracht, oder ſein Blut vergoſſen, oder ſeine Brüder, ſeine Söhne, ſeine Freunde entflammt, und auf Schlachtfeldern verloren hatte. Nun, nach überwundner Noth, glaubte Jeder die Pflicht zu haben, das zu offenbaren, was er in ſeinen Verhältniſſen als die Quellen des Unheils erkannt hatte, damit man nach dem Siege nicht zum alten Verderben zurückkehre. Auch ſchien es der rechte Augenblick zu ſein, weil nach Losreißung der deutſchen Völker vom franzöſiſchen Joch der erſte Gedanke auf Wiederverknüpfung des Zerriſſenen unter ſich, auf Schöpfung neuer Ordnungen ſtatt der zertretenen, gerichtet ſein mußte, und vor allen Dingen darauf, daß geſammten deutſchen Landen, durch engere Vereinigung derſelben, Kraft genug gegeben werde, furchtlos zwiſchen großen Nachbarreichen zu ſtehen, und nicht erfahren zu müſſen, beim erſten Wurf wieder zu erliegen.

Aus der ſichtbar gewordenen Unhaltbarkeit oder Schlechtigkeit der vormaligen Reichsverfaſſung und des nachgefolgten Rheinbundes hatte ſich im Volke allgemein das Gefühl der Nothwendigkeit von einem engern Verbande geſammter Nation entwickelt. Denn ſchwer hatte die geſammte Nation die Gebrechen des Vorigen abbüßen müſſen. Aber es traten die mannigfaltigſten, oft ſich im ſchneidendſten Widerſpruch begegnenden Räthe und Anträge ans Licht.

So ſehr waren einige vom Gedanken germaniſcher Einheit ergriffen, und von der Furcht vor der Wiederverkrüppelung deutſchen Nationalgeiſtes in kleinlichen, eiferſüchtelnden, zwiſträchtigen Provinzialſinn geſchreckt, daß ſie nur ein einziges deutſches Volk unter einem einzigen Oberhaupt ſehen, und die der Stärke des Ganzen gefahrvolle Selbherrlichkeit der einzelnen Throne aufgehoben haben wollten. Kein Bundesſtaat ſprachen ſie, noch weniger ein lockerer Staatenbund! Hat euch die Geſchichte der Nationen, hat euch unſre eigne noch nicht belehrt, daß Bundesſtaaten, wie klug geordnet ſie immerhin ſein mögen, zuletzt immer damit enden, vom Bunde Alles zu verlangen und ihm das Wenigſte zu opfern? daß ſie nur ſtark ſind, ſich unter einander durch Widerſtand zu lähmen oder aufzureiben, während ihre Vielköpfigkeit gegen die ungetrennte Willensmacht eines einzigen furchtbaren Gegners zur Schwäche wird? Hat darum nicht ſelbſt das republikaniſche Rom, ſo ſehr es auch die Freiheit liebte, in Tagen der Gefahr die höchſte Gewalt zur einem Manne übergeben? Welches

Bundesstaat ihr auch bilden möget, wie werdet ihr Gesetze und Mittel erfinden, daß ein mächtiger Genosse, wenn er dereinst den Verfügungen des Bundes nicht gehorchen kann oder will, gezwungen werde zum Gehorsam? Es ist ein unsicherer Bund, in welchem nur Freiheit für die Großen und Abhängigkeit für die Kleinen lebt, wenn ein oder zwei Theile größer sind, als das Ganze. So bewies Friedrich der Große und sein siebenjähriger Krieg. Und wenn einst der Bund einen Krieg nicht will, den die Mächtigern in demselben verlangen, wer wird ihn verhindern? Oder wenn der Kampf nothwendig ist, und einer der Mächtigern ihn aus höhern Gründen für seinen eigenen Staat zu meiden entschlossen ist, wer wird ihn, wenn schon ein anderer Feind vor der Thür steht, zum Zorn reizen wollen? Darum, ist euch Deutschlands künftige Ruhe und Ehre theuer, sorget, daß hier fortan nur ein Interesse, ein Volk, ein Herr, unterstützt und umgeben von den Ständen des Reichs, bestehen, ausser dem seid ihr, wie vormals, innern Zerwürfnissen, äussern Feinden von Neuem hingegeben.

Viele, welche zwar von mancher Wahrheit solcher Worte überzeugt, oder von dem Wahrscheinlichen darin geblendet waren, erkannten doch die Unausführbarkeit solches Traumgebildes. Mit Recht sagten sie: Wer soll der Eine sein, welcher Deutschlands selbherrliches Haupt werde? Soll sich Preußen, soll Oesterreich sich seiner Macht und Größe entschlagen? Ohne Untersuchungskriege, zerstörender als die Napoleonischen, sind diese Hirngespinnste nicht zu verwirklichen. Aber befestiget oder vollendet, was die Natur schon gegeben, welche im Norden und Süden Deutschlands zwei überlegne Staaten im Laufe der Jahrhunderte schuf, denen mehr oder weniger schon die angrenzenden kleinern Fürsten in ihren staatsthümlichen Richtungen folgen. Machet Deutschland zum Doppelreich, was es, nicht dem Namen, aber der That nach, schon jetzt ist. Zwei Kaiserkronen werden den Deutschen mehr Einheit, Stärke, Sicherheit und Glanz verleihen, als vierzig kleinere. Selbst die übrigen Fürsten, welche sich einem oder dem andern Kaiserthume einverleiben, können unter solchem Verhältnisse nur scheinbar verlieren, während sie in der That gewinnen. Ihre Kronen und Einkünfte und Unterthanen behaltend, unterwerfen sie sich nur des Kaiserthums gemeinsamen Gesetzen, an deren Schöpfung sie selbst Theil nehmen, wie sie sich sonst den Verfügungen des Reichs unterworfen hatten, oder denen einer andern Bundeseinrichtung unterwerfen müssen. Nach diesen Gesetzen verwalten und richten sie ihre Staaten. Aber dagegen geniessen sie stärkern Schutzes gegen fremde Widersacher; aller Handels- und anderen Vortheile, deren nur große Reiche fähig sind, auch wohl, wenn es in Verträgen gegründet wird, beim Aussterben des Kaisergeschlechtes, Anwartschaft auf den Thron des Reiches.

Mit Unwillen und Spott wurden Gedanken, wie diese, von denen zurückgewiesen, welche, aller Staatsumwälzungen müde, in einer solchen Verschmelzung und Scheidung Deutschlands die größte, die traurigste und die dauerloseste erkannten. Hör, sprachen sie, die ihr des Deutschthums Hauptpriester sein wollet, warum wollet ihr die gänzliche Vernichtung ächtdeutschen, rechtlichen Sinnes? Wisset ihr, was, wie dem einzelnen Menschen, so ganzen Völkerschaften,

Digitized by Google

köſtlicher iſt, als Glanz, Handwerksvortheil und jeder andre Gewinn? Es iſt das eigenthümliche Leben. Hoffet ihr, daß deutſche Völkerſchaften, ältern Stammes und Namens, als Oeſterreich oder Preußen, freiwillig auf ihr ſelbſtſtändiges Daſein Verzicht thun werden, um ſich zu Gunſten eines andern Reichs in ihm aufzulöſen und aus der Geſchichte zu verſchwinden? Das war's, was am meiſten gegen Frankreich empörte. Oder meint ihr, mit Gewalt könne das Werk der Unrechtlichkeit gethan werden? So wird es dauern ſo lange, als jene Gewalt; aber die erſte Erſchütterung in dieſer weckt Befreiungsluſt und Rache der Unterjochten. Ein Bundesſtaat oder Staatenbund ſoll und will Deutſchland ſein. Das war er ſeit Herrmanns und Marbods Tagen. Unzerſtörbare Treue und Anhänglichkeit an ihre angeſtammten Fürſtenhäuſer iſt der uralte Grundzug in der deutſchen Gemüthsart, und er iſt noch jetzt, wie einſt, lebendig und hat ſich noch in heutigen Tagen rührend offenbart. Fraget in Dingen des Lebens keine ſelbſtgeſchaffenen Urbilder, ſondern die Wirklichkeit!

Und wenn, fuhren ſie fort, nicht zu läugnen iſt, daß in jedem Bunde die Uebermacht einzelner Glieder allerdings der Freiheit und dem Rechte der Uebrigen, ſo wie der Ruhe des Ganzen, ja ſeinem feſten Beſtande Gefahr bringt: ſo mangelt es nicht an gerechtern und leichtern Mitteln, dieſe Gefahr zu entfernen. Preußen und Oeſterreich, obgleich auch Herren von deutſchen Ländern, danken ihre Uebermacht doch weniger dieſen, als der großen Maſſe ihrer nichtdeutſchen Staaten. Sie können, im Ganzen genommen, alſo als nichtdeutſche Mächte betrachtet werden. Es bilde ſich der Bund aus allen übrigen deutſchen Fürſten und Städten, wie einſt der rheiniſche. Dann wird kein einzelner Theil mächtiger, als die Geſammtheit, die Schwächern gefährden, und das Ganze im eignen Gleichgewichte ruhen. Stark genug zur Selbſtvertheidigung, ohne Furchtbarkeit gegen die Nachbarreiche, durch Bundesnatur zu Eroberungen unfähig, bleibendem Frieden geneigter, wird er achtungswerth zwiſchen Allen ſtehen, und von Allen, durch gegenſeitige Eiferſucht Aller, ſchonend behandelt werden, wie die ſchweizeriſche Eidsgenoſſenſchaft es ſeit Jahrhunderten zwiſchen nebenbuhleriſchen Mächten erfuhr. Aber zu ewigen Schirmherrn und Gewährleiſtern des Bundes wähle er ſich im Norden Preußen, im Süden Oeſterreich; denn Beide, ihre Thronen auf deutſcher Erde gebaut, ſind des deutſchen Bundes und Volkes Blutsverwandte. Beſſer zwei Gewährleiſter und Schirmherren, denn einen, weil einer leicht durch Gewalt oder Umtriebe Geſetzgeber und Gebieter werden kann, während zwei ſich die Wage halten. Dann allein wird Deutſchland ſelbſt zwiſchen Oeſterreichs und Preußens künftigen Händeln unparteiſam, ſogar vermittelnd, ſtehen können; wenigſtens nicht befürchten müſſen, daß eine oder die andere Macht, wie ſonſt wohl öfters geſchah, ihre Hauskriege zu Reichskriegen umſchaffe.

Ein Staatenbund, ſo wie jeder Staat, ſprachen Andre dagegen, welcher die Bürgſchaft ſeines Beſtehens und Daſeins nicht in ſeinem Innern ſelbſt mit ſich trägt, ſondern von fremden Gewährleiſtern empfangen muß, iſt ein gebrechliches Weſen und verkündet zum Voraus ſeine Schwäche. Selbſt die ſchweizeriſche Eidsgenoſſenſchaft hat für ſich ſolche Gewähr-

Digitized by Google

leiſtung niemals verlangt, vielmehr immer gefürchtet; und die ihr im Wiener Kongreß gegeben iſt, war nicht von zweien oder dreien, ſondern von allen Mächten des Welttheils ertheilt, folglich im Grunde nichts anders, als ein öffentlicher Ausſpruch jenes allgemeinen völkerrechtlichen Grundſatzes, unter welchem jeder Staat in Europa beſteht. So ihr aber einerſeits Oeſterreich und Preußen vom deutſchen Bunde ausſcheidet und zu Fremden machet, anderſeits doch eben dieſe zu Schirmherren und Gewährleiſtern erwählet, und ihnen, als ſolchen, wie natürlich, auch Rechte einräumet: gebet ihr den Fremdgemachten das Recht, ſich in eure innern Händel zu miſchen, weil ihr es eben denſelben, als Mitgliedern, verſaget. Seltſame Verirrung! Und noch neben dem zu glauben, daß Fremden die innern Ordnungen und Rechtſame oder der Beſtand des Bundes theurer und wichtiger ſein müßten, als den wirklichen Mitgliedern! — Fürchtet ihr die Eintracht der Mächtigen, wenn ſie Genoſſen des Bundes ſind: ſo fürchtet dieſe Eintracht noch mehr, wenn dieſelben auſſer dem Bunde ſtehen! Schon das ſittliche Gefühl ſträubt ſich doch im Mitgliede, Verräther von einer Geſellſchaft zu werden, deren Theil er iſt, und der Fluch der öffentlichen Meinung würde ihn verfolgen. Beidem iſt der Fremde weniger ausgeſetzt, weil er als Schirmherr oder Gewährleiſter ſich wohl Rechte einräumen, aber keine Pflichten, wie einem Genoſſen, vorſchreiben läßt. —

Darum iſt, ſo ſprachen ſie ferner, Zerſcheidung Deutſchlands in drei Reiche nicht minder bedenklich, als Zerſpaltung in zwei Hälften, oder ſtaatsumwälzeriſche Auflöſung in Eins. Preußens wie Oeſterreichs deutſche Gauen ſind nicht minder Deutſche, als Heſſen, oder Sachſen, Baiern oder Würtemberg es ſind. Und alle deutſche Völkerſchaften gehören zu einem deutſchen Bund. Sind auch einzelne Genoſſen wohl auswärts mächtig, ſo erheben ſie dadurch nur Anſehen und Stärke des Bundes ſelbſt, ohne ihm, als Genoſſen deſſelben, damit furchtbarer zu werden, denn als Fremde. Oder iſt Deutſchland unter allen Verwandlungen der Jahrhunderte, unter allen Eroberungsverſuchen ausländiſcher, unter allen Verwürfniſſen inländiſcher Mächte nicht immerdar beſtanden, bis auf den heutigen Tag? — Wollet ihr aber eine feſte Gewährleiſtung innerer Ordnung, Friedlichkeit und Stärke: ſo ſtellet den oft zweifſpältigen Intereſſen der deutſchen Höfe, als Gegengewicht, das ſich ewig gleiche Intereſſe der geſammten Nation entgegen. Sie will Frieden, Freiheit, Ordnung von innen, Anſehen und Stärke nach Auſſen. Laſſet auf den Bundesverſammlungen die Abgeſandten der Fürſten ſitzen und den Weiſungen ihrer Höfe folgen, wie bisher; aber fügt zu dieſer Kammer der Erlauchten eine Kammer der Gemeinen, gebildet aus den Abgeordneten der ſtändiſchen Verſammlungen aller Staaten Deutſchlands, mit Weiſungen von dieſen verſehen. Nur dann erſt, wenn nicht bloß einzelne Völkerſchaften in ihren einzelnen Landtagen über Hausangelegenheiten reden, ſondern wenn die geſammte Nation über gemeinſame öffentliche Angelegenheiten ein geſetzliches Stimmrecht führt, wird deutſcher Nationalgeiſt erſcheinen und ſegensvoll wirken; ſegensvoll, weil, unparteiiſch in den Zwiſten der Höfe, er nur das Gerechte wollen kann; ſegensvoll, weil er nur will, was der Mehrheit frommt; der Mehrheit frommen aber nur Ruhe, Wohlſtand,

Digitized by Google

Ehre. Und nur auf diese, auf keine andere Weise, gewinnt ihr, statt staatsthümlicher Einheit, die ihr ohnehin nicht zuwege bringt, Besseres: die Macht nämlich sittlicher Einigkeit, die Erhalterin aller Staaten. Nur auf diese Weise wird der Schwächere geborgen stehen gegen die Gewalt der Stärkern, unter dem Schilde der Nationalmeinung; und jeder Bundeskrieg gegen fremden Angriff empfängt so die schreckenvolle Stärke eines Volkskrieges.

Wie lockend dies Bild auch denen scheinen mochte, welchen die innigere Verbrüderung deutscher Völkerschaften zu einer großen Familie über Alles galt, verachteten es doch diejenigen, welche sich einer größern Vertrautheit mit der Natur der Staaten, des Geschäftsganges und des menschlichen Herzens bewußt waren. Wenn nicht schon, sprachen diese, die Geschichte der Nationen die Eitelkeit solcher Träumerei gezeigt hätte, würde es doch die Vernunft thun. Allerdings ist über Gesetzgebung und Haushalt eines einzelnen Landes die Stimme des Volkes in ständischer Versammlung nicht nur ohne Gefahr, sondern selbst heilsam zu hören. Da schadet auch nicht die Langsamkeit der Berathungen, oder die Oeffentlichkeit der Verhandlungen; vielmehr beide sind der guten Sache beförderlich. Ein Andres aber ist's, wenn ein Bund aus vielen verschiedenen Reichen durch zwei getrennte Kammern auswärtige Angelegenheiten behandeln wollte. Geheimniß und Entschlossenheit wären verbannt. Oder erinnert man sich nicht noch des schleppenden Ganges auf dem ehemaligen Reichstage, wo oft noch berathen ward, wenn der Feind schon den Feldzug eröffnete?

Dies aber würde jedoch das geringere Uebel jener gepriesenen Bundesform sein; hingegen das größere: Umsturz aller bisher bestandene Verhältnisse zwischen Volk und Fürst, und Zerrüttung aller Grundlagen monarchischer Verfassungen. Denn alsdann werden die Unterthanen vermittelst ihrer Abgeordneten zu Richtern und Schiedsrichtern ihrer Könige erhoben. Welche Verwirrung der Grundsätze, und wohin müßte sie führen? Auch sah wirklich die Welt, seit sich Staaten erhoben, kein ähnliches Ungeheuer von Verfassung. Wer allenfalls das Beispiel anderer Bundesstaaten, wer den Kongreß der Nordamerikaner, die Tagsatzung der Schweizer anführt, gibt nur Urkunden seiner Unwissenheit. Denn in diesen engverbündeten Freistaaten liegt die Selbherrlichkeit des Volks, übertragen in den einzelnen Staatsversammlungen, General-Courts, großen Räthen und Landsgemeinden. Diese folglich sind die Souveräne, und eben nur diese Souveräne bestellen aus sich Kongreß und Tagsatzung und entscheiden dort wieder als Souveräne, in den Händeln ihres Gleichen.

Und wer möchte an die Unparteilichkeit jener staatsthümlichen Misgeburt glauben? Wer, daß die Völker- oder Ständeversammlungen wider ihre eignen im Streit mit andern begriffenen Könige und Fürsten, Urtheile fällen, oder wohl gar zur Vollziehung derselben Hand bieten würden? Könnten sies, so geschähe es auf dem Wege der Empörung. Wer will den auf Deutschlands Boden? — Oder wer will glauben, daß jene Verfassung dauerhaftern innern Bundesfrieden gewähren werde, wo zu streitenden Interessen der Fürsten noch streitende

Nationalvorurtheile und Nationalnebenbuhlereien geworfen werden? Forsche in den Geschichten der Bundesrepubliken Judäa's, Griechenlands und Helvetiens, — zu jung steht Nordamerika! — und ihr werdet da, wo Völker doch selbst die Selbstherrlichkeitsrechte übten, der inneen Kriege mehr noch, als der auswärtigen zählen!

11.

Verlautiges Urtheil über den deutschen Bundesvertrag, den heiligen Bund, und künftige Ständeversammlungen. Stärkere Regsamkeit des Volkswitzens. Schriftstellerische Fehden.

Unter diesem und andern Widersprüche von Meinungen, Hoffnungen und Wünschen ward die Verfassung des deutschen Bundes, in der Gestalt, wie sie aus den Berathungen des Wiener Kongresses hervorstieg, wie vorauszusehen war, von Vielen ohne Beifall, von Vielen gleichgültig empfangen; von Wenigen mit Freude des Vertrauens auf die Einsicht der Verfasser. Nur eine geringe Zahl empfand die Ueberzeugung, daß der neugebildete Bund, aus den Grundsätzen ehemaliger Reichsverfassung entwickelt, und mit zeitgemäßen Veränderungen ausgestattet, gegenwärtigen Verhältnissen am entsprechendsten sei; daß man nicht waglings oder versuchsweise Bewährterkanntes für gänzlich Unbekanntes vertauschen dürfe; daß eben dieser leise Uebergang zum Bessern dem sprunglosen Naturgange der Dinge zusage; daß ein Bund, zur Beförderung deutscher Einheit, keineswegs enger geschlossen werden könne, ohne die Majestätsrechte der Souveräne zu gefährden und den Willensmeinungen der Stärkern zu unterwerfen; ohne die Freiheit aller Deutschen zu vernichten, jener Freiheit, wodurch bisher Denk- und Glaubensfreiheit, ja jeder verfolgte deutsche Mann immer noch im Umfange des gemeinsamen Vaterlandes Zufluchtstätten gefunden haben, die bei verminderter Vollgewalt der Landesherren nothwendig verschwinden müssen; daß endlich die von den Grundsätzen der Bundesverfassung festgestellte Religionsfreiheit, Abzugsfreiheit, und landständische Ordnung in den Bundesländern, kostliche Eroberungen eines edlern Zeitgeistes seien, und daß zuletzt auch für fernere Ausbildung und Vervollkommnung der Bundesschaft immer noch offener Weg gelassen worden wäre.

Mancherlei Umstände aber verschworen sich damals, die freudige Zuversicht zu stören. Es hatten die Fürsten aus dem unentwirrten Chaos noch ihren künftigen Länderbestand zu erlesen. Einige forderten nur das ihnen Entrissene zurück, Andere mit Recht Entschädigungen; Andere Zuwachs, um das einst vorhandene, nun gehobene Gleichgewicht der Macht wieder zu begründen; Andere, statt ihnen zuerkannter, abgelegener Länderstücke, nähergelegene, oder Abrundungen durch Umtausche. Durch so viele vorhergegangene gewaltsame Willkühren, Zerreissungen des Altzusammengehörigen, und Verknüpfungen des sich Fremdgewesenen war neue Ausgleichung nothwendig; unvermeidlich dabei zwischen den Höfen mancherlei Mißverständniß.

Digitized by Google

Die deutſchen Völker aber ſahen mit banigem Erwarten dem Ausgange der langen und wichtigen Unterhandlungen entgegen, von welchen ihr künftiges Loos beſtimmt werden ſollte. Sie ſahen ſich, erſt vom Kriege zerſtört, nun unter einſtweiligen Verwaltungen ſchwankend. Sie ſahen ein Königreich, den Sitz eines uralten Stammvolkes der Deutſchen, getheilt werden; wer konnte von nun an wiſſen, was ſeiner eignen Heimath verhängt ſei? Sie ſahen Oeſterreich und Baiern (Jänner 1816) ſogar wider einander in Waffen erſcheinen. Alles dies machte die Herzen verzagt, oder diejenigen unwillig, welche ſchmerzte, daß man Liebe und Treue zu angeſtammten Fürſten predige, während man nicht nach Treue der Herzen, ſondern nach Anzahl der Köpfe, Geviertmeilen und Einkünfte rechnete.

Dies Alles begab ſich aber in derſelben Zeit, als den Nationen zuerſt der Inhalt des europäiſchen *heiligen Bundes* kundgethan wurde (Jänner 1816).

Nach jenen entſetzlichen Erſchütterungen, durch welche die ſittliche Welt gleichſam aus ihren Achſen geboben, alles Heilige, Gerechte, Erhabene und Theure niedergeworfen, ſelbſt der letzte Schein des Anſtändigen vernichtet war, ſehnte ſich die Welt mit verdoppelter Andrunſt zur Schonung der Völker und ihres Völkerrechtes, und nach *einer religiöſen Staatsweisheit* der Fürſten. Der heilige Bund war dieſen Seufzern entgegengebend: aber unter jenen Ländertheilungen ſtillte er ſie nicht, und ward ſelbſt Vielen durch ſein Erſcheinen in ſolcher Zeit verdächtig. Die Wenigſten mochten in ihrer Trauer erwägen, daß das unter tauſend Schmerzen entſtandene Chaos Deutſchlands ohne neue Schmerzen und Verletzungen nicht wieder geſchieden, und zu einer bleibenden Ordnung der Dinge neu geſtaltet werden konnte, wie es doch werden mußte. Einige nannten, in ihrem regewerdenden Unglauben an das Beſſerwerden der Dinge, jenen chriſtlichen Fürſtenverein nur die Frucht flüchtiger Aufwallung frommer Gefühle; Andere ihn eine vorbereitende Stiftung gegen die Macht der ottomaniſchen Pforte; Andere hielten ihn, nach nun vollbrachter Wiedereinſetzung der Bourbonen auf den Thron Frankreichs, ſogar für das Sich-Wort-Geben der Souveräne gegen den wachen Geiſt der Völker. — Edelſinniger *Alexander*, von Millionen deiner Zeitgenoſſen verkannt, dich wird (der Glaube an das Fortſchreiten der Menſchen verheißt es) ein beſſeres Jahrhundert verſtehen! Dieſer Bund, weniger ein Bund, als ein vor Welt und Nachwelt ausgeſprochenes Gelübde derer zu Gott, die Gott den europäiſchen Völkern zu Vorſtehern geſetzt, und die er in ſchwereren Zeiten geprüft hat, wird in der Menſchheit, wird in den Gemüthern der Fürſten wenigſtens *den Gedanken* verewigen müſſen: daß frommer Sinn und frommes Sein in Gott die feſteſte vom allen Grundlagen, ſegengewährende Staatsklugheit ſei.

Das lange verzögerte Erſcheinen einer Bundesverſammlung zu Frankfurt am Main; dann, nach ihrer Eröffnung (am 5. November 1816) der, für die Ungeduld der Völkerſchaften zu langſame, Schritt ihrer Verrichtungen; dann ihre Bedenklichkeit, die landſtändiſche Verfaſſung des Großherzogthums Weimar zu gewährleiſten; daneben der Machtſpruch des Kurfürſten von

Digitized by Google

Hessen (14. Jänner 1814), mit welchem er beim Wiedereintritt in sein Land sämmtliche Inhaber gekaufter Kammergüter und Gefälle, ohne alle Rücksicht, vom rechtmäßig erworbenen Besitze verstoßen hatte, ohne daß nun der Bund den Beeinträchtigten schleunige Hilfe bot, vermehrte den öffentlichen Zweifel an bessere Tage.

Theils dies, theils die Verschiedenheit der Wünsche über das, was den einzelnen deutschen Staaten am nächsten lag, nämlich über ihre eignen künftigen Verfassungen, ward fast ausschließlicher Gegenstand aller Gespräche im bürgerlichen Leben, zahlloser Zeitungen, Flugschriften und größerer Werke, und neuer Gährungsstoff der von Furcht gepeinigten Gemüther.

Zwar bezweifelte man wohl nicht das Empfangen ständischer Verfassungen; die Fürsten zum Theil selbst hatten ja diese feierlich verheißen, und im Grundgesetz des deutschen Bundes lag die offene Zusage: aber auf welche Art und Weise die Zusage erfüllet werden werde, ob als Gnadengeschenk, oder als Vertrag zwischen Landesherrn und Volk? ob durch Stellvertretung des Staatsbürger, mit gleichen Rechten, in einer oder in zwei verschiedenen Kammern? ob mit Unterschied bevorrechteter oder unbevorrechteter Unterthanen? oder ob bloß durch Beibehaltung oder Wiederherstellung lehenthümlicher Landtage, wie im Kurfürstenthume Hessen, im Großherzogthume Mecklenburg, im Königreiche Sachsen und in Hannover sich zu bewähren schien? — das ward die vielbesprochene Frage.

Man darf kaum bezweifeln, daß weit aus die große Mehrheit, wenig bekümmert um jene Landtage aus Jahrhunderten der Lehenherrschaft, das wünschte, was dem gegenwärtigen Bedürfnisse der Länder und der jetzigen Gesittungsstufe der Deutschen angemessen war: Stellvertretung mit gleichen Rechten der Staatsbürger. Dafür redete auch die große Zahl der angesehensten Schriftsteller; am feurigsten aber die deutsche Jugend, welche vom Siegeskampf gegen Napoleon zurückgekehrt war. Allen schien undenkbar, daß Deutsche, nachdem sie den überwundenen Feinden, mit dem alten königlichen Thron, zugleich eine freiere Verfassung hatten erringen helfen, nun für sich selbst auf den Genuß edlerer Staatsordnungen verzichten sollten. Der Gedanke empörte den in kriegerischen Triumphen wieder rege gewordenen Stolz der Nation. Deutschthum stand in der Brust von Millionen noch immer dem Franzosenthume entgegen. Freies Deutschthum ward die Losung der Jünglinge auf den Hochschulen. Gleich den Vorfahren im Mittelalter ließen sie ihren Bart wachsen, und legten sie Tracht jener Zeit an, in welcher sich ihnen die schöne Eigenthümlichkeit grunddeutschen Wesens am herrlichsten verkündet zu haben schien. Mit Stolz trug der im Befreiungskriege aufgebotene Landwehrmann seinen Waffenrock. Die Jugend trat auf Turnplätzen zusammen, hier für neue Tage deutscher Noth und deutschen Ruhms die Glieder stark und gewandt im Streit zu machen. Die Menge gab Beifall.

Diese lauter ins öffentliche Leben hinaustretenden Aeußerungen dessen, was sich im Herzen regte, dazu die kühne Sprache der Menschen im geselligen Umgange, wie der Schriftsteller in

Digitized by Google

ihren Werken, erregte Besorgniß bei den höhern Ständen. Denn solch' ein Ton war zu keiner Zeit in Deutschland erhört worden. Was man wohl anfangs, in den Tagen kriegerischer Verwirrung, nachsichtig gestattet hatte, oder nicht hatte verhindern können, als die Nation das Napoleonische Joch brach, und Alles dem einzigen Ziele Aller entgegenstürmte: das schien nach hergestelltem Frieden, unziemlich, oder Ordnung und Ruhe des Innern gefährdend. Die stolze Freude über wieder errungene äussere Unabhängigkeit vom Auslande schien jetzt in ein trotziges Fordern grösserer Unabhängigkeit im Innern auszuarten, und, müede ihm nicht zeitig gewehrt, bürgerliche Unruhen vorzubereiten. Am meisten fürchtete der Adel Gefahr für seine alterthümliche Rechtsame. Er drängte sich enger zusammen, in fester Verkettung dem allfälligen Sturme zu stehn; er drängte sich enger zu den Thronen. Auch er hatte Fürsprecher seiner Sache. Diese bewirkten jedoch mehr nur Aufrechthaltung seines eignen Muthes, als Veränderung in der allgemeinen Stimmung der untern Stände, das heißt, der Volksmasse.

Die aus solchen widerstrebenden Umständen entstandenen Reibungen trübten fast jede Heiterkeit des Urtheils, und weckten auf allen Seiten leidenschaftliche Gesinnungen und Vorwürfe. Schriftstellerische Fehden über staatsthümliche Verhältnisse wurden zahllos und nicht immer mit derjenigen Besonnenheit und Würde geführt, welche öffentlichen Handlungen und Worten geziemend ist. Während die, welche des Volks oder Bürgerthums Ansprüche verfochten, die Ansprüche des Adels mit Spott und Ernst, als zeitfremde Anmaßungen und staatsverderberische Vorurtheile, bestritten, wurden sie selbst hinwieder als ehrgeizige Staatsumwälzer, Volksverführer und Verpflanzer der Jakobinerschaft auf deutschen Boden dargestellt, sogar ruchloser Anschläge gegen die Thronen, und geheimer, gefährlicher Verbindungen verdächtigt. Ja, ein preußischer Staatsdiener behauptete in offener Schrift, die er mehrern Fürsten übersandte (1815), daß jener einst zum Sturz Napoleons gebildete, sittlichwissenschaftliche Verein oder Tugendbund, noch immer, obgleich durch das Gesetz schon aufgehoben, im Geheimen fortdaure, wenn nicht in alter Gestalt und mit ersterm Zweck, doch in andern Verbindungen und mit neuen staatsthümlichen Zielen; daß aus solchen furchtbaren Verbindungen das wilde Predigen des Deutschthums, das Schwächen vaterländischer Regierungen, die Verwirrungen der Volksbegriffe über Recht und Pflicht herstammten; daß wahrlich, wenigstens im preußischen Volke, keine Begeisterung für Thron und Vaterlands-Unabhängigkeit zum Aufstand gegen Napoleons Gewaltherrschaft gerufen; sondern ruhiger, und um so rühmlicherer, Gehorsam gegen den königlichen Befehl habe bewirkt, daß jeder mit nüchternem Sinn für Bürgerpflicht die Waffen genommen, und seine Opfer gebracht habe.

Die Achtung, welche dieser Mann eben so sehr durch Einsicht, als durch Rechtlichkeit seiner Denkart, erworben hatte, verlieh seinen Worten Gewicht. Während aber die Monarchen von Preußen und Würtemberg ihn belohnend mit Orden schmückten, indem sie die Güte seiner Absicht, wie seinen Muth anerkannten, erschien er in den Augen der Gegner als Verleumder

Digitized by Google

schuldloser Menschen, ja des preußischen Volks selbst, und als Stifter eines unseligen Argwohns des Landesherrn gegen Unterthanen. Eine lange Reihe der Schwergekränkten trat wider ihn in Flugschriften auf, sowohl zu eigner Rechtfertigung, als zur Rettung der Wahrheit überhaupt. Und mit so großer Erbitterung ward die Fehde geführt, daß der König von Preußen endlich Schweigen befehlen mußte. Der König selbst zwar, so lautete es in der Verordnung (6. Jänner 1816), habe in den Tagen allgemeiner Unterdrückung die geheime Gesellschaft des sittlich-wissenschaftlichen Vereins genehmigt gehabt, nun aber, da das Vaterland gerettet worden, sollten alle Staatsbürger einen Zweck nur haben; — geheime Gesellschaften seien verboten fortan; — und bei Geld- und Leibesstrafe solle nichts mehr darüber gedruckt werden, weil der Streit unziemlich geworden und beunruhigend.

12.

Entgegengesetzte Ansichten über des Adels bisherige Vorzüge.

Allerdings waren es die obern Stände, besonders die zahlreichen Geschlechter des niedern Adels in Deutschland, welche sich bei den bevorstehenden innern Einrichtungen am meisten durch das allseitig wider sie erhobene Wort bedroht sahen.

Es hatten vor Jahren (1806) durch einen Napoleonischen Gewaltspruch weit über siebenzig altfürstliche, gräfliche und andere hohe Geschlechter Deutschlands, welche weiland, gleich den übrigen Ständen des Reichs, unmittelbar unter Kaiser und Reich standen, und mehr denn anderthalb Millionen Unterthanen beherrschten, ihre landesherrlichen Rechte eingebüßt, und waren denjenigen der ehemaligen Mitstände unterworfen worden, in deren vergrößerten Landen ihr Gebiet gelegen war. Nun hatten seitdem römisches Reich und Kaiser aufgehört zu sein. Unter verwandelten Verhältnissen war volles Wiederherstellen des Vergangenen unmöglich geworden. Darum hatten die Stifter des deutschen Bundes billig ihnen, denen keine selbherrliche Hoheit zurückerstattet werden konnte, wenigstens noch die gewohnten Ehren, Vorzüge und Besitzthümer unverletzt bewahrt, insofern diese mit den Landeshoheitsrechten der Souveräne vereinbar waren, in deren Reichen sich ihr altererbtes Gut befand.

Aber dunkel noch blieb, welche Rechte ihnen in den einzelnen Staaten selbst, zumal in Bezug auf Gesetzgebung und öffentliche Verwaltung, zu gewähren seien. Noch weit mehr war des niedern Adels Loos unklar, welcher längst schon am Bürgerstande seinen gefährlichen Nebenbuhler gefunden. —

Unsere Vorzüge oder erblichen Rechtsame sind, so sprach er, Rechte, und darum in der bürgerlichen Gesellschaft unantastbare Heiligthümer, wie die Rechte jedes Andern. Sie uns rauben, heißt: den Adel selbst ausrotten mit Gewaltthat und Ungerechtigkeit, und einen der ehrwürdigsten, verdienstvollsten Stände in seinem Gut und Eigenthume verderben.

Digitized by Google

Viele der Unſern hatten bis jetzt nicht nur Hof- und Ehrenvorzüge, ausſchlieſsliche Anſprüche auf Orden, Pfründen und höhere Aemter beim Heere und im Staate, ſondern auch hie und da privilegirten Gerichtsſtand, Patrimonialgerichtsbarkeit, Steuerfreiheit, Jagd- und Frohnrechte, auch leibeigne Angehörige. Hier iſt wirkliches, wohlererbtes Beſitzthum! Wer da anräth, uns aus denſelben zu verſtoßen, kann mit gleichem Fug vorſchlagen, den Bürgersmann aus ſeinem eignen Hauſe zu verdrängen. — Neue Staatsverfaſſungen, ſollen ſie nicht mit unwälzeriſcher Schuld, ſondern rechtlich gegründet werden, müſſen mithin auch die Rechte unſers Standes ehren. Und nicht Pflicht iſt dies allein gegen uns, ſondern gegen den Staat, damit die unerhörten Anmaßungen des Bürgerſtandes zu allen Zeiten einen bleibenden Damm finden, woran die Wogen zerſchellen. Iſt aber der niedere Adel einmal gebrochen, dann wird auch der höhere in die Tiefe niedergezogen werden. Daher iſts Zeit, daß man, ſollen Monarchien beſtehen, den Standesunterſchied des Adels und den Begriff von Familienrang gelten laſſe.

Allerdings muß in republikaniſchen Verfaſſungen, ſo ſprachen die Schutzredner des Adels ferner, Gleichheit aller Familien im Volk ſtatt finden, und kein andrer Rang, als welchen das Amt ertheilt. Denn in jenen Staaten iſt das Volk der Souverän, und Keiner des Volks kann, als Glied des Souveräns, einem andern Gliede erbliche, höhere Vorzüge einräumen, ohne ſein eignes Staatsbürgerrecht unbefonnen zu ſchmälern. Wir aber ſind Genoſſen monarchiſcher Staaten, in denen die Souveränetät von Geburtswegen Eigenthum einer einzigen erlauchten Familie iſt. Schon damit wird der Begriff von Geburtsrechten hier verfaſſungsmäßig und vom Begriff der Monarchie untrennbar. Denn es beruht, obſchon in untergeordneten Abſtufungen, der Stand der Adelsgeſchlechter auf gleichen Gründen, wie der Stand des landesherrlichen Geſchlechts ſelbſt. Könnet ihr beweiſen, daß Vorzüge der Geburt ungültig ſeien: ſo könnet ihrs, wie vom Adel, auch vom Fürſtenſtamm ſagen. Könnet ihr rechtfertigen, daß der Adel von Geburtswegen keinen Vorzug behaupte, zurücktrete in den großen Haufen des Volks, und jedem Platz mache, der ſich durch Glück, Umſtände und Geiſtesgaben an ſeine Stelle erhebt: ſo werdet ihr mit denſelben Beweiſen auch darthun, daß der Thron nicht nach dem Recht der Geburt, ſondern nach dem des perſönlichen Verdienſtes vergeben werden müſſe. Darum untergraben alle diejenigen, welche wider des Adelthums angeſtammte Vorzüge eifern, die Grundſäulen der Monarchie, weil ſie die Achtung für alle durch Geburt erworbenen Vorrechte vernichten.

Keineswegs, fuhren die Vertheidiger des Erbadels fort, keineswegs liegt in unſerm Sinn, irgend einem Verdienſte ſeine Kronen zu rauben. Wir ſelbſt, unſre Söhne werben um dieſelben. Keineswegs liegt in unſerm Sinn, den Fürſten das Recht abzuſprechen, hochverdiente Bürger in den Rang der Adelsgeſchlechter zu heben; unſre Altvordern traten mehr oder minder auf ähnlichem Wege in den Beſitz der uns hinterlaſſenen Vorzüge. Aber Verdienſt und Adel

Digitized by Google

ſehen einander weder feindlich gegenüber, noch ſollen beide Begriffe, wie gleichbedeutende, verwechſelt werden, ſo wenig, als Tugend und Reichthum. Oder wollet ihr Gleichheit der Güter einführen, und den Reichen ihr ererbtes Vermögen nehmen, weil nicht alle Reiche zugleich die Tugendhafteſten ſind? — Uebrigens, welche Verfaſſungen ihr auch wollet, immer werdet ihr in der Monarchie eine Stufenfolge des Ranges behalten müſſen, nicht nur des amtlichen Ranges, ſondern auch des erblichen von Geburtswegen. Denn gleichwie die fürſtliche Hoheit kein Amt, ſondern ein Geburtsrecht iſt, ſo iſt auch der Adel kein Amt, ſondern ein dem fürſtlichen verwandtes Geburtsrecht. Dieſe durch Vererbung in den Geſchlechtern bleibende Abſtufungen ſind dem Weſen der Monarchie eigenthümlich, und dienen zur Befeſtigung der monarchiſchen Verfaſſung. Die höhern und tiefern Amtsſtufen ſind wandelbare Erſcheinungen, und können nach Bedürfniß vermindert oder vermehrt werden. Wenn daher zu allen Zeiten Monarchen den Geburtsadel unterſtützten, oder, wo er nicht war, ihn ſchufen, wie ſelbſt Napoleon, als er ſeine Republik in ein Kaiſerthum verwandelte; — oder, wenn der Adel ſich die ſtärkſte Säule der Monarchie, ihren feſten Damm gegen demokratiſches Wogen nennet, ſo wundert euch nicht; Beides ergab ſich nothwendig aus der Natur der Sache ſelbſt, und das dunkle Gefühl des Nothwendigen leitete ſicherer, als die Schulweisheit theoretiſcher Staatskünſtler.

Dieſen Behauptungen widerſprachen die Bürger und ſagten: Es iſt bei uns nicht Rede, das Grundweſen monarchiſcher Verfaſſungen zu zerſtören, ſondern zu ſtärken. Das Grundweſen derſelben iſt: daß Einer Herr ſei. Nicht aber iſt das Erbrecht der herrſchenden Familie auf ihren Thron durch die Natur der Monarchie ſelbſt ſo ſehr, als durch angeſtammten Landesbeſitz und durch die geſichertere Ruhe und Glückſeligkeit der Völker nothwendig. Denn es gab Monarchien ohne erbrechtliche Thronfolge. Aber man erſchrack vor den Verwirrungen und Uebeln der Wahlreiche. So iſt denn alſo das Geburtsrecht des fürſtlichen Geſchlechts nicht durch das Herkommen allein, ſondern auch durch das Bedürfniß feſter Ruhe bei Thronerledigungen unantaſtbare Nothwendigkeit. Daher irren diejenigen, welche ihre ererbten Vorrechte auf gleiche Linie mit denen des fürſtlichen Stammes erheben. Ohne Erblichkeit des Throns iſt keine Feſtigkeit des Throns und der Staatsruhe. Aber daß Monarchien auch ohne erbliche Vorzüge einzelner Unterthanen feſtbeſtehen, ja, an innerer Kraft gewinnen können, dafür zeugen heutiges Tages Erfahrung und geſunder Menſchenverſtand.

Es iſt unbillig, dem Adel ſeine Titel und Namen, ſein Beſitzthum an Gütern und Rechten darauf ſtreitig zu machen. Dies ſind einfache Rechte, wie ſie jedes Mitglied eines Staates beſitzt, keine Vorrechte. — Aber jene Vorrechte, durch welche, wie durch das Leibeigenſchaftsrecht, ein Theil der Landesbewohner um alle Fähigkeit gebracht wird, gleich andern Menſchen menſchlicher zu werden, gleich andern Landesgenoſſen ſich, zum größtern Vortheil des Staats, geiſtigen und häuslichen Wohlſtand zu bauen; — jene Vorrechte, durch welche

Digitized by Google

der Fürſt in ſeinem Majeſtätsrecht beſchränkt, und der Staat ſeiner trefflichſten Mittel beraubt wird, wenn, bei Beſetzung der erſten Aemter im Heer und Lande, der Titel der Familie mehr, als der Titel der vorzüglichern Eigenſchaften gelten ſoll: jene Vorrechte ſind es, welche von jeder guten Staatsordnung verworfen werden müſſen, weil ſie Beleidigungen der Menſchheit, Lähmungen der eigenthümlichen Staatskraft, Eingriffe in die Befugniſſe der Monarchie ſind.

Freilich auch dieſe Vorrechte ſind Rechte geweſen, aber ihrem Weſen nach veränderliche Rechte, weil ſie nur aus dem Bedürfniß eines gewiſſen Zeitalters entſprangen. Das Bedürfniß des Zeitalters iſt nun anders, und was ehemals für Einzelne recht war, iſt jetzt zum Unrecht gegen Alle geworden. Oder wollet ihr, ohne Rückſicht auf Verwandlungen des Zeitbedürfniſſes, alle ehemalige Stiftungen noch für unſre Tage als rechtsgültig erklären: ſo ſtellet Karls des Großen, oder auch nur Karls des Fünften Jahrhundert, wie es geweſen, wieder her, ſo ihr das vermöget.

Jenem hohen, einſt unmittelbaren Reichsadel, jener ehemaligen Reichsritterſchaft iſt der niedere Adel nicht zu vergleichen. Jener, im Eigenthumsrecht einer wahrhaften Landesherrſchaft, ſteht eben dadurch dem Throne, welchem er untergeordnet wurde, durch ſeine Natur näher. Der niedere, immer mittelbar geweſene Adel aber, auf einen alten Stammbaum oder jüngern Adelsbrief geſtützt, dankte ſeine frühern Vorzüge weniger den vorgezeigten Pergamentblättern, als ſeinem größern Reichthum, und einer daher erworbenen freiern Geiſtes- und Sittenbildung. In beiden kommen ihm heut Tauſende des Bürgerſtandes gleich oder zuvor. Daher iſt vergebens, durch Kunſt einen Unterſchied zu erzwingen, welchen die Natur der Umſtände ſchon abgethan hat. Ueble Haushaltung, Unglücksfälle und Selbſtverſäumung durch die Zuverſicht das, was durch Verdienſt erworben werden ſollte, vermittelſt Familienverbindungen zu erhalten, hat den Adel ſinken gemacht.

Landſtände ſollen ſein, nicht um Rechte einzelner Volksklaſſen gegen den Thron zu verfechten, ſondern dem Landesherrn durch vielſeitige Kenntniß, Erfahrung und Anſicht, in der Geſetzgebung zur Verbeſſerung des gemeinen Wohls zu unterſtützen. Daher können Geburt und Vermögen am wenigſten ein Recht auf Sitz und Stimme in Ständeverſammlungen geben, wenn der Fürſt nicht das Weſentliche über das Zufällige verlieren ſoll. Die Ehre des Vorgezogenwerdens folgt in der ganzen Welt dem Verdienſt von ſelbſt. Wenn aber, während Verdienſt und Tugend des Vaters kein Erbgut ſind, Ehre und Vorzug denen erblich zum Lohn gegeben werden, die das Verdienſt nie hatten: verſpottet der Geſetzgeber den geſunden Menſchenverſtand an ſeiner eignen Perſon. Die höhern Aemter im Staat und Heer verlangen überlegnere Einſicht und Kraft. Wird der Fürſt verfaſſungsmäßig gezwungen, ſie nicht, frei aus Allen wählend, dieſer Geiſtesüberlegenheit, ſondern einer beſtimmten Anzahl Familien des Volks, als ausſchließliches Recht derſelben, zu ertheilen: ſo geht die Monarchie in Ariſtokratie

Digitized by Google

unter, und nicht die Weisheit des Fürſten, ſondern das Spiel des Zufalls entſcheidet Wohl und Weh ſeines Reichs. Steuerfreiheit oder mäßigere Beſteurung der adelichen Güter iſt nicht allein Ungerechtigkeit gegen die übrigen Unterthanen, welche dem Throne doch nicht geringere Dienſte leiſten, als der Adel, ſondern ſie iſt Schwächung der Staatskraft und wirkliche Beeinträchtigung des öffentlichen Schatzes.

Mit dieſen und ähnlichen Gründen beſtritten ſich die Verfechter und Gegner der Adelsvorrechte in Deutſchland. Preußens Rheinländer zogen nicht vergebens Napoleons Geſetzbuch dem preußiſchen Landrecht vor, in welchem letztern der Adel noch als erſter Stand des Staats erſcheint. Die Geſetzgebung war, wie andre Wiſſenſchaft, in neuern Zeiten fortgeſchritten, und die Nationen hatten die Wohlthat dieſer Fortſchritte empfunden.

13.

Das Benehmen der Höfe im Streit über des Adels Werth.

Während dieſer Gedankenkrieg mit großem Aufwand von Scharfſinn und Witz und mit allen Kunſtgriffen der Beredſamkeit im bürgerlichen Leben geführt ward, nicht, als hätte das Landesoberhaupt, ſondern unmittelbar das Volk den ſchweren Rechtsſtreit zu entſcheiden, war die ruhige Haltung der Fürſten dabei beachtungswerth. Mit weiſer Mäßigung, und mehr durch That, als Wort, — nicht plötzlich, ſondern wie der Tag die Gelegenheit darbot, entſchieden ſie den alten Hader. In der That konnte bei demſelben Keiner im Lande, nicht Bürgerlicher, nicht Adelicher, ſo unparteiiſch ſein, als der Fürſt ſelbſt, weil er über beide und den Gegenſtand der Streitſache erhaben ſtand.

Unmäßige Forderungen der Parteien verachtend, weil damit gegenſeitig das Gute jedes Theils vernichtet worden wäre, bewieſen mehrere Fürſten Deutſchlands, daß ihnen nicht gelegen ſei, weder den einen, noch den andern Stand als Stiefſohn des Staats zu behandeln. Nicht ſowohl durch geſetzliche Beſtimmungen, als durch bisherige Gewohnheiten behielt der Adel an den Höfen ſein früher genoſſenes Anſehen bei. Hin und wieder, wo er früher den Beſitz gehabt, wurden ihm Patrimonial-Gerichtsbarkeit und beſonderer Gerichtsſtand gelaſſen, oder Majorate zu ſtiften geſtattet. Denn nicht Alles wollte und konnte man, ohne Härte, jenen Familien entreiſſen, die einſt hoch erhaben über den Bürgern, jetzt mit dieſen, der That nach, ſchon auf gleicher Linie ſtanden. Das Geſchehende ſchien gleichſam nur von der Natur der Verhältniſſe geboten. Und wenn Manches, was noch den Adelsgeſchlechtern verblieb, vor der Strenge ſtaatsrechtlicher oder ſtaatswirthſchaftlicher Grundſätze nicht gerechtfertigt werden konnte, ſuchte es in der Macht vorhandener Umſtände ſeine Entſchuldigung. Unter und mit dieſen edeln Geſchlechtern waren die Fürſten erwachſen; ſie kannten deren Namen und Verhältniſſe beſſer, als jener Würdigen des Bürgerſtandes; und an die wohlbekannten Namen

Digitized by Google

knüpften ſich manche Erinnerungen von der Freundſchaft ihrer eignen Altvordern mit den Vätern jener Geſchlechter. Doch weit entfernt, eines, wenn auch angenehmen, Vorurtheils wegen, die Gefühle ihres Herzens zu beſchränken, zogen ſie auch die Söhne des Bürgerſtandes an ihren Hof, in ihren Umgang und in die wichtigſten Geſchäfte des Staats. Sie erhoben dieſe in den Stand der Edeln, Freiherrn und Grafen, nicht um ſich ſelbſt über deren Herkunft zu täuſchen (vielmehr beurkundeten ſie damit, daß bloße Abſtammung keinen vollgültigen Titel auf ihre Freundſchaft gebe), ſondern um ſie an Würde den übrigen Genoſſen ihres Umgangs gleich zu ſtellen, und den bisher an den europäiſchen Höfen gegoltenen Begriffen von perſönlichem Rang, zumal bei diplomatiſchem Verkehr, Genüge zu thun. Denn wie in allen, auch den unterſten Ständen, gewiſſe Formen des Anſtändigen im Umgang oder Geſchäftsweſen berückſichtigt werden, ſo dürfen ſie auch von Höfen gegen Höfe nicht wohl vernachläſſigt ſein.

Inzwiſchen auf dieſe Weiſe dem Verdienſtvollen aus bürgerlichem Stande, — in mehrern deutſchen Staaten geſetzlich ſogar, — das Recht und der Weg zu allen und den höchſten Staatsämtern geöffnet ward, der vormals faſt ausſchließlich nur dem Adel zuſtand: wurden den Edelleuten jene kleinen Vorzüge gewährt, welche, ohne empfindlichen Nachtheil für das öffentliche Wohl, eben ſo ſehr dienten, die bisherigen Glieder des Adelſtandes anzuſpornen, ihrer Verhältniſſe jederzeit würdig zu handeln, als hinwieder die Söhne des Bürgerſtandes zu reizen, durch ausgezeichnetes Verdienſt um Thron und Staat in jene Verhältniſſe einzutreten. Montesquieu hatte tief aus Erfahrung und Leben der Monarchien den Grundſatz gehoben, daß in Monarchien es die Ehre ſei, welche, wie in Republiken die ſtrenge Bürgertugend, der allgemeine Hebel des öffentlichen Weſens bleibe.

Aber die alten, dem Staate eben ſo nachtheiligen, als das Menſchengeſchlecht entwürdigenden Befugniſſe der Adelſchaft verſchwanden dabei hin und wieder von ſelbſt. Die Fürſten kannten ihren und des Landes Vortheil zu wohl, als daß ſie Perſonen oder Güter des Adels vom Mittragen der öffentlichen Laſten hätten entbinden, und dieſe auf die Schulter der untern Volksſtände allein wälzen ſollen. Denn dieſe iſt die allesernährende Klaſſe; ſie darf am wenigſten entkräftet werden. Sie iſt der Fuß des Staatskörpers, ohne welchen er nicht ſtehen, geſchweige kraftvoll einherſchreiten kann. Und man weiß, als der Adel von Neupommern nicht Bedenken trug, die Wiederherſtellung der Leibeigenſchaft in jenen deutſchen Gegenden zu begehren, wo ſie Guſtav Adolf IV, König von Schweden, einſt aufgehoben hatte, wie ernſt und entſchloſſen König Friedrich Wilhelm III von Preußen ſolches Verlangen (Juni 1816) zurückwies.

Dagegen hatte aber der Wiener Kongreß auf ſchonende Weiſe den künftigen Rechtszuſtand der ehemaligen unmittelbaren Reichsſtände feſtgeſtellt. Dieſe, durch die Gewalt des Eroberers von Deutſchland ihrer Landesherrlichkeit verluſtig, hatten damit nicht ihren Landesbeſitz, nicht

Digitized by Google

ihre angeſtammten Ehren verloren. Und dieſe wurden ihnen mit Gerechtigkeitsliebe aufrecht erhalten. Weniger konnten die Monarchen kaum thun, ohne Mitſchuldige an Napoleons Gewaltverfügungen zu werden; mehr konnten ſie kaum leiſten, ohne, mit Zerreiſſung aller ſeitdem entſprungenen Veränderungen, Deutſchland in neue Verwirrungen zu ſtürzen. Was geſchehen iſt und geſchieht, gerechten Sinnes zu würdigen, muß der Wille des Menſchen, nicht nur unter dem höchſten Gebot ſeiner ſittlichen Natur, ſondern auch unter dem Gebot des Schickſals und der Zeit beachtet werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Inhalt des einundzwanzigsten und zweiundzwanzigsten Heftes.

Vom Geiſt des deutſchen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. S. 517

Von dieſer Zeitſchrift erſcheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preiß 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unter der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhandler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberſieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.

Jahrgang 1819.

Erstes und zweites Dezember-Heft.

Nro. 23. u. 24.

Aarau

bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vom Geiſt des deutſchen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

(Beſchluß.)

14.

Wachſende Gährung der Gemüther. — Klagen des deutſchen Gewerb- und Handelsſtandes. — Theurung. Religiöſe Schwärmerei. Kirchliche Beſorgniſſe.

Es iſt kaum zu bezweifeln, die Mehrheit des geſammten Deutſchlands würde Beifall geſauchzt haben, wenn den Fürſten gefallen hätte, diejenigen billigen Grundſätze feierlich zu proklamiren, durch welche ihrer Viele bisher geleitet geweſen waren, und die ſie zum Theil in einzelnen Verfügungen offenbart hatten. Aber dieſe einzelnen Thaten, oft diejenigen, welche am entſcheidendſten für ihren unbefangenen Sinn oder für die Gleichmäßigkeit ihrer Liebe für alle Stände und deren ſtaatsbürgerliche Rechte ſprachen, wurden nicht allgemein bekannt. Daher blieb bange Unruhe in den Meiſten zurück und Furcht aller Parteien vor den vielleicht ſiegenden Anmaßungen ihrer Gegner.

Zu dieſer Furcht ſtanden viele andre Beſorgniſſe der Menge, aufgeregt durch wohl- oder übelgedeutete Erſcheinungen des Tages, oder durch Fortdauer eigner Noth. Noch war in allen Deutſchen die Nachwirkung jenes Schreckens mächtig, welchen Frankreichs Verheerungen verbreitet hatten; und immer noch ſah man für jede Zukunft keinen ſtärkern Widerſtand angeordnet und keine engere kriegeriſche Vereinigung Aller gegen das Ausland gerüſtet. Obwohl die Gefahr auch offenbar noch nicht von irgend einer Seite drohend war, quälte ſich dennoch das Volk mit der Angſt vor Möglichkeit ihrer unvermutheten Wiedererſcheinung. Tadle niemand den Unglücklichen, welcher durch ein Erdbeben ſeine Aecker, ſeine Hütte, ſeine Blutsfreunde verſchlungen ſah, wenn er bei jedem fremdartigen Geräuſch als vor der Rückkehr einer Begebenheit ſchaudert, die man in Jahrhunderten kaum einmal zu erleben pflegt. Zuviel hatten die Unterthanen getragen und geduldet, als daß ihnen die Verbindung der Fürſten, ſolchen Uebeln künftig groß abzuwehren, nicht hätte von allen wichtigen Angelegenheiten die wichtigſte ſcheinen ſollen. — Von der andern Seite ſchmerzte es diejenigen, welche zur Vertheidigung des Thrones und des gemeinſamen Vaterlandes, in ſchweren Zeiten der Entſcheidung, die Waffen genommen hatten, wenn ſie nun zuweilen ihre wirklichen Verdienſte, oder ihren guten Willen, allzuwenig anerkannt ſahen, wohl gar auch Spott leiden, oder hören mußten, ſie hätten zur Rettung des Ganzen eigentlich nichts beigetragen; oder wenn ihnen, wie in Kurheſſen, aus unenthüllten Urſachen, ſogar verboten ward (Hänner 1816), das Ehrenkleid des Landwehrmannes öffentlich zu tragen, in dem ſie einſt bereit geſtanden waren, für ihren Landesfürſten Leib und Leben zu

Digitized by Google

wagen. Solches ſchlug Muth und ſtolze Freudigkeit vieler Tauſende nieder, die — hätte ſich in ſolchen Augenblicken neue Gefahr von auſſen her angekündigt — vielleicht ſchwerlich zu ehevoriger Begeiſterung erweckt worden wären.

Vom wiederhergeſtellten Weltfrieden hatte der deutſche Landmann, Handwerker und Gewerbsſtand fröhliche Wiederkunft wohlfeiler und verkehrvoller Zeiten, reges Aufblühen des zertretenen Wohlſtandes und Nachlaß der drückenden Steuern erwartet. Er fand ſeine Hoffnungen von Jahr zu Jahr faſt aller Orten getäuſcht. Die Auflagen wurden in den wenigſten Gegenden vermindert, und konnten es nicht, weil die öffentlichen Bedürfniſſe nicht vermindert, und weil, gleich den Privatperſonen, auch Staaten mit ſchweren Schulden aus der böſen Zeit hervorgetreten waren. Aber der einzelne Hausvater, unvertraut mit dem, was den Staat drückte, fühlte nur ſeine eigne Beſchwerde; und die Abgaben ſchienen ihm härter, weil er überall nicht mehr die vorige Kraft beſaß, ſie zu erſchwingen.

Denn auch die Gewerbe ſtockten fort und fort, und konnten die alte Höhe nicht wieder erreichen, weil England indeſſen Meiſter des Welthandels geworden war, die Marktplätze beſtellte und die Preiſe der Waaren vorſchrieb. England hatte während der Verſperrung des Feſtlandes gelernt, ſich des größten Theils der europäiſchen Waaren, Europa aber nicht, ſich der fremden Bedürfniſſe zu entſchlagen. Frankreichs Heere waren mit Waffen zu beſiegen geweſen, aber Großbritanniens Uebergewalt, auf den Säulen oſt- und weſtindiſchen Handels beruhend, ſtand dem Muthe europäiſcher Krieger unantaſtbar. Nun alle Länder unſers Welttheils mehr oder weniger dem britiſchen Kunſtfleiß zinsbar geworden, ließ ſich ohne Mühe das fortwährende Minderwerden des baaren Geldes auf dem europäiſchen Feſtlande vorausberechnen. Nur Belebung des eignen innern Gewerb- und Kunſtfleißes und Waarenverkehrs konnte allein noch dem fortſchreitenden Verfall des allgemeinen Wohlſtandes wehren.

Europa dem britiſchen Handel zu verſperren, war unmöglich; das hatten die unausführbaren rieſenhaften Entwürfe Napoleons offenbart. Der alte Reichthum unſers Welttheils nimmt ab und kehrt nicht wieder, ſprachen die Gewerbleute: bis einſt der britiſche Koloß zerfallen, Meer und Handel frei geworden, und jeder europäiſche Seehafen unmittelbaren Verkehr mit den Küſtenländern Aſiens und Amerika's treiben wird. Die Verſuche einzelner Staaten, inländiſche Gewerbe durch Verbote oder Erſchwerungen der Einfuhr ausländiſcher Waaren zu befördern, droht das Uebel, dem man entgegenarbeitet, zu vergrößern. Denn was Einigen zu ſtatten kommt, ſchadet der Mehrheit. Zölle, Mauthen und Verbote in einem Lande erzwingen Anſtellung derſelben im andern, und lähmen gegenſeitigen Umſatz der Kunſt- oder Naturerzeugniſſe. Ohne eignes Verderben können ſich kleine oder mittelmäßig große Staaten nicht iſoliren. —

Das fühlten auch Deutſchlands Fürſten. Daher hatten ſie in ihrem Bundesvertrag, als einen der wichtigſten und dringendſten Gegenſtände, Handel und Verkehr im Innern Deutſchlands, den Berathungen der Bundesverſammlung vorgezeichnet. Aber

Digitized by Google

Schwierigkeiten, in der verschiedenen Natur der verschiedenen Staaten gegründet, hinderten das so schnelle Erscheinen von Verbesserungen, als der bedrängte Gewerbs- und Handelsstand mit Sehnsucht sie verlangte. Deswegen traten einzelne, traten mehrere Gewerbs- und Kaufherrn berathend zusammen, aus einzelnen Orten, aus mehrern Staaten, auf den Messen und Märkten: wie der fürchtbaren Zerstörung des deutschen Handels abzuhelfen sei? Allen schien das einfachste Mittel: Vereinigung der deutschen Fürsten, um gesammte Zölle und Mauthen im Innern Deutschlands zwischen Bundesstaaten und Bundesstaaten aufzuheben, und rings um Germanien gegen die Fremde zu verlegen. So werde, sprachen sie, der Verkehr des Innern entfesselt; das Ausland dingegen gezwungen, entweder billige Handelsverträge einzugehen, oder mit Waaren entfernt zu bleiben, welche Deutschland selber liefern könnte; die inländischen Gewerbschaften würden sich, bei vergrößertem Absatz, den keine fremde Einfuhr nebenbuhlerisch zu Grunde richtete, schneller vervollkommnen, emporheben, und mit der Dauer erstärken; unermeßliche Summen, jetzt der Fremde entrichtet, würden im Vaterlande zurückbleiben; wohlthuend würde das Blühen des Handels auf den Preis aller Kunst- und Naturerzeugnisse Deutschlands, mithin auch auf den wachsenden Werth der Grundstücke zurückwirken, während die Fürsten, was sie an Binnenzöllen, Stapelrechtrn u. s. w. für den Staatsschatz verloren, von den allgemeinen bundesgenossischen Grenzzöllen wieder gewönnen.

Wie hell nun auch die Ausführbarkeit dieses großen Werks durch die scheinbare Einfalt der dazu empfohlenen Mittel einleuchtete, so unerwartet mächtige Hindernisse wälzte die Wirklichkeit entgegen. — Nicht heut erst, längst schon hatte man den Nachtheil der zahllosen Land- und Wasserzölle im Innern Deutschlands für den Handel empfunden. Es ließ sich nachweisen, daß die Waaren entfernter Indien, oder der Briten, Niederländer und Franzosen oft weniger mit Abgaben beschwert waren, als die eignen Naturerzeugnisse deutschen Bodens, von einem bundesverwandten Lande zum andern geführt. Mehr denn einmal war daran erinnert worden; und dennoch hatten sich noch nie auch nur zwei Staaten von einiger Bedeutung vereinigen können, die Hemmungen des Waarenverkehrs in ihrem Länderumfang zu beseitigen, und dafür einen gemeinschaftlichen Grenzzoll aufzustellen. Die Ursache davon lag nicht in der Gleichgültigkeit der Fürsten gegen den sinkenden Wohlstand ihrer Unterthanen, oder in der Unkunde ihrer ersten Staatsdiener mit dem, was Noth sei, sondern weit mehr in der Art und Zahl und Größe von Schwierigkeiten, deren Anblick den kühnsten Muth schon vom Unternehmen des Wagstücks zurücktrieb.

Und diese Schwierigkeiten sind, sprachen Geschäftsmänner, jetzt noch nicht gewichen; vielmehr haben sie hin und wieder ihre Stärke verdoppelt. Wäre Deutschland ein einziger Staat: so würde er ein einziges Handelsinteresse haben können. Dies ist nicht der Fall. Es bestehen hier mehr, denn dreißig von einander unabhängige, souveräne Stände, mit eben so vielfältig verschiedenen Interessen. Oesterreich hat ganz andere Bedürfnisse zum Glanz seines Handels

und Wohlſtandes, als Preußen; Baiern andere, als Heſſen. Nicht Willkühr, ſondern Lage und Natur des Landes und Eigenthümlichkeit der Bewohner zeichnet die Zahl der Bedürfniſſe und ihre vortheilhafteſte Befriedigung vor. Was dort wohlthun kann, bringt hier Verderben. Jeder Fürſt aber ſorget zuerſt für ſein eignes Land, und nicht, mit Vergeſſung deſſelben, für das Allgemeine. — Daher würde es nicht ſchwerer ſein, Portugal, Spanien und Frankreich zu einem gemeinſamen Handelsſtaat, mit einerlei Mauth- und Zoll-Linie umgürtet, mit voller Freiheit des Verkehrs in ihrem Innern zu machen, als eben ſo viele von den größern Staaten Deutſchlands. — Geſetzt aber, die Landesherrn wollten oder könnten die beſondern Intereſſen ihrer Völkerſchaften, zum Vortheil des Allgemeinen, vergeſſen: ſo würde die Umſchaffung Deutſchlands in ein einziges Handelsreich nicht nur die Auflöſung aller beſondern Verträge der einzelnen Mächte mit auswärtigen, rückſichtlich bisher ſtatt gefundener Handelsverhältniſſe, und die Schlieſſung neuer Uebereinkünfte zur Folge haben oder vorausſetzen müſſen, ſondern auch in mehrern deutſchen Ländern eine große, wo nicht gänzliche Verwandlung des geſammten Staatshaushaltes unvermeidlich eintreten. Denn der Ertrag der Mauthen und Zölle, welcher bis dahin vieler Orten eine achtbare Summe der öffentlichen Einkünfte bildete, würde durch eine andere Abgabenart erſetzt werden müſſen, weil noch ungewiß, ja unwahrſcheinlich wäre, daß dasjenige für die verlorenen Binnenzölle Erſatz leiſten würde, was die um Deutſchland gezogene Mauth- und Zollkette in die Kaſſe ſo vieler einzelnen Staaten abwürfe. Welche Abgaben aber wären, als genügende Stellvertreter, in Zeiten zu erfinden, in welchen durch Kriege ſo vieler Jahre und durch ſo langes Stocken der Gewerbe die Mehrheit der Unterthanen nur zu ſehr erſchöpft liegt?

Wenn ſchon ſolche und ähnliche Betrachtungen den deutſchen Handels- und Gewerbsſtand niederſchlugen, ließ er doch den Muth nicht ganz fallen; oder vielmehr, die verzweiflungsvollſte Ausſicht in die Zukunft erhöhte nur ſeinen Muth. Hunderte, Tauſende aus den entgegengeſetzteſten Gegenden Deutſchlands, Fabrikanten, Manufakturiſten, Kaufleute aller Art vereinigten ſich durch Unterſchriften, um die Hilfe der Bundesverſammlung anzuflehen. Denn, wie ungeheuer auch alle Hinderniſſe ſcheinen mögen, welche der Wiederaufrichtung deutſchen Gewerb- und Kunſtfleiſſes entgegenwirken wollen, weit ungeheurer noch werde, wenn man nicht rette, die öffentliche Noth werden. Es gibt für das öffentliche Heil kein Hinderniß, daß es nicht, ſprachen ſie, durch kluge Entſchloſſenheit beſiegt werden könnte. Diejenigen deutſchen Staaten, welche heute zum Gemeinbeſten ein Opfer verweigern, werden binnen wenigen Jahrzehenden ein viel größeres wirklich dargebracht haben, aber nicht ihrem Vortheil, ſondern ihrem Verderben. Denn die Millionen Goldes und Silbers, welche alljährlich von Deutſchland in fremde Weltgegenden ausſtrömen, kehren nicht wieder. Von Jahr zu Jahr muß ein allgemeines Verarmen empfindlicher werden, und von den untern Ständen des Volks gegen die obern zurückwirken. Mit der Abnahme des Landesreichthums müſſen die Grundſtücke im Preiſe ſinken, die Einkünfte des Staats abnehmen, die Menſchen auswandern, andre Vaterlande zu

Digitized by Google

ſuchen, weil ſie in den erſten Heimathen nicht genug gewinnen können, um ſich, ihren Familien und dem Staate zugleich zu genügen.

Wirklich ſah man, auch nach hergeſtellter Befreiung Deutſchlands und wiedergekehrter Ruhe, von Jahr zu Jahr erneuerte Züge von Unglücklichen, welche theils Unzufriedenheit mit dem öffentlichen Zuſtand der Dinge, theils Begierde, in andern Welttheilen ein glänzenderes Glück zu machen, theils verführeriſche Gewalt des Beiſpiels, theils, und mehr noch, Unmöglichkeit, ſich ferner mit Ehren zu erhalten, aus dem Vaterlande vertrieb. Sie gingen zu Tauſenden nach den minderbevölkerten Landſtrichen Rußlands; zu Tauſenden über das Weltmeer in die amerikaniſche Freiheit. Aus keinen andern Reichen Europens ſo viele, als aus Deutſchland, aus Frankreich, aus England und der Schweiz. Aus Frankreich wegen Unvereinbarung ihrer Grundſätze mit denen, welche daſelbſt durch Wiederaufrichtung des Bourboniſchen Throns gültig geworden waren; aus England wegen Mangel des Verdienſtes neben den Arbeiten der Maſchinen, die den Fleiß unzähliger Menſchen überflüſſig machten; aus der Schweiz wegen zunehmender Verarmung unter dem Stillſtand vormals blühender Gewerbe.

Zu ſo mancherlei Ungemach geſellte jetzt die Natur noch ihre Schrecken. Die regneriſche, kalte Witterung einiger hintereinanderfolgenden Jahre und der daraus entſpringende Mißwachs der Feldfrüchte, bewirkte allgemeine Theurung der erſten Lebensbedürfniſſe; in manchen Gegenden Hungersnoth. Weit mehr, als der Landmann, waren die Bewohner der Städte, Kapitaliſten, Handwerker und Taglöhner zu beklagen; jene blieben ohne Zins, dieſe, beim Mangel des Verdienſtes, ohne hinreichende Mittel zur Herbeiſchaffung der erſten Nothwendigkeiten. Zahlloſe Haushaltungen verſanken in Schulden. Die Fürſten waren nicht reich genug, ſo vielem Uebel zu ſteuern. Sie verordneten, nur beſorgt um die eignen Unterthanen, Getraideſperren gegen die Unterthanen verbündeter Staaten, und ſo, alles ſich nur auf ſich ſelbſt beſchränkend, mußte das Elend vergrößert werden.

Jene Jahre der Theurung (1816 und 1817) hatten auf die Stimmung der deutſchen Völkerſchaften mächtigen Einfluß. Die Unzufriedenheit mehrte ſich. Jede Abgabe ward beſchwerlicher. Man zählte die Kornwucherer. Man ſuchte ſie unter den Reichen und Großen. Man klagte über die Beamten. Man ſchrieb den Mangel des Unentbehrlichſten weniger der Ungunſt der Witterungen, die man kannte, als den Maasnahmen der Regierungen zu, deren beſchränkte Hilfsmittel und deren Verlegenheiten man nicht kannte. Das iſt immer des großen Haufens Weiſe, daß er, im Gefühl eines Schmerzes, ſelten zur erſten Urſache hinaufſteigt, ſondern ſeinen Zorn gegen das ausläßt, was näher und erreichbarer ſteht.

Schlechte Nahrungsmittel, Kummer und Bangigkeit um Gegenwart und Zukunft, verzehrten Muth und Zuverſicht der Einen; tägliches Hören der Klagen erſchütterte den Geiſt der Andern. Es verbreitete ſich düſteres Weſen, welches, zumal in den untern Volksklaſſen, immer gern religiöſen Schwärmereien geneigt macht. Da zogen Propheten durchs Land und erſchreckten mit Weiſſagungen den Aberglauben der Menge. Da vernahm man von den Buß-

Digitized by Google

reden der umherwandelnden Priesterin Krudener; da von den neuen Offenbarungen Pöschels, von der blutdürstigen Frömmigkeit seiner Bekenner; da von den Andachtsübungen des Häckerlingsschneiders Kloos in Sachsen, und von Andern mehr.

Seltsam klang dies mystisch-religiöse Wesen der niedern Volksstände mit demjenigen zusammen, welches zugleich in den gebildeten Ständen durch den angenommenen Ton neuerer Dichter und Schriftsteller herrschend zu werden begonnen hatte. In der That auch waren die vergangenen schicksalsvollen Zeiten geeignet gewesen, das Gemüth von der Hinfälligkeit und Leidensfülle des Irdischen zur höhern Liebe des Göttlichen und Ewigen hinzuleiten. Also neigten sich Gebildetere und Ungebildetere mit einerlei Inbrunst, wenn gleich in verschiedenen Richtungen, himmlischen Dingen zu.

Die fromme Stimmung des protestantischen Deutschlands ward durch die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation (1817) noch mehr erhöht. Während hier sich vieler Orten die lange geschiedenen Kirchen Zwingli's und Luthers mit heiliger Rührung versöhnten, drohten Spaltungen unter den katholischen Glaubensgenossen aufzugehn, indem man Papstthum und katholische Kirche, Glauben und römische Kurie strenger von einander zu scheiden versuchte. Die Wiederauferstehung der Jesuiten in Italien; das neue Erscheinen der Inquisition in Spanien; die Zerreissung des alten deutschen Bisthums Konstanz und die Nichtwiederbesetzung des erledigten Stuhles desselben; der neuerworbene unmittelbare Einfluß des römischen Hofes durch Nunziatur und Generalvikariat auf die katholische Schweiz; die unwürdige Behandlung eines hochgeachteten deutschen Prälaten, der seine Unschuld vergebens in Rom darzuthun strebte; das der römischen Unterhandlungskunst gelungene Konkordat mit Frankreich (1817), wodurch die lange behaupteten Freiheiten der gallikanischen Kirche erschüttert waren; ein noch größerer Sieg des heiligen Stuhls durch das Konkordat mit Neapel (Februar 1818); die Vortheile des römischen Hofes im Konkordat mit Baiern — alle diese und andere Erscheinungen verkündeten die verdoppelte Thätigkeit der päpstlichen Kurie. Dieser schien daran gelegen, den günstigen Augenblick von mancherlei Verwirrungen, Aengsten und Freuden der großen Höfe zu benutzen, um den Einfluß auf katholische Reiche wieder zu erobern, welcher im achtzehnten Jahrhundert durch Staatsklugheit der Monarchen verloren gegangen war. Solches machte viele einsichtsvolle katholische Männer, weltlichen und geistlichen Standes, bedenklich, die, obwohl in Kirche und Glauben eifrig, doch ihre Vaterlande und Fürsten zu sehr liebten, als sie von Neuem in Abhängigkeit von Priesterherrschaft fallen zu sehen. Sie erhoben sich daher entschlossen für deutscher Thronen und Bischöfe Recht in kirchlichen Dingen. Es schwiegen die Gegner nicht. In vielen Flugschriften entbrannte darüber Fehde; noch allgemeiner in Gesprächen und Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, wovon, was durch den Druck bekannt ward, nur, wie immer, als einzelnes öffentliches Zeugniß dessen gelten konnte, was einen ganzen Theil des Volkes bewegte.

Digitized by Google

Der Körper der Staaten, wie der Menſchen, iſt ſein Inneres einmal von einer Krankheit ergriffen, kann nichts in ſich aufnehmen, was nicht ſchnell mit ſeiner Krankheit verwandt und eins mit ihr ſelbſt würde. Die deutſche Nation war voll Sehnſucht nach einem feſten, freien, ihrer würdigen, Zuſtande. Sie war es, nachdem ſie lange unter ſchwankenden, knechtiſchen, unwürdigen Verhältniſſen das Bitterſte erduldet hatte, was eine edle Nation durch ſiegeriſchen Uebermuth erdulden konnte. Daher geſchah, daß Alles, was ſich ereignen, und einen Theil nur, oder das Ganze Deutſchlands, berühren mochte, immer in jene allgemein herrſchende Stimmung aufgelöſt, und Ereigniß für die Geſammtheit wurde.

Gleichwie jener religiöſe, myſtiſche Gemüthston der Menſchen von verſchiedenartiger Geiſtesbildung, deſſen ich oben erwähnte, mit den politiſchen Angelegenheiten in ſolchem Grade verwandt ward, daß Staatsſachen, wie heilige Glaubensſachen, mit frömmſter Begeiſterung abgehandelt wurden; eben ſo reizten nun die Einwirkungen der römiſchen Kurie hinwieder die allgemeine Empfindlichkeit der einander entgegenſtehenden politiſchen Parteien. Katholik oder Proteſtant, Beides ward hier einerlei; die Religion ſchied nicht mehr, ſondern die Stellung des Vaterlandes allein beſchäftigte die Gemüther. So begab ſich, daß Katholiken und Proteſtanten mit gleicher Erbitterung das Eindringen römiſchen Einfluſſes in die deutſche Welt anfochten, und von der andern Seite nicht Katholiken allein, ſondern auch Proteſtanten die Rechtſame des Papſtes in alten Ehren mit Leidenſchaft vertheidigten.

Das iſt, ſagten die Letztern, das iſt das Elend unſers Vaterlandes, daß der leichtſinnige Geiſt Frankreichs, der ſchon vor den Siegen der franzöſiſchen Waffen unſere Höfe, unſere Gelehrten beherrſchte, noch nicht vertrieben iſt. Und darum können wir nicht geneſen. Es muß das Alte, wie es die Väter gebaut, in ſeiner vollen Stärke wieder unter uns aufgerichtet werden, oder wir erleben blutige Revolutionen. Darum gebet dem Thron, dem Adel, und dem Prieſterthume die Rechte zurück, die ihnen gebühren. Geiſtliche und weltliche Hoheit, beide gleich nothwendig, werden ewig geſchieden und doch ſich gegenſeitig unterſtützend bleiben müſſen. Als man einen dieſer Grundpfeiler der ſittlichen Welt niederriß, drohte der andere den Nachſturz; in Frankreich geſchah er. Der katholiſche Gottesdienſt bedarf, zur Erhaltung ſeiner Majeſtät, größeren Aufwandes, als die Einfachheit des evangeliſchen; und Einheit iſt die Grundlage der katholiſchen Kirche, ohne welche auch die Einheit des Glaubens zerfallen würde. Wollet ihr Beide, ſo müſſet ihr auch die der Kirche entzogene Güter und Rechte herſtellen, ſo müſſet ihr auch den Beſtand der Hierarchie, ſo müſſet ihr auch das ehevorige Anſehen des heiligen Vaters unter den Gläubigen wollen. Dies Anſehen kann bei den Völkern nur durch den unmittelbaren Einfluß ſeiner Rechte in kirchlichen Angelegenheiten, durch Ernennungen, Weihen, Dispenſen u. ſ. w. durch die Ehrfurcht der Monarchen ſelbſt vor dieſen Rechten, emporgehalten oder in Erinnerung gebracht werden. Laſſet ihr dem Papſte aber von ſeiner Würde und kirchlichen Gewalt nichts, als den Namen: ſo wird er, den die Völker nie ſehen, nie hören, bald wie ein Fremdling im katholiſchen Europa vergeſſen ſtehen; ſo wird ſein Wort

Digitized by Google

und Warnen ohne Macht verſchallen, und die Kirche und der Glaube ohne höchſten Schutz, Verwandlungen von der Willkühr des Zeitgeiſtes unverweigerlich annehmen müſſen. Das iſt's, vor dem mit Recht der katholiſche Chriſt zittert! Dieſe Verwandlungen — zu viel derſelben haben wir ſchon erfahren — was haben ſie der Glückſeligkeit der Welt gefrommt? Nun die Andachtsſtätten der Klöſter vertilgt wurden: iſt das Volk denn frömmer geworden, ſeit es nicht mehr den Anblick jener frommen Väter genoß, welche das Beiſpiel der Weltverläugnung und Gottgeweihtheit täglich erneuten? Nun die Güter der Abteien und Kirchen verſchleudert ſind: hat ſich denn der Wohlſtand der Nationen vermehrt? Nun der Unterricht der Jugend den Mönchen entzogen iſt: habet ihr denn ſeitdem zufriednere, ehrerbietigere Unterthanen? — Und was verlangen wir denn? was der Papſt? Nichts, als was die Fürſten ſelbſt wollen, und verkünden, das ſein ſoll, — jedem ſein *ehevoriges* Recht!

Dieſem entgegneten die Andern: Ja, die Unterthanen ſind, ſeit der Jugendunterricht den Klöſterlingen entzogen ward, ihren Landesherren inniger ergeben geworden, denn ſie haben aufgehört zwiſchen *zweierlei Autoritäten* zu ſchwanken, von denen die geiſtliche ſich immer ein Uebergewicht zu ſchaffen trachtete. — Ja die Nationen ſind reicher geworden, ſeit der *todten* Hand ein unermeßliches Gut genommen und in die *lebendige* Hand gelegt ward, durch welche nun, was vieljähriger Krieg verödete, leichter wieder aufgebauet wird. Sehet in Spanien das erſchreckliche Gegentheil! Ja, das Volk iſt frömmer geworden, ſeit es nicht mehr Aergerniß am Leben der fetten Abteien nahm, ſondern vielmehr durch fromme Weltgeiſtliche ſtärker zur Heiligung des *Gemüths*, als zur Werkheiligkeit angeleitet ward. — Auch unſre *Fürſten* wollen, auch *wir* wollen, daß Jedem ſein Recht werde; aber nicht das durch Mißbrauch und Willkühren angemaßte, dem Stande der Souveräne und Völker widerſpenſtige Recht, ſondern das allein wahre und *altgeſtiftete*. Und alſo gelte und bleibe auch für den römiſchen Stuhl dasjenige Recht, was ihm in Bezug auf deutſche Kirche, durch *Satzungen der Konzilien* und *Kirchenväter* beſtimmt worden iſt; *nicht* dasjenige, wodurch deutſchen Biſchöfen der edelſte Theil ihrer Befugniſſe, den Fürſten die Vollgewalt in auſſerkirchlichen Angelegenheiten der Geiſtlichkeit, offenbar oder geheimerweiſe, entzogen, und in Rom konzentrirt worden war; *nicht* dasjenige, wodurch Nationen abermals in die alte Nacht der Unwiſſenheit und des Aberglaubens zurückgekirrt, und von Jahr zu Jahr Sparpfennige ihres Fleißes in den Schatz der apoſtoliſchen Kammer abgeholt werden. Auch unſre *Fürſten*, auch *wir* wollen die *Einheit der katholiſchen Kirche*, deren ſichtbares Oberhaupt der heilige Vater iſt. Aber die Rechtſame der Staaten beeinträchtigen wahrlich die Einheit der Kirche nicht. Oder haben denn die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche, welche Jahrhunderte lang, ſelbſt mit Einverſtändniß der Päpſte, beſtanden; haben ſie der kirchlichen Einheit geſchadet? — Und nie ſind die Anforderungen Roms überhaupt unzeitiger geweſen, als in unſern Tagen. Denn, nachdem durch zwanzigjährige Kriege die fürſtlichen Kaſſen geleert, die landesherrlichen Einkünfte geſchwächt, Vermögen und Wohlſtand der Unterthanen im Verfall

Digitized by Google

sind, sollen wir nun Mönche pflegen, Klöster bauen oder ausstatten, und noch Italien zinsbar werden?

15.

Rückblick auf den Gang der Ereignisse, des Volkssinnes und der Parteien. Die Feier auf der Wartburg.

Es bedarf nur einer mäßigen Gabe Scharfsinns, um in den großen Gemüthsbewegungen der deutschen Völkerschaften und in ihren unruhigen Bestrebungen das, was zur Hervorbringung derselben wesentlich und unverhinderbar beitrug, von dem zu unterscheiden, was zufällig mitwirkte.

Diejenigen, welche behaupten wollten: das Volk selbst begehre von Allem nichts, was man vorgebe, es sei mit seinen häuslichen und staatsbürgerlichen Rechten und Verhältnissen gar wohl zufrieden, — führten sich oder andere in gefahrbringenden Irrthum, indem sie der Mehrheit ihrer Mitmenschen geradezu Empfindung und Urtheil abläugneten.

Man denke sich eine Nation, wenn nicht die deutsche, eine andere, die lange erst ruhige Zuschauerin fremder Revolutionen, dann vom alleszermalmenden Sturme selbst ergriffen, bis ins Innerste zerstoßen, ihrer alten Throne, Gesetze, Uebungen und Ordnungen, aller ihrer Lebenskleinodien beraubt ward, die oft kein Fürst, am wenigsten der Fremde, sondern das eigne Herz nur kennt; — denke sich diese Nation dann in verzweiflungsvoller Kraft wieder siegreich unter den Fahnen ihrer eignen Fürsten, und frage sich: ob diese Nation nach schmerzenreichen Erfahrungen von zweimal zehn Jahren über die Quellen des Unglücks, über die Ursachen der Rettung, über die Mittel zur künftigen Sicherheit nichts erkannt, nichts gedacht haben werde? — Man denke sich diese Nation, nach errungener Rettung vertrauensvoll auf ihre vertrauenswerthen Fürsten hinschauend, aber noch Jahre nachher immer im Zustande ängstlicher Zweifelhaftigkeit über ihr künftiges Loos schwebend, von abwechselnden Gerüchten gefoltert, von fortdauernden Opfern, von theuren Zeiten entkräftet, noch von unvernarbten Wunden blutend, und frage sich: ob diese Nation nicht aus verzeihlicher Furcht vor Wiederkunft des alten Gräuels eine zuverlässigere Sicherheit gegen die Waffen der Fremden heischen, — nicht aus Begierde, ihr zerstörtes Gut wieder anzubauen, freiere Hand wünschen, — nicht aus Besorgniß, ihre Fürsten könnten von unkundigen Räthen über den Zustand der Nation, wie wohl sonst schon, getäuscht werden, unmittelbarere Verbindung mit den Landesvätern ersehen sollte?

Diejenigen aber irrten nicht minder, welche zwar das Treiben und Sehnen des Volks keineswegs läugnen wollten, indem solches sich von Haushaltung zu Haushaltung, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt, kund genug that; aber welche behaupteten: dasselbe sei bloß durch Schriftsteller bewirkt. Nein, das Bedürfniß eines von den nun anders gewordenen Verhältnissen und Zeiten gemäßen Zustandes war eben durch diese anders gewordene Verhältnisse und Zeiten erschaffen. Das Bedürfniß würde auch laut geworden sein, wenn keine Buchstaben

Digitized by Google

erfunden geweſen wären. Die Werke der Schriftſteller hatten in der Nation, was dieſe dunkel empfand, nur ins Licht deutlichen Bewußtſeins erhoben.

Aber auch Andere geriethen in Selbſtverblendung, welche ſich einbildeten, die Maſſe der Nation ſei ſchon dem Herzen ihrer Könige ganz und völlig abgeſtorben; kenne ſchon gar nicht mehr die alte Liebe und Treue zu den anererbten Fürſtenhäuſern; wolle nur Auflöſung des Ganzen in Eins, republikaniſches Weſen und ſtürmiſche Umwälzung. Nein, die Nation hatte — und ſie bewies es bis dieſen Tag, — von den ſchönſten ihrer alten Tugenden, die ſchon Tacitus pries, noch keine eingebüßt; ihren Häuptern zollte ſie noch im Glück und Unglück unvernichtbare Treue; oder wo, unter allen germaniſchen Völkerſchaften, ward eine geſehen, die eine unehrerbietige Hand gegen den Thron erhob?

Es mag nicht an Perſonen gefehlt haben, welche aus eigner Täuſchung, oder aus ſchlauer Abſicht, hin und wieder das Schreckbild von Nähe einer Revolution, von Rechten des Volks zu Widerſetzlichkeit und Aufſtand ſogar an Höfen glaubwürdig zu machen bemüht geweſen ſind. Solche Darſtellungen konnten wohl um ſo mehr Wahrſcheinlichkeit gewinnen, wenn ſie vielleicht ſogar übereinſtimmende Ausſage von Männern entgegengeſetzter Grundſätze waren. Aber es ſtammte dieſe Uebereinſtimmung eben nicht ſo ſehr von der Richtigkeit der Thatſache, als davon her, daß die Einen durch das vorgeſpiegelte Geſpenſt zur ſchnellern Erfüllung der Volkswünſche, die Andern wieder zur Ergreifung ſchärferer Maasregeln wider die Volkswünſche und wider Alles zu reizen ſuchten, was Anſehen und Einfluß der bevorrechteten Stände zu ſchmälern drohte. Den Abſichten Beider galt jede Verirrung eines oder einiger Allzubegeiſterten, oder auch ſchon ein bloßes Lied voller Frevel, ſtatt vollwichtigen Beweiſes.

Ueberhaupt iſt die ungeheure Maſſe einer Nation, wie dies die Geſchichte aller Länder bezeugt, nie ſelbſtſtändige Partei, und kann es nicht ſein, weil ſie durch die natürliche Liebe der Ruhe, der Gewohnheit, der Eigenthumsſicherheit, durch Scheu vor heftigen Neuerungen und durch millionenfach getrennte Anſichten ſchwerfällig und gebunden iſt. Aber aus dem Schooſe der Nation, aus ihren einander widerſprechenden Trieben, gehen die Parteien an das Tageslicht. Dieſe ſind nicht immer Wortführer deſſen, was die Geſammtheit oder Mehrheit denkt, ſondern oft nur deſſen, was von den Leidenſchaftlichſten gedacht wird. Eben der Ungeſtüm der Leidenſchaftlichkeit oder Begeiſterung reizt ſie zum Hervortreten, und verurſacht, daß man von den Wünſchen der bewegten Nation gewöhnlich nur die überſpannteſten erfährt. Daher kommt, — wir ſahen es in Frankreich, — daß Parteien ſelten, oder doch nie lange, ihr Ziel erreichten und behaupteten, weil ſich die Volksmenge am Ende von deren übertriebenen Forderungen losſagte; daher kommt, daß nie zuletzt erfolgte, was die entgegengeſetzten Parteien erzwingen wollten, ſondern ein Mittelzuſtand zwiſchen Beider unmäßigen Wünſchen, innerhalb welchen der eigentliche Wunſch und das wahrhafte Bedürfen der Nation ſelbſt lag.

Digitized by Google

Auch in Deutſchland waren, wie aus mancherlei unzweideutigen Erſcheinungen hell ward, die ſtürmiſchen Kundthuungen einzelner Sprecher keineswegs der volle Gedanke der Nation. Der Gemeinwunſch des Volkes war ungleich beſtimmter aus der Ueberſicht der Schickſale, als aus dem Munde einander widerſtreitender Wortführer zu vernehmen. Aus dem zerſtörten und immer mehr vergehenden Wohlſtande erwuchs Verlangen nach Erleichterung der Abgaben, nach gleicher Beſteurung alles Vermögens, nach Beſeitigung der Privilegien, und nach Befreiung des Handels- und Gewerbsſtandes von Binnenzöllen und Mauthen. Aus der Furcht vor Wiederkehr erduldeter Schmach und Kriegsnoth ſtieg das Verlangen nach feſterm Friedens- und Kriegsvereine der deutſchen Mächte gegen die Fremde. Aus der allgemein gewordenen Geiſtesbildung des Mittelſtandes drang der Wunſch nach einer, dem gegenwärtigen Zuſtande der Nation würdigen, freiern Behandlung; nach gleichen Rechten jedes Staatsbürgers vor dem Geſetz; nach engerer Verbindung des Volks mit dem Landesherrn durch Stellvertretung; nach anſtändiger Oeffentlichkeit deſſen, wodurch ein Volk erleuchteter, im Glücke ruhmwürdiger, im Unglücke ehrwürdiger werden kann; nach Preßfreiheit, gemäßigt durchs Geſetz. — Der Erfüllung dieſer Wünſche harrte die Nation in Furcht und Hoffnung entgegen, ohne jedoch allzuherbe Verletzung von beſtehenden Rechtſamen einzelner ihrer Beſtandtheile zu wollen; Alles gegründet durch Gerechtigkeit und Mäßigung.

Rechts und links von der ruhigen Maſſe des Volks entfernten ſich die Außenenden derſelben in entgegengeſetzten Beſtrebungen nach dem Zuviel oder Zuwenig. Auf der einen Seite ſtanden die, welche von bisherigen Einrichtungen, Rechten und Vorzügen nichts fahren laſſen, auf der andern die, welche alles Bishergegoltne neugeſtaltet ſehen wollten. Hier ward Aufrechthaltung des Geburtsranges, der Privilegien, der Feudalſtände und der ſtrengſten Beſchränkung der Buchdruckerpreſſe gerühmt; dort hinwieder faſt demokratiſche Gleichheit, Einheit der Nation, ungebundene Preßfreiheit. Weil ſich auf jener Seite meiſtens Männer befanden, welche, durch Staatsämter oder Geburtsrang, den Höfen näher, durch dieſe wirkſam ſein konnten, ſtützten ſich die Wortführer der andern Seite mehr auf Volk und öffentliche Meinung, und trachteten dieſe zu ſtärken, und ſich durch ſie.

Je wichtiger die großen Angelegenheiten waren, um welche gehandelt ward (denn es betraf Glückſeligkeit des Volks und die aus ihr entſprießende Stärke der Fürſten), um ſo mehr Bedächtigkeit und Zeit ward vonnöthen, die verworrenen Intereſſen zu ſchlichten. Das Verzögern der landesherrlichen Entſcheidungen vermehrte die ängſtliche Spannung und den Ungeſtüm der einander bekämpfenden Meinungsparteien. Jeder ſcheinbare Sieg der einen jagte die andere in Harniſch. So vergaß man zuletzt die einfachſten Grundſätze gegenſeitiger Achtung und Billigkeit, und tiefd und handelte mit leidenſchaftlicher Gereiztheit.

Keiner blieb gleichgültiger Zuſchauer deſſen, was Alle anging. Wie konnte es die deutſche Jugend bleiben, ſie, welche regere Empfänglichkeit zum Geſchenk der Natur hat, und in welcher allezeit Gefühl und Einbildungskraft höher, als das kalte Licht der Vernunft flammt?

Digitized by Google

Jene Jugend, in welcher die ewigen Urbilder des Wahren, Gerechten und Göttlichen, vom Staub der Wirklichkeit noch unbedeckt glänzen, wie sie der Himmel in erster Reinheit verlieh? Jene Jugend, welche, noch nicht vom Reiz des Goldes oder der Ehrenstellen im bürgerlichen Leben verführt, nur von den Tugenden der hohen Alten aus einer edlern Zeit für Recht und Freiheit entzückt wird? Jene Jugend, die zum Theil eben erst aus den Schlachten für Deutschlands Unabhängigkeit zurückgekehrt war, in welche sie sich mit frommer Lebensverachtung freiwillig gestürzt hatte?

Die Jünglinge, zum Theil an ihre Hochschule zurückgekehrt, zum Theil im Begriffe, auf der bürgerlichen Laufbahn die ersten Schritte zu thun, freuten sich des wiedererfochtenen Ruhms der Nation, und wünschten ihrem Volke wenigstens so viel gegeben zu sehen, als sie selbst einem feindlichen Volke an Freiheiten und Rechten hatten erkämpfen helfen. Die große Zeit hatte sie ernster gemacht, entzündeter für Alles, was an deutsche Kraft, Größe und Freisinnigkeit mahnte. Daher thaten sie zahlreich unter sich selbst auf den hohen Schulen die altgewohnte, wüste Weise ab; wurden sittiger, fleißiger, frömmer; gefielen sich in der einfachen Tracht des sinnigen Mittelalters und strebten alles Fremdartige zu verbannen, was deutschem Wesen einst nachäfferisch beigesellt worden war. Indessen hatten weder ihre Worte und Gesänge, noch ihr Rock und Bart, oder die Stiftung ihrer deutschen Burschenschaft, statt zänkerischer Landsmannschaften, Wirkung auf Geist und Gang der Nation. Man kannte die Jugend. Ihre schöne Schwärmerei trug nichts Verdammliches. Ihr Uebertreiben der Dinge ward mit billiger Nachsicht, als Eigenthümlichkeit ihres Alters, gewürdigt. Nur Zufälle gaben ihrem Sein und Wesen höhere Bedeutung, als noth war.

Die ewig denkwürdige Völkerschlacht und Deutschlands Sieg bei Leipzig hatte den Tag des achtzehnten Oktobers zum heiligen Tag des Volks gemacht. Bei seiner ersten Wiederkehr hatten auf zahllosen Hügeln die Freudenfeuer geleuchtet. Nichts schien geeigneter, den stolzen, muthigen Sinn der Deutschen gegen Wagestücke fremder Gewalt aufrecht zu halten, als solch ein Festtag des größten Sieges über den größten Eroberer der neuern Zeit.

Allein schon im folgenden, noch mehr im dritten Jahre nach der Schlacht, flammten jene fröhlichen Hochfeuer seltener. Zum Theil hatten die Obrigkeiten diesen Volksjubel nicht begünstigt, oder ihn wohl gar an einigen Orten untersagt, weil bei wachsenden Meinungsgährungen allgemeine Feste dieser Art leicht Störungen der öffentlichen Ruhe hervorbringen, oder mancherlei Aergerniß veranlassen, oder zu unholder Zeit an Einheit der deutschen Nation und an Stärke des Volks mahnen konnten. Zum Theil war aber auch der Eifer selbst schon lauer geworden, einen Tag zu begehen, dessen goldene Früchte, wie man sie erwartet hatte, noch immer unsichtbar geblieben waren; ja, wohl nie reif werden zu können drohten.

Schon fing der Kleinmuth an zu zagen und zu vermuthen, daß die Höfe in die alte Sicherheit zurückgesunken sein möchten; daß sie manche zu rasch gegebene Verheißung mit langem Stillschweigen in Vergessenheit stellen wollten; daß selbst die Freimüthigkeit der Tagblätter

Digitized by Google

hin und wieder beschwerlich falle. Denn wenn auch die rüstige Zensurstrenge im Kurfürstenthume Hessen nicht auffallend schien, hatte doch die, welche in der freien Stadt Frankfurt, unter den Augen der Bundesversammlung, ja vielleicht von einzelnen Gliedern dieser Versammlung selbst hervorgerufen war, desto mehr das Ansehen einer düstern Vordotin.

Zur Vermehrung beginnenden Mißtrauens wirkte zum Theil auch das Lautwerden mancher in Deutschland sonst geachteten Schriftsteller, welche in allerlei Form Lobredner der ehemaligen Staatsbürgerlichen Verhältnisse wurden, oder welche selbst die herrschende Sehnsucht der Menschen unfreundlich verspotteten. Nicht minder wirkte zum Erregen des Argwohns der ruhige, bedächtige Gang, welcher in allen öffentlichen Geschäften wieder Platz nahm. Die Völker waren desselben seit zwanzig schicksalsvollen Jahren, besonders unter der Viel- und Schnellthätigkeit Napoleons, dermaßen entwöhnt, daß ihnen schien, die Regierungen seien eingeschlummert, wenn nicht jede Woche große, oder geräuschvolle Verfügungen die allgemeine Neugier befriedigten oder spannten. Nicht von Allen ward erwogen, daß eines einzigen rücksichtlosen Gewaltherrn Laune oder Leidenschaft rascher fahren könne, als ein, das Verhältniß jeder einzelnen Rechte ermessender Ernst vieler verbundenen und mit Schonung handelnden Fürsten; daß auch ächte Staatsweisheit nicht darin liege, den Entwickelungsgesetzen der Natur vorzugreifen, und was ihr zu thun gehört, selbst zu machen, sondern was sich machen wolle, nur mit Vorsicht in das Vorhandene einzuordnen.

Mittlerweile erschien überraschend, allerlei vorlauten Zweifel beschämend, die landständische Verfassung des Großherzogthums Weimar. Sie trat edel ins Leben (Februar 1817). Der größere Theil der Deutschen zollte ihren Grundsätzen, wie ihrem Geber, das würdige Lob. Aber nur der kleinste Theil der Nation genoß ihrer Wohlthaten. In den meisten übrigen Ländern wechselten deswegen nun Furcht und Hoffnung für das eigne Loos nur lebendiger. Doch schien das, was der väterliche Karl August seinem Staate verliehen hatte, allen andern ein verstärkteres Recht zu gewähren, nicht Weniger erwarten zu sollen.

Und als in demselben Jahre die evangelischen Kirchen Deutschlands das Fest der Reformation begingen, vereinigten sich auch von vielen Hochschulen mehrere Hundert Jünglinge, in jenem glücklichen Staat, auf der Wartburg bei Eisenach, nebst dem Reformationsfest wieder den Ehrentag deutscher Nation, den achtzehnten Oktober, zu feiern. Er ward gefeiert mit ernster Andacht, aber zugleich, wie sich erwarten ließ, mit ungehemmtem Wohlgefallen am freien Ausspruche der Gefühle, welche mehr oder minder lebhaft das Gemüth der meisten Deutschen erwärmten. Zu dem Begeisternden, welches die hohe Bedeutung des Doppelfestes, und schon der Anblick so vieler Meinungsverwandten auf dieser klassischen Stätte Germaniens haben mußte, gesellte sich die muthwillige Freude eines harmlosen Alters. Da flammte, als Nachbild der That Luthers, der die päpstliche Bulle einst verbrannte, und damit das Zeichen zur Trennung vom römischen Stuhle gab, ein Scheiterhaufen für die Schriften

Digitized by Google

Kotzebue's, Schmalzens, Ludwig Hallers und Andrer, welche, wie einſt Leo X, dem Geiſte des Zeitalters den Fehdehandſchuh hingeworfen zu haben, den Ruf hatten.

Die That der Jünglinge, an ſich ſelbſt, als unberathener Einfall eines frohen Augenblicks, gewann erſt unverdiente Wichtigkeit durch das Geräuſch, welches gekränkte Eitelkeit oder allzuängſtliche Staatsklugheit erhoben. Es gibt gewiſſe Handlungen, die an ſich kein Verbrechen, ſondern nur Unart ſind, welche aber durch das, was der zürnende Eifer aus ihnen macht, nicht nur Anſehen, ſondern auch Wirkungen wahrhafter Verbrechen empfangen können. Es gibt gewiſſe Handlungen, deren fürchterlichſte und wohlthätigſte Beſtrafung Vergeſſenheit iſt. Denn Vergeſſenheit iſt eine Vernichtung des Geſchehenen.

Das Getöſe über und wider die Wartburgfeier, die Aufmerkſamkeit verſchiedener Höfe, reizte ſchmeichelnd den Stolz einer freiheitliebenden und thatendurſtigen Jugend. Die leichte Frucht des Muthwillens empfing den Glanz des Heldenwerks. Die Seelen der Jünglinge entbrannten nur heller für das Heiligthum ihrer Ideale. Eine vorher ſtille Liebe ward zur brauſenden, ſich jedes Wagſtücks vermeſſenden Schwärmerei. Nun ſchollen Reden und Lieder der Freiheit mit ungewogenem Wort in ihren Kreiſen lauter, und der Begeiſterte dachte an Vollbringung entſcheidender Dinge.

15.

Erſcheinen mehrerer ſtändiſchen Verfaſſungen im ſüdlichen Deutſchland.

So begann das Jahr 1818, das Jahr, in welchem die von den verbündeten Mächten zurückgelaſſenen Beſatzungen aus Frankreich wieder in ihre Heimathen zogen. Der Jannstempel ſtand geſchloſſen. Es war Waffenruhe; aber nie weniger Ruhe der Gemüther, als jetzt, bei den verſchiedenſten Völkern. In Frankreich Hader wider des alten Adels und ſeines Anhangs Streben gegen die von der königlichen Karte dem franzöſiſchen Volke gewährten Rechte; — in Spanien Mißmuth aus hundert Quellen, unter dem Verluſt ſelbſt mäßiger Erwartung beſſern Zuſtandes; Verſchwörungen, Aufrühre; — in England ſtürmiſcher Andrang der untern Menge zur zeitgemäßern Ausbildung der Verfaſſung; — ſelbſt in Italien noch ſtilles Treiben der Carbonari zur Erfüllung eines glänzenden Urbildes von Freiheit, Einheit und Hoheit der vielgetheilten Halbinſel.

So offenbarte ſich, nicht in Deutſchland nur, ſondern in der geſammten größern und ſchönern Hälfte des Welttheils, unter denjenigen Nationen, deren Geiſtesbildung feſten Fortſchritt gethan, ein heftiges Treiben, den Zwang aller dem Alterthum entſtammenden Formen zu löſen. Solch ein gleichzeitiges Gähren bei unter einander fremden, entlegenen, ſelbſt feindſeligen Nationen bewies wenigſtens, daß allerdings in den bisherigen Einrichtungen etwas Unverträgliches mit der Geiſtesreife neuer Zeit liegen müſſe. Lebhaft widerſprachen dem zwar alle Jene, deren Gewinn, Recht und Vorzug in den bisherigen Staatsformen geblüht hatte. Allein ihr Widerſpruch beſchwichtigte auch in andern Ländern die Menge nicht; und Gewalt-

Digitized by Google

maasregeln reizten dort die Unterliegenden nur zu innigerm und gefährlicherm Grimm, oder zur vorüchtigern, aber eifrigern Verbreitung ihrer Grundsätze und Ueberzeugungen, um, wenn holdere Gelegenheit den Tag zeigen würde, stärker wiederzukommen. Beunruhigend ist es, im Hause ein verborgenglimmendes Feuer zu wissen, welches, im Balkenwerk langsam fressend, man wohl erdrücken möchte, aber doch, ohne Aufopferung kostbarer Geräthe und Zimmer, nicht ganz auslöschen kann und mag.

Mehrere Fürsten Deutschlands, sowohl von Liebe zu ihren Unterthanen geleitet, deren Bedürfniß sie anerkannten, als auch, sich die Gefahr nicht verbergend, welche oft den trifft, der das Nothwendigere zurückstößt, um das Entbehrlichere zu behalten, erfüllten, nach Weimars Vorgang, die Wünsche der Übrigen durch Aufstellung ständischer Verfassungen. Welches Unbequemliche ihnen auch wohl anfangs das junge Wesen zeigte: es zeigte ihnen aber zugleich das gesichertere Loos der Gesammtheit; das Wachsthum eigner fürstlicher Stärke durch engeres Einssein mit dem Volke; die höhere Bürgschaft für Ordnung in Staatshaushalt und Landesverwaltung; die Möglichkeit nun, mit bisher entbehrtem freiwilligen Beistand von Millionen, das Wohl des Staats kräftiger emporzubringen.

Koburg, Nassau, Hildburghausen, Baiern und Baden führten in kurzen Zwischenräumen die neuen volksvertretenden Verfassungen ein, so daß fast das gesammte südliche Deutschland sich plötzlich in staatsthümlicher Wiedergeburt verjüngte. Auch in Würtemberg, wie schwer es immerhin hielt, die Interessen der ältern und neuern Provinzen mit einander zu vermählen, blieb Hoffnung grün, daß endlich alle feindseligen Hemmungen des Bessern überwunden werden würden. Denn König Wilhelm selbst wollte seines Volkes Recht und Freiheit, weil er nur darin seines Thrones Glanz und Größe sah.

Die Verfassungen erwähnter Staaten Deutschlands wichen in Form und Inhalt mannigfach auseinander, je nach den eigenthümlichen innern Beschaffenheiten der Völker, oder nach den verschiedenen Ansichten derer, welche den Entwurf der neuen Ordnungen bearbeitet hatten. In einigen bemerkte man sichtbar Spuren der Aengstlichkeit vor allzugroßer Stärke einer Versammlung von Volksabgeordneten. Man hatte denselben daher die Befugnisse kärglicher zugemessen, als vielleicht dringend war; oder hatte durch Wahlgesetze die Anzahl der Abgeordneten in solchem Grade beschränkt, daß einem unternehmenden Hofe Gewißheit blieb, sie leicht beherrschen zu können. In andern offenbarte sich der Zwist dessen, was nöthig war, mit dem, was herkömmlich galt; Achtung der Volkswünsche im Widerstreit der Achtung für bisheriges Ansehen und Recht einzelner Stände. Daher hatte man die Scheidung der Versammlungen in zwei Kammern vorgezogen, also, daß in der einen der Grundsatz des Erbrechts oder Geburtsadels, in der andern der Grundsatz freier Volkswahl sich das Gegengewicht halten sollten. Ja, im Großherzogthum Baden eilte, auf Flügeln fast zu später Reue, noch der wirklichen Vollziehung der Verfassung, welche (mit Ausnahme der ehemaligen unmittelbaren Reichsstände) allen Staatsbürgern gleiche Rechte, wie gleiche Theilnahme an den öffentlichen Lasten gewährt

Digitized by Google

hatte, ein Edikt (16. April 1819) voraus, das auch dem vormals mittelbaren, landsässigen Adel ausschließliche Begünstigungen gegen den Bürgerstand, oder vielmehr gegen das Volksganze gewährte.

Es ließ sich erwarten, daß Tadel, mehr oder minder begründet, allen jenen Staatsverfassungen begegnen werde; aber auch fühlte jeder Unbefangene, daß selbst dem weisesten Tadler nicht gelingen könne, einen über allen Vorwurf erhabenen Verfassungsentwurf ans Licht zu bringen. Der schwierigste Stein des Anstoßes blieb in jeder ähnlichen Unternehmung immerdar die Aussöhnung wirklich schon bestandener und darum heiliger Rechte einzelner Theile des Volks mit dem natürlichen, darum ewigen und ebenfalls heiligen Rechte der Volksgesammtheit. Wer an Möglichkeit der Versöhnung durchaus verzweifelte, dem blieb kein Mittel, als die einander widerstrebenden Theile, geschieden in Doppelkammern, und mit Befugnissen aufzustellen, in denen sie einander gleiche Stärke entgegentrugen. In solchem Falle aber verewigte man die Nebenbuhlerei der Kinder einer Familie um den fürstlichen Vaterthron, wodurch früher oder später dem Gemeinwesen Nachtheil erwachsen konnte. Wollte man diese Möglichkeit austilgen, nicht durch revolutionären Gewaltspruch, sondern rechtlich: so blieb kein Weg, als der des Vergleichs unter den Parteien selbst übrig; eines Vergleichs nämlich, in welchem einerseits die Genossen des positiven Rechts das natürliche des Volks beachteten, und das Volk hingegen diejenigen entschädigte, welche zum Wohl des Ganzen aufopfern. So, mit heiliger Scheu vor jedes Einzelnen anerkanntem Rechte, bildeten einst die schweizerischen Eidsgenossen ihre freien Staatsverfassungen aus; darum bestanden sie. Frankreichs Parteien hingegen hatten vor Jahrzehenden das so geheißene Recht des Stärkern versucht; darum hatten sie eben eine Staatsumwälzung mit dem Gefolge aller daran haftenden Gräuel, und konnten sie dennoch keine dauerhafte Verfassung bauen. Sie gingen nur von schreckenreicher Gesetzlosigkeit (Volksdespotismus) zur furchtbaren Willkühr eines Einzigen (Throndespotismus) im Kreise herum.

Als die Ständeversammlungen, besonders im Königreich Baiern, dann im Großherzogthum Baden, wirklich eröffnet wurden, bewies die unglaubliche Theilnahme alles Volks beider Staaten (ja man darf sagen, beinahe aller Deutschen), wie tief der Werth solcher Erscheinungen auf deutschem Boden empfunden sei. Die Verhandlungen des britischen Parlaments, oder der gesetzgebenden Kammern von Paris, welche von jeher die Aufmerksamkeit beschäftigt hatten, traten fremd vor der Nähe eigner großer Nationalangelegenheiten zurück. Es entfalteten sich die ersten Blüthen einer in Deutschland bisher unbekannten öffentlichen, bürgerlichen Beredsamkeit. In Städten und Dörfern wurden geschehene Vorträge mit Begier gelesen und beurtheilt. Die Interessen des Volks und Throns schmolzen zusammen in jeder Brust. Die Vaterlandssache war nicht mehr Kabinetsgeheimniß, sondern theure Angelegenheit aller Herzen. — Wie dankbare Blicke richteten die Unterthanen jetzt auf die Landesherrn, welche nun wahrhaft

Digitized by Google

mit ihnen waren, und allen enger verwandt, denn jemals! Der allgemeine, oft stürmische Jubel erschreckte nur die, denen solche Erscheinung noch unerhört gewesen war.

Ob sich gleich einerseits in den ersten Schritten der Ständeversammlungen zuweilen eine gewisse, durch die Neuheit der Stellung verschuldete, Unbehilflichkeit sichtbar machte; — obgleich anderseits freimüthige Aeußerungen, schonungslose Enthüllungen mancher sonst kaum bemerkten Schwächen öffentlicher Verwaltung das Ehrgefühl der Betroffenen verwundeten; obgleich Wahrheiten ausgesprochen wurden, welche der mehr berücksichtigende Mann am Hofe nie, oder in mildern Formen, gegeben haben würde: bewährte sich dennoch die Wohlthat der jungen Stiftungen unläugbar sowohl für Ansehen und Macht des Thrones und Wachsthum der Staatskraft, als für Glückseligkeit der Unterthanen.

Baiern erblickte dadurch zum Theil seine frühern Kosten erleichtert; die Steuern vermindert; der Staatsschuldentilgung Mittel angewiesen, die nicht den Unterthan bedrängten; Gemeindsanlagen und Zollgesetze verbessert, das Schulwesen des Volks unterstützt; die Oeffentlichkeit der Rechtspflege anerkannt; mancherlei Gebrechen der Verwaltung gerügt u. s. w. Die öffentliche Achtung für diesen Staat erhöhte sich; sein Kredit nahm zu; der Werth aller Staatspapiere stieg schnell; der Eifer aller Beamten ward angeregter.

Mit nicht minderm Ernste schritt die Versammlung der Stände vom Großherzogthume Baden unmittelbar in das ein, was noth that. Deutschland bewunderte zugleich Herzlichkeit, Scharfsinn und Sachkunde der Männer, die hier zum ersten Male erschienen, als hätten sie nie andern Beruf gehabt, denn vor dem fürstlichen Thron und der Nation beider theuerste Angelegenheiten zu entwickeln. Das Wort, im Ständesaal von Karlsruhe gesprochen, klang erhebend, beruhigend, belehrend, vom Fuß der Alpen bis zum Ufer des deutschen Meeres, wieder. Das furchtsame Vorurtheil, welches lange und bei Vielen, gegen stellvertretende Versammlungen in Deutschland mächtig gewesen war, verlor sich gemach, indem die Ueberzeugung verbreiteter ward, daß der Fürst, wie der Unterthan, und jeder Stand der bürgerlichen Gesellschaft nirgends sicherer stehe, als in der Macht des offen erkannten Rechts.

17.

Meinungsgährungen im nördlichen Deutschland, besonders in Preußen.

Die Wünsche eines großen Theils vom südlichen Deutschland waren erfüllt. Hier kehrte die freudigere Stimmung der Gemüther zurück, weil die Staaten nun im Geiste derjenigen Rechtsbegriffe geordnet und verwaltet zu werden anfingen, welche die feste Ueberzeugung einer großen Volksmehrheit geworden waren. Die übriggebliebenen Meinungsverschiedenheiten konnten ohne Nachtheil des Ganzen fortbestehen, weil sich Jeder freiwillig in einen gesetzlichen Gang der Dinge hineinfügte, der, zum Frieden Aller führend, die Aussicht auf edlere Zeiten aufschloß. Jeglicher wußte nun, nach verschwundener Ungewißheit, was er hoffen und welcher Träume er sich entschlagen solle. Schon das war Segen in jenen Staaten. Denn ein provi-

Digitized by Google

forſcher Zuſtand des Landes iſt geheimes Geſchloſſein deſſelben. Einſweilen geltende Ordnungen genießen keines Vertrauens, weil ſie nicht bleibend ſind; und keiner Achtung, weil man ihre Untauglichkeit öffentlich anerkennt. Was iſt aber ein Staat, deſſen öffentliche Einrichtungen bei Hohen und Niedern weder Zuverſicht noch Ehrfurcht haben?

Andere Stimmungen walteten in den nördlichen Gegenden Deutſchlands, beſonders in denen, welche dem preußiſchen Zepter angehörten. Hier war der wohlthuende Ruhepunkt noch nicht gefunden; hier haderten die Parteien noch mit bisheriger Leidenſchaftlichkeit: und, wie ihre gegenſeitige Erbitterung, ſtieg ihr gegenſeitiges Anfordern. Im ſüdlichen Deutſchland war nie ſo heftiges, noch ſo allgemeines Gähren geweſen, als hier. Aber hier hatte das Volk durch die franzöſiſchen Machthaber und Heere ehemals auch ungleich mehr erduldet; hier alles Volk, jung und alt, auch mit lebendigerer Inbrunſt gegen die fremde Gewaltsherrſchaft angekämpft; hier war durch den großen Umſprung der Verhältniſſe auch Alles in größerer Tiefe bewegt worden. Dazu war noch gekommen, daß man hier *frühere* Hoffnungen einer Verfaſſungsbeſſerung empfangen und gewährt hatte. Denn nicht die Provinzen, ſondern Friedrich Wilhelm III., der König ſelbſt, hatte wohlwollend die erſten Schritte zur Anordnung des Beſſern gethan. Schon ehe der Bundesvertrag in Wien die Schöpfung ſtändiſcher Verfaſſungen für Deutſchland feſtſetzte, war mit Verheißung derſelben für Preußens Lande das königliche Edikt (22. Mai 1815) ergangen. Schon hatte man auch in Berlin Sachkundige aus den verſchiedenſten Gegenden der Monarchie verſammelt geſehen, in der Nähe des Throns die Bedürfniſſe der verſchiedenſten preußiſchen Völkerſchaften zu entwickeln, und die zweckmäßigſten Hilfsmittel vorzuberathen. Aber der Ausbruch neuen Krieges hatte dann die Vollendung des Werks unterbrochen, und ruhigern Tagen übergeben. Dieſe ſchienen dem Volke nun, wenigſtens was auswärtige Störungen betraf, gekommen. Daher die wachſende Ungeduld bei verzögerter Erfüllung; und, beim Zwieſpalt der Erwartungen, der Ungeſtüm der Parteien, ausſchließlich nur ihre Anſichten, als die alleinrichtigen, geltend zu machen. Daher der wachſende Unmuth, als man in fremden Staaten früher erfüllt ſah, was den Preußen früher zugeſichert worden.

In dieſer Stimmung beachteten Viele wohl allzuwenig, daß kleinern Staaten leichter ſein konnte, ihr Hausweſen zu ordnen, als größern Reichen, aus unter einander fremdartigern Beſtandtheilen zuſammengeſetzt; weswegen ſchon Weimar, Hildburghauſen, Koburg und Naſſau weit eher, als Baiern und Baden mit ihrem Verfaſſungsgeſchäft zu Stande gekommen waren. Man erwog zu wenig die ungeheure Verſchiedenheit der preußiſchen Provinzen in Rückſicht ihrer örtlichen Verhältniſſe, ihrer beſondern Geſetze, Uebungen und Rechte, in denen ſie ſeit Jahrhunderten gelebt; ihrer nationalen Gemüths- und Denkarten, für die ſie mehr oder weniger Zuſagendes verlangten; ihrer Bildungsſtufen, auf welchen ſie vom Rhein bis zum Niemen, und vom Fichtelgebirge bis zur Oſtſee, ſo mannigfaltig vertheilt lebten. Man überſah zu leicht jene Verkettung und Zahl der Schwierigkeiten, welche der Herſtellung einer, alle Intereſſen freundlichverſöhnenden Reichsverfaſſung entgegenkämpften, in der billig die heiligſten Rechte,

Digitized by Google

die unverweigerlichſten Forderungen jedes der getrennten Theile, und jedes Standes geſchont genug bleiben mußten, um geliebt genug werden zu können. Schon der eben ſo lange unentſchieden gebliebene Zuſtand des ungleich kleinern Königreichs Würtemberg, deſſen alte Provinzen mit neuen vermehrt worden waren, that dar, wie viel Zeit erfordert werde, Ausgleichung zu ſtiften, wo man rechtlich zu Werke gehen und nicht durch Machtſpruch umwälzeriſch verfügen wollte.

Lebten doch, unter den Meinungsparteien im Innern der alten brandenburgiſchen Provinzen ſelbſt, ſich ſo wild bekriegende Gegenſätze, daß kein Gott, geſchweige ein Monarch, ſie zu vereinbaren im Stande geweſen wäre. Andres begehrten die neuen Länder. Die Einen forderten unbedingte Belaſſung jeder Provinz bei ihren ehemaligen Rechten, Einrichtungen und Ständen; Andre wollten dem Königreiche ihre alten örtlichen Verfaſſungen zum Muſter geben: Görres, in ſeiner Rede an den Fürſten Hardenberg (12. Jänner 1818) zu Koblenz, empfahl die ſtändiſche Ordnung des vormaligen Kurfürſtenthums Trier, als Vollendetes einer künftigen Provinzialſtellvertretung dieſer Gegend, ohne Betrachtung der verwandelten Zeiten. Hier ſei, ſagte er, ein gemeiner Landtag aus dem Domkapitel, aus achtzehn Aebten, den Komthuren der Ordensballeien, den Prioren der Karthauſen, dem Rektor des Hoſpitals von Kus, den Abgeſandten von zwölf weiblichen Klöſtern, den Dekanen von achtzehn Stiftern, ſiebenzehn Landdechanten, vierzehn Grafen, einundſiebenzig Edeln und Rittern, achtundzwanzig Städten, Flecken und Höfen, und ſechsundzwanzig Amtleuten beſtanden. — Im ſchreiendſten Mißklang mit denen, welche auf ähnliche Art das Ausgelebte in irgend einer Weiſe wieder belebt wiſſen wollten, riefen die, welche, um kein beſtehendes Recht, geſchweige um ein vergeſſenes bekümmert, mit ſchwärmeriſcher Heftigkeit das Paradies ihrer Urbilder verwirklicht erblicken wollten: Deutſchland ungetrennt, ein einiges untheilbares Volk, Alles in einer und derſelben Grundverfaſſung, mit einer allgemeinen Stellvertretung geſammter Nation, mit gleichen Staatsbürgerrechten, mit Abthuung aller erblichen Vorzüge, mit Vernichtung des Adels u. ſ. w.

So groß war das Zerwürfniß der Parteien, daß nun jede Verfaſſung, wie weiſe berechnet ſie erſcheinen mochte, allſeitige Anfechtungen und Vorwürfe zu erwarten hatte. Eben dies, neben nothwendiger Vorſicht, nichts Uebereiltes zu geben, trug vielleicht bei, daß der Hof das Nüchternwerden der Gemüther von der alles bewirkenden Zeit erwarten wollte. Indeſſen konnte er, wenn nicht auf den Beifall der Parteien, noch auf die Zuverſicht der minder beweglichen großen Maſſe des Volks zählen, welche, zwiſchen den entgegengeſetzten Kämpfern und deren unmäßigen Forderungen, nur das Gerechte und dasjenige hoffte, was den Zuſtand Aller erleichterte.

Aber die Zeit, in welcher man ſich allmäliges Verbrauſen des erſten Gährens verſprach, wirkte auf entgegengeſetzte Weiſe. Denn in ihr, ſtatt zu entflammern, erſtarkten die Leidenſchaften durch anhaltendes Hadern. Sie rangen und wucherten tiefer in das Innere der Nation, und drohenden die allgemeine Ruhe zu enden. Nicht mehr Einzelne redeten: es re-

Digitized by Google

wirrten ſich gemach die Stimmen aller Volksklaſſen lauter. Der Handelsmann, wie der Handwerker, der Geiſtliche, wie der Gutsbeſitzer, der Soldat, wie der Bauer wurden erweckt; am lebhafteſten die feurige Jugend der Hochſchulen. Dieſe, am wenigſten gebunden von den engen bürgerlichen Verhältniſſen, und mit dem vertrauter, was ſein ſollte, als mit dem, was vorhanden iſt, ſah um die Tage ihrer Zukunft gefielt, in denen ſie mehr, als in der Gegenwart zu leben gewohnt iſt. Vertraut mit dem ewigen allgemeinen Recht, deſſen Begriff die Natur jedem Geiſte verlieh, hielt ſie die Beſchränkungen dieſes Rechtes durch Herkommen und allmäliges Ausbilden eines Gemeinweſens für Majeſtätsverbrechen wider die Gottheit und wider die Menſchheit. Deshalb erklangen bei ihr die Namen Ehre, Nationalgröße, Volksruhm, Freiheit heller; deshalb reihte ſie ſich entſchloſſener denen an, deren Ideale von öffentlichem Glücke Deutſchlands ihren eignen Idealen verwandter ſchienen; deshalb donnerte ihr Zorn rückſichtloſer wider die Gegner der allgemeinen Freiheit, oder wider die Verfechter des Altgültigen; und vergeſſend, daß ihre gegenwärtige Beſtimmung noch nicht That, ſondern Vorbereitung zu derſelben ſein ſollte, achtete ſie ſich für alt genug, in das allgemeine, verworrene Streben einzuſchreiten, da man ſie nicht für zu jung gehalten, die Waffen wider Frankreich in den Schlachtfeldern zu tragen.

18.

Das Leben der Hochſchulen. Stowerza's Schrift.

Den Ruhm, welchen in ſpätern Jahrhunderten die Deutſchen durch Wiſſenſchaft und Kunſt vor allen Völkern genoſſen haben, den freien Forſchungsgeiſt, mit welchem ſie alle Gegenſtände des Wiſſens berührten, bürgerliche Verhältniſſe und Geſetzgebungen veredelten, ja nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch andern Nationen, und nicht nur evangeliſchen, ſondern auch katholiſchen Staaten, eine würdevolle, kirchliche Unabhängigkeit eroberten: verdanken ſie großentheils der eigenthümlichen Einrichtung ihrer hohen Schulen. Denn neben der Freiheit der Lehre und Meinung, wodurch allein Erkenntniß an die Stätte des trägen Vorurtheils geſetzt, und Wahrheit von Verblendung und Irrthum erlöſt werden kann, beſtand auch daſelbſt von jeher eine freiere Haltung der Jugend, welche auf deren ſpäteres Leben entſchiedenen und wohlthuenden Einfluß bewies. Sie trat nämlich aus dem Eden ihrer Kindheit, nicht allzu plötzlich in das feſtgeregelte Leben der bürgerlichen Geſellſchaft ein. Es ſollte ihr Weſen, nicht zu früh eingeſchüchtert, ein knechtiſch-unterwürfiges, unedles Gepräge empfangen; denn aus ihrer Mitte mußten einſt Freunde und Rathgeber der Fürſten, Verwalter, Richter und Lehrer des Volks hervorgenommen werden. Sondern man ſtellte die Jünglinge nur unter Aufſicht und Gerichtsbarkeit einer akademiſchen Obrigkeit, zuſammengeſetzt aus Lehrern ſelbſt, welche weniger mit ſchonungsloſer Härte nach dem Buchſtaben der Geſetze, als mit väterlichem Sinne, die Verirrungen des jugendlichen Alters beurtheilten, ſtraften oder hemmten. So bildete die Hochſchule, als Erzieherin, einen milden Uebergang aus der Harmloſigkeit des älterlichen Hauſes in den ſtren-

Digitized by Google

gen Zwang der öffentlichen Ordnung, und die Jünglinge bewahrten unverkehrter jenen starken und großartigen Sinn, welcher denen wohl anſteht, welche in hohen und niedern Aemtern dem Volke vorſtehen müſſen.

Wer könnte zweifeln, daß ſolche freiere Stellung nicht zuweilen von jungen Männern gemißbraucht worden wäre, welche, in der erſten Blüthe ihres Lebens, in zahlreichem Beiſammenwohnen, Geld wie Geiſtesgaben, genug beſaßen, um allen Launen genugzuthun, die aus Schwanken zwiſchen männlichen Entwürfen und kindlichen Einfällen hervorzuſpringen pflegen? Aber wo iſt eine Stiftung, auch die weiſeſte, welche vor jedem Mißbrauche geborgen ſtehen könnte? Inzwiſchen hatte die Einrichtung der deutſchen Hochſchulen den Staaten ſeit Jahrhunderten zu vortreffliche Dienſte geleiſtet, als daß man ſie wegen einzelner Unfuge verdammen konnte.

In den meiſten dieſer Unfuge gab von jeher die Neigung der jungen Leute Anlaß, unter und gegen einander Verbindungen zu ſtiften. Die Thatkraft wollte Beſchäftigung, und fand ſie in der fortelenden Nachbildung der Stände und Staaten. Als man die offenen Vergeſellungen wider einander verbot, entſtanden geheime Orden. Da man dieſe unterdrückte, bildeten ſich Landsmannſchaften und Kränzchen. Als alle Jünglinge im Jahre 1813 das Schwert zur Befreiung Deutſchlands gegen Frankreich ergriffen, ward Deutſchthum ihr Feldgeſchrei; Einheit des geſammten Germaniens ihr ſchönſter Traum, auf daß das große Vaterland in ſich ſelbſt die Bürgſchaft künftiger Selbſtſtändigkeit tragen möge. Alles, was an Trennung der Deutſchen von Deutſchen mahnte, ward nun verhaßt. So löſeten ſie ſelbſt ſich, mit Verwerfung des Unterſchiedes von Landsmannſchaften, in eine Teutonia (1814) auf, feindſelig gegen ihres Gleichen, die zur Teutonia nicht zählen wollten. Und da dieſe, durch neue Unfuge, ſowohl unter ſich ſelbſt zu zerfallen drohte, als auch das Mißfallen der Regierungen aufregte, trat Teutonia zurück, und eine allgemeine Verbrüderung deutſcher Burſchenſchaft nahm, mit dem neuen Namen, die alte Stelle ein.

Stürmiſche Auftritte an einigen Hochſchulen, auch in ältern Zeiten nichts Seltnes, veranlaßten, zur Zeit des Aachner Kongreſſes, beſondere Aufmerkſamkeit auf die Bewegung und Stimmung der Jünglinge. Noch war ihr Wartburgfeſt in friſcher Erinnerung. Ein ruſſiſcher Staatsdiener, im Gefolge ſeines Kaiſers zu Aachen, auch als Schriftſteller nicht unbekannt, Stourdza, unternahm unaufgefordert, die Entwerfung einer Denkſchrift über Deutſchlands damaligen Zuſtand, worin er ſeine Erfahrungen und perſönlichen Anſichten zuſammenſtellte. Was er anfangs, unter vielerlei Zerſtreuungen und Unterbrechungen, theilweiſe, auf einzelnen Blättern, zuſammengeſchrieben, ordnete er, durch das höfliche Lob einiger Bekannten ermuntert, zuſammen, um es ſeinem Kaiſer vorzulegen. Alexander, dem nichts gleichgültig war, was Deutſchland berührte, für das er nicht minder, als für Rußland, die Waffen getragen, erlaubte, ohne über Werth oder Unwerth der Denkſchrift einzutreten, die Mittheilung unter anweſende Geſandte, daß ihr Inhalt geprüft werden möge. Nur für dieſe wurden, ſtatt Hand-

Digitized by Google

ſchriften, einige Nachdrücke gemacht. Einer dieſer Abdrücke, wider die urſprüngliche Beſtimmung nach Paris geſandt, verbreitete ſich durch die Druckerpreſſen ſchnell über alle Länder.

Die Denkſchrift, in welcher ſich, mit wohlgemeinten Abſichten, eben ſo ſehr die Unbefangenheit, als die Unkunde eines Ausländers über Deutſchlands Weſen und Hochſchulen laut machten, könnte allenfalls als Beweis gelten, wie leicht ſelbſt gute Fürſten durch einſeitige Berichte ihrer Untergebenen irregeleitet werden mögen. Indeſſen dieſe Wirkung hatte Stourdza's Schrift nicht; wohl aber eine andere und ſehr bedeutſame. Dieſe dankte ſie weniger dem eigenen Werth, als den perſönlichen Verhältniſſen ihres Urhebers im Gefolge eines großen Fürſten. Ihren für Deutſchland allfällig nachtheiligen Eindruck bei den Höfen zu ſchwächen, erhoben ſich zahlloſe Stimmen zu ihrer Berichtigung oder Entkräftung. Wenige redeten ihr das Wort. Darüber entzündeten ſich neue, verdoppelten ſich alte Leidenſchaften. Jene immer regen Parteien, von denen die eine das durch Verfaſſung geſchirmte Volksrecht, die andere Willkühr der Fürſten, eine andere ſtaatsthümliche Einheit Germaniens, eine andere die Rechtſame des Adels gegen Fürſt und Volk, eine andere Anderes verfocht, traten mit friſcher Erbitterung ins Feld. Solch ein Ungeſtüm und Brauſen Aller und dazu der Zorn der beleidigten Jugend und ihrer Lehrer an den Hochſchulen ſchien Stourdza's Anſichten wirklich eher zu rechtfertigen, als zu widerlegen. Aber man muß, wie keinen Menſchen, auch kein Volk, nach dem Augenblick eines gereizten Gemüthszuſtandes beurtheilen.

Neben dieſen Hadereien war der Bürgerſtand und Adelſtand in immer ſchroffern Gegenſatz zu einander getreten. Es ward nur noch von Herrenthum und Bürgerthum Rede, und in der Meinung des Tages ſogar geächtet, wer nur eigene Parteiloſigkeit zu behaupten verſuchte. Der Adel warnte die Fürſten, ſein Gegner das Volk. Jener deutete bedenklich auf das anwachſende Regewerden der Menge; auf die Vermeſſenheit öffentlicher Schriften, in denen ohne Scheu Handlungen der Landesherren, Verfügungen der Obrigkeiten dem allgemeinen Tadel oder Spott preisgegeben würden: auf die, einen republikaniſchen, ſelbſt ſtaatsumwälzeriſchen Geiſt athmenden Geſänge, worin Thronen und Baronen Untergang angekündet wären; auf den in den Turnplätzen herrſchenden Ton der Meiſter und Jünger wider die beſtehenden Ordnungen; auf das führere Weſen ſelbſt der untern Volksklaſſen; auf die Bewegungen mehrerer Gemeinden im Großherzogthum Heſſen, um Herſtellung einer ſtändiſchen Verfaſſung zu beſchleunigen; auf das Zuſammentreten vieler tauſend Handels- und Gewerbleute der verſchiedenſten Gegenden, vereinigt in Unterſchriften, um einen freiern Verkehr der Waaren in Deutſchland und Abänderung der Handelsverträge mit ausländiſchen Staaten durchzuſetzen. Furcht oder ſchadenfrohe Klugheit vermengten dabei rückſichtlos das Wirkliche mit dem Schein; vergrößerten das Geſchehene, und ſpiegelten die Möglichkeit der Zukunft unter noch grauenvollern Schreckbildern vor, wenn nicht zeitig und mit Entſchloſſenheit den eigenmächtigen Einmiſchungen der Unterthanen in Staatsangelegenheiten Einhalt geſchähe.

Die Gegner des Adels, deſſen mächtiges Wort an den Höfen fürchtend, verdoppelten hin-

Digitized by Google

wieder ihre Anſtrengungen, durch Begeiſterung alles Volks dem Einfluß jener vor dem Thron ein mächtiges Gegengewicht zu bieten. Da ward das Wort nicht mehr abgemeſſen; auf jede Weiſe gewirkt, die Gemüther wieder zu wecken, und was von oben herab gethan oder nicht gethan ward, als gehäſſige Wirkung der emporſtrebenden Feinde deutſchen Ruhmes, deutſcher Volksrechte zu verdächtigen.

Die Fürſten beobachteten bei dieſem traurigen Zwieſpalt würdevolle Ruhe; nur dem allzuwilden Treiben in öffentlichen Blättern gaben ſie hin und wieder Beſchränkungen. Aber auch die Völkerſchaften verloren beim Anblick der ſtürmiſchen Partrigeiſter keineswegs die ihnen geziemende ruhige Haltung, keineswegs die Treue am Thron, oder die Ehrfurcht vor dem Geſetz. Ohnedem hatte der größere Theil des ſüdlichen Deutſchlands das Gut ſchon empfangen, nach welchem Andre noch verlangten; und die noch verlangten, trauten ſchweigend dem Wort ihrer Landesherrn, wie dem Gebot des Zeitalters. Scheu trugen alle Länder vor Frevel. Möglich konnte dieſer nur im Gemüth einzelner Perſonen werden, welche, in der Trunkenheit ihrer Liebe oder ihres Haſſes, über die ewigen Grenzen des Rechts hinaustaumelten.

49.

Die Ermordung Kotzebue's. Verſchiedenartige Urtheile.

Leider geſchah das Mögliche. — Chez les allemands il y a loin de la plume au poignard hatte Johannes Müller in ſeinem Bericht über die Preßfreiheit (5. März 1809) zum Könige von Weſtphalen geſagt. *) Nun wars, zehn Jahre ſpäter, nicht mehr ſo. Auguſt von Kotzebue, einſt Lieblingsſchriftſteller in Deutſchland, jetzt verhaßt, weil er, der herrſchenden Sehnſucht entgegen, der beredteſte und geleſenſte Wortführer für die Sache des Adels und willkührlicher Herrſchaft war, und weil er, im Hader mit achtungswürdigen Gelehrten, ſie, in ſeinen geheimen Berichten an Rußland über deutſches Schriftenthum, verunglimpft hatte, — er fiel, meuchelmörderiſch hingerichtet, durch den Dolch Sands (23. März 1819). Der Verkündigung des Verbrechens folgte allgemeines Entſetzen.

Bedächtig, mit reifer Ueberlegung, mit Verachtung der ihn ſelbſt treffenden Folgen, hatte der jugendliche Mörder, ſonſt im Kreiſe ſeiner Freunde als ein ſtiller, edelſinniger und religiöſer Jüngling geliebt, den längſt gefaßten Entſchluß vollzogen. Dieſer Entſchluß war die Frucht überſpannter Gefühle, ungemäßigter Grundſätze und irriger Anſichten der Welt, neben einem frommen, redlichen Sinn. „Unſre Tage, ſo waren ſeine Gedanken, fordern Entſcheidung für das Geſetz, das Gott ſeinen Menſchen flammend in die Bruſt geſchrieben hat. Bereitet euch; entſcheidet euch auf Tod und Leben! Offene, nackte Schandthat iſt nicht der Verderber, der in unſerm Blute wüthet; wohl aber feißt das Laſter nur um ſo ſcheußlicher unter dem Mantel der

*) Rapport au Roi sur la surveillance de la haute police sur l'imprimerie et la librairie; im 27ſten Theil ſeiner ſämmtlichen Werke (Tübingen 1819) S. 240.

eingewöhnten heiligen Artikel; Falschheit vermummt sich in tausend scheinheilige Gestalten, und die Lage des Volks sollte die Blüthe sein von so vielen Aufopferungen, und ist der Zustand der alten jämmerlichen Schlaffheit. Halbgebildete Thoren und verkrüppelte Vielwisser verhöhnen noch immer die Wahrheit, die schlicht und einfach im menschlichen Gemüthe thronet, und lähmen und verdrehen ihre Anwendung im Leben. Viele im großen deutschen Volke mögen mir es zuvorthun; aber auch ich hasse nichts mehr, als die Feigheit und Feilheit der Gesinnung dieser Tage. Ein Zeichen muß ich euch deß geben, muß mich erklären gegen diese Schlaffheit; weiß nichts Edleres zu thun, als den Erznecht und das Schutzbild dieser feilen Zeit, den Verderber und Verräther meines Volks, niederzustossen."

Weitaus die Mehrheit der Nation verabscheute, mit unbefangenem, schlichtem Sinne des Rechts, den blutigen Frevel, welchen der heiligste der Zwecke nicht heiligen konnte. Denn — sprach man: war der Ermordete in der That Verräther unsers Volks, so stand das Strafamt den Fürsten und Gerichten des Landes zu, nicht den Unterthanen; denn wo man mit eigener Faust sich oder Andern Genugthuung zu schaffen befugt glaubt, ist Gesetzlosigkeit Gesetz worden und wird im Namen der Gerechtigkeit die Gerechtigkeit erwürgt. — Hatte der Ermordete als Schriftsteller gesündigt: so war er durch die Macht der Wahrheit zu strafen. Morden heißt nicht widerlegen. Für eine heilige Sache Dolch und Mordbrennerfackel schwingen, heißt sich mit dem Teufel zur Ehre Gottes verbinden und Ravaillac unter die Heiligen versetzen. Ist die Weisheit des Heidenthums herrlicher geworden, denn die Weisheit des Christenthums, und Cato's Lehre hochsinniger als das Wort des göttlichen Sohnes? Lasset die Heiden ihren Brutus preisen, der einen Cäsar tödtete, um einen schlechtern Augustus an dessen Statt zu erhalten; Cbrisus wollte selbst gegen solchen Augustus sein aufrührlustiges Volk nicht empören. Lasset ein verwildertes Zeitalter den Pfeil von Wilhelm Tells Rache rühmen; das gereinigte Gefühl der bessern Menschheit verwirft die That. Auch nicht das Blut in der hohlen Gasse bei Kußnacht, sondern der Schwur gerechter und redlicher Männer im Grütli und Biilgkeit selbst gegen ihre Todfeinde hat die Freiheit des eidsgenössischen Hirtenvolks gegründet. Noch nie war Sünde eine Mutter des Segens; nie wird sie es bei uns sein. Aber wir hoffen zur Gerechtigkeit unsrer Könige, sie werden den Wahnsinn des Einzelnen nicht an ihrem Volke rächen, und die Sünde des Einen nicht mit einer verderbenvollern aufwiegen wollen. So dachte man im Volk.

Selbst Viele von denen, welche des Ermordeten offene Gegner, oder Feinde der Sache gewesen waren, die derselbe mit allen Waffen des Witzes und der Ueberredungskunst verfochten hatte, wurden durch jene Unthat empört. Das ist immer das Loos der gerechten Sache, — sprachen sie, daß der Eifer ihrer guten Freunde ihr mehr, als aller Eifer der Widersacher schaden mußte. In seinem Wahnsinn glaubte der Verblendete den Stahl in die Brust des Feindes zu stoßen, und stieß ihn in die Brust dessen, was er liebte. Denn nun hat er den, welchen er zu tödten wähnte, erst mächtiger ins Leben gerufen. Die Stimme des Ermordeten wird siegreicher, als das Wort des Lebendigen schallen. Nun drückte eine heillose That erst

Digitized by Google

dem, was bisher Verleumdung hieß, das Gepräge der Glaubwürdigkeit auf. Jeder werden die Feinde gesetzlicher Freiheit über die Schuhredner derselben schreien; über die Bekenner der ewigen, nun mit Verbrechen besudelten Wahrheit; über die heldendenkenden Lehrer der Hochschulen; über die Werke der Schriftsteller. Das sind, wird man schreien, die Früchte des vergötterten Zeitgeistes, das die Früchte des allzugutmüthigen Glaubens, selbst der Fürsten an ihn. So wird man schreien. Mit Schüchternheit werden die volksfreundlichsten Könige ihren Unterthanen kaum die Hälfte gewähren von dem, was sie denselben in Fülle zugedacht hatten. Wer darf es ihnen verargen? Man wird auf den Schulen die Worte der Lehrenden wägen; Horcher der Polizei in die Kirchen senden; die Freiheit der Presse vernichten; den Völkern den Mund stopfen, daß sie nicht seufzen können.

Andere aber, in welchen Parteigeist das schöne Gefühl der Menschlichkeit erstickte, und die einen offnen Krieg wider die bestehende Ordnung der Dinge dem langsamen aber festen Fortschritt der Wahrheit vorzogen, erkannten in dem Mörder nur einen Edeln, welcher sich selbst für die heilige Sache des deutschen Volks zum Opfer dargebracht habe. Sie priesen ihn in Rede und Gesang, und trachteten von seinem Haar oder Gewand, oder was ihm eigen gewesen, zu empfangen, wie Ueberbleibsel eines Märtyrers. Zwar trugen sie Scheu, öffentlich die That zu rühmen, von deren Schmach und Folgen das deutsche Volk sich loszählte, aber doch versuchten sie die Entschuldigung derselben in dem verachteten oder verhaßten Treiben und Streben des Ermordeten. Andere scherzten darüber mit welscher Leichtfertigkeit. Andere sprachen: Es gibt gewisse Handlungen, welchen der gewöhnliche Maasstab bürgerlicher Pflichten und Rechte, selbst der christlichen Tugendlehre nicht angelegt werden kann. Sie stehen erhabener, denn Alles, als Kinder der Nothwendigkeit, als Thaten des Schicksals, als Gottesurtheile da. Nach bürgerlichem Gesetz muß der Mörder sterben, nach dem Gesetz der höhern Menschheit wird er in den Jahrbüchern derselben ruhmvoll leben. Eine That, wie diese, mußte geschehen, als ein Zeichen, wessen das Volk in der Verzweiflung fähig sei, als ein Schrecken für jene, welche im hochgebornen Stolze mit dem Werth der Nationen ungestraft tändeln, und an den Rechten der Völker ungestraft freveln zu dürfen wähnen. Und verschmähen sie dies Zeichen, es kann ein zweites geschehen. Gewaltthat weckt zur Gewaltthat; und wer den Strom, der die Länder befruchten sollte, mit Dämmen zurückschwellt, wahre sich, daß er in der Fluth nicht untergehe, die er selbst erst verderberisch gemacht.

Solch eine Sprache, theilhaftig der Blutschuld, die sie pries, und gefährlicher, denn diese, weil sie größere Bräuele, blies den langgrimmenden Zorn derer in Flammen auf, welche mit nicht geringerem Eifer für die verbrieften Rechte ihres Standes, wie jene für die unverbrieften Rechte der Nation stritten. Ist dies, riefen sie, ist dies nicht die Sprache der Robespierre's, Marats, Dantons und jener Unholden aller, welche in der Schreckenszeit Frankreichs das Heilige durch Verbrechen gründen, das Glück des Volks mit Zerstörung der Paläste und Hütten bauen, die Freiheit mit Kerkern, Guillotinen und Dolchen in die Welt einführen und eine

Digitized by Google

beſſere Ordnung durch Geſetzloſigkeit ſchaffen wollten? Iſt es dahin gekommen, daß ſolche Sprache auf deutſchem Boden gehört werden muß? daß unſer Vaterland die Werke der Verruchtheit rühmen ſoll, die es bisher, in einer Unbeflecktheit, an andern Völkern verabſcheuet hat? daß unſer Jahrhundert den blutdürſtigen Wahnſinn politiſcher Meinungen edel finden ſoll, während es vor den blutdürſtigen Religionsſchwärmereien vergangener Jahrhunderte ſchaudert? Männlich, in offner Fehde, ehrenhaft, trat bisher der Deutſche dem Fremden entgegen: ſoll nun gelten für Heldenwerk, daß der Deutſche dem Deutſchen mit dem Dolche nachſchleicht; daß der Jüngling den wehrloſen Greis niederbohrt? So ſind die Bande der bürgerlichen Geſellſchaft zerriſſen, und das Verſchwinden öffentlicher Sicherheit führt den Krieg Aller gegen Alle herein. So hält die Würde der Unſchuld den Arm des Frevlers nicht mehr zurück, ſobald er im Rauſche ſeines Wahnes ſie verdammen will, und die Majeſtät des Purpurs rettet nicht mehr vor dem Mordeiſen des begeiſterten Böſewichts. Es iſt Zeit, daß dem ungeheuren Wahnſinne ungerbrechbare Schranken geſetzt werden, ehe er Ruhe und Glück des ganzen Vaterlandes zertrümmert. Das ſind die Wirkungen der ungezügelten Preßfreiheit, und des gefährlichen Rathſchlages, Völker zu bewaffnen für die Sache der Thronen! — So redeten ſie.

20.

Mordanſchlag Löwings. — Unzufriedenheit des Volkes in einigen Rheingegenden. — Auflauf des Pöbels in vielen Städten gegen die Juden.

Allerdings blickten Deutſchlands Fürſten mit Beſorgniß auf das Unheil, welches der Geiſt der Entzweiung in immer größerm Maaſe zu erzeugen drohte. Doch füglich vertrauten ſie dem feſten Biederſinne deutſcher Nation, unerſchütterbar durch das Geſchrei jener einzelnen; gleichwie die Nation mit Zuverſicht auf ihre Fürſten ſah, die der Völker billige Wünſche zum Theil ſchon erfüllt hatten, oder ſie zu erfüllen ſich beeiteten. — Durch nichts verrieth ſich wenigſtens das ſchrecklichſte aller Uebel, welches die bisherigen Ereigniſſe für den Staat hätten entwickeln können: Argwohn und Mißtrauen der Landesherrn gegen den treuen Sinn ihrer Unterthanen, der nothwendig hinwieder der Unterthanen Argwohn und Mißtrauen gegen die Abſichten der Höfe aufgeſcheucht, und eine Reihe von ſchwarzen Tagen früh oder ſpät über Deutſchland heraufgeführt haben würde. Denn ſo der Fürſt nicht mehr gleichmüthig und unabhängig, Gott und ſein Volk im Herzen tragend, erhaben über den Parteien ſteht, ſondern den Eingebungen der Einen oder der Andern allzu leichtgläubig folgt, hört er auf, gerechter Vater der Uebrigen zu ſein, von denen er ſich entfernt, und iſt er nicht mehr ſeines Volkes, ſondern ſeiner Partei Haupt.

Es war ein ſchweres Werk, in Augenblicken, wie in dieſen, königliche Unbefangenheit zu behaupten, zumal es nicht an Perſonen fehlte, welche ſelbſt in der Nähe der Höfe Geſchrei erhoben, als ſtehe die Umwälzung aller Dinge nahe; als ſei über geſammtes Deutſchland ein Netz finſtrer Verſchwörungen gezogen, als ſei die Frevelthat Sands dieſer Verſchwörungen

Digitized by Google

That. Man beſchränkte ſich einſtweilen bloß auf Unterſuchungen. Man engte an mehrern Orten die Preßfreiheit ein, damit ſie durch Unbehutſamkeit nicht den erwachten politiſchen Fanatismus ſtärker reize. Man ergriff gegen einige Hochſchulen, von welchen die gefährliche Schwärmerei vorzüglich ausgegangen zu ſein ſchien, ſtrengere Maasnahmen.

Aber neue Ereigniſſe drangen herbei, jenem Geſchrei höhere Beglaubigung zu geben. Es offenbarte ſich aus den veranſtalteten Unterſuchungen über Kotzebue's Tod, daß mehrere junge Männer in Deutſchland, wo nicht die ſchauderhaften Entſchlüſſe, doch die ſtaatsbürgerlichen Grundſätze des verhafteten Mörders hatten, und, wenn auch ohne Theil an der blutigen Handlung, doch nicht ohne Billigung derſelben waren. —

Dann plötzlich ſcholl die Kunde von neuverſuchtem Meuchelmord gegen einen deutſchen Staatsbeamten. Ein junger Mann, Löning, Apotheker zu Idſtein, bewaffnet mit einem Dolch und zwei Terzerolen, hatte unternommen, den Präſident der naſſauiſchen Regierung, Ibell, meuchlings niederzuſtoßen (1. Juli 1819). Die That mißlang; der Verbrecher entleibte ſich.

Zugleich ward von Ausbrüchen der Unzufriedenheit in rheiniſchen Gegenden gehört. Hier klagten die Einen lauter über den ungemeſſenen Druck der Steuern; die Andern über Ungerechtigkeit und Willkühr der Beamten; wieder Andere über Eingriffe in ihre ältern Rechtſame, oder über Verletzung derjenigen Freiheiten, welche ſie einſt als Theile des franzöſiſchen Reiches genoſſen hatten, und die ihnen, bei der Einnahme ihrer Gegenden durch deutſche Waffen, von Neuem, wohl ſelbſt mit Verheißungen größerer Vortheile unter Deutſchlands Fürſten, zugeſichert worden waren. Die Provinzen Starkenburg und Oberheſſen im Großherzogthume Heſſendarmſtadt führten vor allen ihre Beſchwerden am lebhafteſten. Mit Ungeduld verlangten ſie Zuſammenberufung der Landſtände. Manche der Mißmuthigſten verweigerten die Entrichtung der Abgaben.

Bald nach dieſem erfuhr man von wildem Regewerden des Pöbels in vielen Städten, welcher ſeinen erſten Grimm gegen die Juden zu richten drohte. Man hörte von Aufläufen, von Mißhandlungen der Hebräer, von Zerſtörung oder Plünderung ihrer Wohnungen. Dieſe Unfuge geſchahen alle auf ſo von einander entfernten Punkten Deutſchlands, und doch ſo plötzlich und gleichzeitig, wie zu Würzburg (3. Auguſt), Frankfurt am Main (10. Auguſt), Darmſtadt (12. Auguſt), Baireuth (12. Auguſt), Sommerach (18. Auguſt), Hamburg (20. Auguſt), Heidelberg (25. Auguſt), Karlsruh (27. Auguſt), und andern Orten, daß man hätte vermuthen ſollen, in dieſen zuſammentreffenden Bewegungen des Pöbels liege weniger Zufall, als abſichtsvoller Plan.

In der That trugen Viele kein Bedenken, die oft trotzigen Aeußerungen einzelner Schriftſteller, die Schritte der Meuchelmörder, die Bewegungen und Klagen am Rhein, mit den Gährungen und Verſuchen des gemeinen Mannes wider die Etraeliten in geheimnißvollen Zuſammenhang zu bringen. Ihnen ſchien Alles nur Aeußerung einer weitverzweigten Verſchwörung zu ſein, welche, von Einzelnen aus der Verborgenheit des dunkeln Hintergrundes wahl-

Digitized by Google

berechnet und geleitet, den Umsturz von Deutschlands bestehenden Verfassungen, Ständen, Ordnungen und Gesetzen begehre. Die seit langen Zeiten unerhört gewesene Verfolgungssucht des Städtepöbels gegen die Hebräer ward vom Argwohne für ein Werk der Verschwornen, und ihr erstes Pulsgreifen der Nation gedalten.

Weit Mehrere aber maßen diesem Schreckbilde keinen Glauben bei. Denn, sprachen sie, eine Verschwörung Weniger konnte so verschiedenartige und gleichzeitige Erscheinungen nicht hervorrufen; eine Verschwörung von zahlreichen Mitwissern würde verrathen sein, ehe sie reif geworden. Selbst aber die sorgfältigsten Nachspürungen, seit Kotzebue's blutiger Schatten Rache rief, hätten von dem Vorhandensein eines so großen, staatsgefährlichen Bundes keinen Beweis gegeben. Jene tadelnswerthen Schriftsteller, sagten sie, wurden vom Eigendünkel geblendet. Jene Meuchelmörder folgten den Eingebungen eines durch Begriffverwirrung entsprungenen Wahns, in welchem sie Löbliches und Unsterbliches für ihr Volk zu verrichten meinten. Jene Ungeduld und Niedergeschlagenheit in einigen Rheingegenden kann auch wohl leichter aus der Empfindung vorhandener Uebel, als aus dem Lesen der Bücher über Staatsverwaltung entstanden sein. Und der Lärmen wider die Israeliten läßt sich ohne Mühe begreifen, wenn man das tiefgewurzelte, religiöse und bürgerliche Vorurtheil der untern Volksklassen gegen die verschmähten, sich mit keiner Nation vereinigenden Bekenner Mosis, wenn man den gewaltigen Reiz des ersten Beispiels auf Gemüther kennt, deren eigne Neigung nur solchen Vorgang erwartet, um das Gleiche zu thun; wenn man den schlauen, gefühllosen Wuchergeist der meisten Hebräer gegen verarmte Familien der Christen, wenn man das kecke Großthun, den Uebermuth und die platte Prangerei Vieler derer kennt, die sich durch Spekulationen Reichthum, durch Reichthum Ansehen und Würden im Lande zu schaffen wußten, ohne andres Verdienst um das Land, als Geld und Geschmeidigkeit, zu haben; wenn man daneben die Noth zahlloser Menschen kennt, welche beim Stocken der Gewerbe, beim Minderwerden des Handels, beim Mangel hinlänglichen Verdienstes düster umhergehen, während oft eben der Juden Wohlstand durch die Verarmung von Jenen behaglich schwillt.

Welches aber auch immerhin die Ursachen so vieler, in den engen Raum weniger Monate zusammengedrängter Begebenheiten sein mochten, die noch größere Uebel herbei zu rufen schienen, als sie selbst gebracht hatten: die Fürsten wurden ernster. Die Störung öffentlicher Sicherheit und innern Friedens war angehoben. Fürstenpflicht ward es, das erste Bedürfniß des Gemeinwohls: Sicherheit, Gesetz und Ordnung zu schützen, ohne welches kein Gemeinwesen, keine häusliche Ruhe, kein Eigenthum, kein Leben, kein Recht geborgen steht. Hätten sie gleichgültig zu den vielfältigen Unthaten und Unfugen geschwiegen, so würden die Völkerschaften mit Grund die Sorglosigkeit der Regierungen angeklagt, die Mißvergnügten (deren kein Land, auch das glücklichste, leer ist) verwegnern Muth gefaßt, und die Beeinträchtigten oder Bedroheten gesetzlose Mittel zum Selbstschutz ergriffen haben. In wohleingerichteten Staaten

soll Nichts durch Willkühr und Eigenmacht der Einzelnen, Alles auf dem Wege des Rechts geschehen. Das fühlten, das forderten die Deutschen.

Den ruhigern Beobachtern der Zeit ward jedoch bange, daß die Sache des Volkes nach dem Maase der Wenigen beurtheilt werde, welche das Wort zu führen bisher allein Lust oder Mittel gehabt hatten. Denn die Einen von diesen hatten, statt Ehrfurcht, statt Vertrauen und Liebe, nur Haß und Hohn gepredigt; die Andern, statt weises Beachten vorhandener Mängel, Mißtrauen und Argwohn ernährt; Beide, statt Frieden, Unfrieden befördert, und mit ganz entgegengesetzten Zwecken, aber vereinigten Kräften, die Herzen der Fürsten ihren treuen Unterthanen zu entfremden gearbeitet.

Mancherlei begab sich, was die erste, grundlosscheinende Furcht der Unbefangnern bestätigen zu wollen drohte. Die Freiheit der Presse ward in verschiedenen Ländern durch fürstliche Befehle auf verschiedene Weise noch enger begrenzt. — Die Ständeversammlung des Großherzogthums Baden ward gähling's, und mitten im Gange ihrer öffentlichen Verhandlungen, durch ein Gebot des Landesherrn unterbrochen und vertagt. — Im deutschen Norden wurden die Turnplätze der Schulen geschlossen. — Von dort aus wurden strenge und weitverbreitete Nachforschungen veranstaltet, um mit Grund zu erkennen, ob die Mordentwürfe Sands und Löning's, ob die Regungen in einigen Rheingegenden, ob die Pöbellärmen gegen die Juden, ob so manche andere verdächtig gewordene Erscheinungen vielleicht Wirkungen eines geheimen, schwärmerischen Bundes, einer verbrecherischen Verschwörung wider die Thronen und bestehenden Ordnungen der Staaten seien? — Man hörte von vielen Verhaftungen, Hausdurchsuchungen, Verhören und Freilassungen; von Wegnahme der Papiere, und wie selbst argloser, vertraulicher Briefwechsel zwischen Eltern und Kindern, Schwestern und Brüdern, Freunden und Freundinnen von den Polizeibehörden durchspäht wurde, um die Spur eines Pfades zu entdecken, der in das Geheimniß hineinleiten könne. Uebermäßiger Diensteifer mancher Beamten und Angestellten mochte zuweilen weiter schreiten, als die Fürsten mildern Sinnes, wußten und wollten. Vielfach mochte damit das Zartgefühl und der Rechtsinn verwundet werden, welcher bisher den Deutschen vorzugsweise heilig gewesen war. Mancher Schuldlose fühlte sich tief gekränkt. Eine schmerzliche Niedergeschlagenheit verbreitete sich durch einen großen Theil Deutschlands. Die Klage, welche sich nicht mehr öffentlich laut zu machen wagte, ging rückwärts von Mund zu Mund in die Tiefen des Volks, und rührte oder schreckte selbst die, welche bisher an allem Geschehenen nur sehr oberflächlich Antheil genommen hatten. Mit Bestürzung wurden andre deutsche Völkerschaften gewahr, daß jene Verfügungen selbst auf sie einwirkten, die doch zufrieden unter ihren Landesherrn, unter ihren neuen Verfassungen und verbesserten Gesetzgebungen gewohnt hatten. Und sie, die Wohlvergnügten, nun ohne eignes Veranlassen, wie Mißvergnügte behandelt, zitterten für Dasein und Dauer der edeln Kleinodien, welche ihnen durch die Vaterhuld ihrer Fürsten kaum erst gewährt worden waren.

Digitized by Google

21.

Verſchiedene Anſichten über die Mittel zur Bewahrung des Volksfriedens.

Allerdings mußte in dieſen Augenblicken denen, welchen Ehrfurcht vor den Thronen, geſetzliche Ordnung, Ruhe und Freiheit heilig waren, die Löſung der Aufgabe wichtig werden: Was zu thun ſei, um Deutſchlands gefährdeten innern Frieden ſicher zu ſtellen? Die Urtheile über die zweckgemäßeſten Mittel aber trennten ſich, wie an den Höfen und unter den einſichtsvollſten Staatsmännern, eben ſo ſehr, wie im Volk.

Darüber waren alle Gutgeſinnte und Unbefangene einig, daß nach ſolchen mannigfaltigen und betrübenden Vorgängen entſcheidende Maasregeln ergriffen werden müßten, allgemeineres Unglück zu verhüten; ferner, daß es durchaus nicht die große Maſſe des Volks ſei, welche Staatsumwälzungen drohe oder wolle, ſondern eine im Verhältniß zu zwanzig bis vierzig Millionen Menſchen äußerſt geringe Menge von Einzelnen, Zerſtreutumherlebenden, welche ſich zu überſpannten Wünſchen und voreiligen Hoffnungen durch ein Traumbild von Größe, Kraft und Beſtimmung deutſcher Nation habe begeiſtern laſſen.

Aber eben dieſe ſind es, ſprachen die Einen, eben dieſe ſind es, welche in ihrer Begeiſterung für das, was die Völkerſchaften heute ſelbſt noch verabſcheuen, durch fortgeſetztes Anregen nach und nach ſtimmen werden. Die Maſſe des Volks iſt ein zwar träger, aber doch beweglicher Ozean, welcher lange durch Winde nur oberflächlich gekräuſelt, allmälig aber vom fortdauernden Sturm und dem ſchwankenden Gewichte ſeiner eigenen Wogenlaſt tiefer bewegt wird. Schwer iſt er wieder zu beruhigen, ſind einmal ſeine Grundwellen aufgeführt. Wer erinnert ſich nicht noch jener tiefen Ruhe des franzöſiſchen Volkes vor dem Jahre 1788? Mit wie faſt abgöttiſcher Liebe hing es damals noch an ſeinem Könige! Wie geringfügig war damals im Verhältniß zur Nation die Partei der einzelnen Schwärmer, welche unter dem monarchiſchen Zepter der Bourbonen von Freiheit, Gleichheit und Republik träumten! Und doch war es eben dieſe kleine Partei, welche nach und nach ſo viele Millionen Seelen in ſchreckenvolle Gährung verſetzte. Wer hätte jemals im Jahre 1788 zu vermuthen gewagt, daß daſſelbe Volk vier Jahre ſpäter den guten König, welchen es angebetet hatte, mit Freudengeſchrei zum Blutgerüſte ſchleppen würde?

Deswegen muß man weniger auf die geringe Anzahl von Genoſſen einer politiſchen Partei, als vielmehr auf die Verwegenheit ihrer Entwürfe, und auf das Verderbenſchwere ihrer Grundſätze, ſo wie auf die Wege und Mittel achten, mit welchen ſie ihre Ziele beliebt zu machen trachtet, zumal wenn die Natur Empfänglichkeit dafür äußert.

Bergen wir uns aber nicht, daß die deutſchen Völkerſchaften wirklich in einem ungewöhnlich reizbaren Zuſtande ſind. Dieſer iſt ſchlechterdings nicht die Folge von Bedrückungen durch ihre Fürſten, oder vom Uebermuthe des Adels, oder von Verſchlechterung öffentlicher Einrichtungen, oder von Härte der Geſetzgebungen. Denn, mit Ausnahme jener Länder, welche ihre Verfaſſungen abänderten, ſind in den übrigen noch alle jene Ordnungen unverſehrt vorhanden,

Digitized by Google

welche vor den Napoleonischen Kriegen bestanden, und unter denen sich Alles so lange glücklich gefühlt hat. Ja, Vieles sogar ist hier seitdem, was in Sache und Form hart schien, theils durch die Landesherrn selbst, theils durch den edlern Ton gemildert worden, welchen eine feinere Bildung der verschiedenen Stände unvermerkt herbeiführte.

Aber die maaslosen Anstrengungen, zu welchen die Deutschen unter dem Bajonet fremder Sieger getrieben worden waren, dann diejenigen, welche sie in Bekämpfung des allgemeinen Feindes machten, haben das Volk bis ins Innerste erschüttert, und man könnte sagen, eine fieberhafte Empfindlichkeit hervorgebracht. Alles Wundgewordene, welches in jenen frühern Aengsten, und späterhin in dem Ausbruche verzweiflungsvollen Zorns, kaum bemerkt ward, schmerzt nun erst, in dem Augenblicke, da der lange vermißte Friede wieder besteht, und man auf vollesten Genuß von dessen Seligkeit gezählt hatte. Noch sind aber immer die Schatzkammern leer, die Staatsschulden ungetilgt, die Gewerbe und Handelsverkehre zerrüttet, die Lücken jedes häuslichen Vermögens unausgefüllt. Darum klagt der Unmuth — wer ist grausam genug, es ihm zu verargen? — Er sehnt sich nach Besserm in ungewissen Richtungen umher; er forscht und horcht nach Rath. In dieser Bewegung ertönen ihm die wilden Stimmen jener Einzelnen, welche alle Uebel des Lebens, alles fortdauernde Leiden der Unterthanen ein Werk der Fürsten, oder der Selbstsucht der höhern Stände nennen, welche allfällige Fehler derselben mit den grellsten Farben malen, um Verachtung oder Haß zu zeugen; oder von Volksrechten, von freien Verfassungen reden, um die Unterthanen mit den Gedanken zu entflammen, Selbsthülfe auf Kosten bisher geehrt gewesener Staatsordnungen und fremder Rechte zu schaffen.

Darum ist die Partei jener Einzelnen, welche mit Wort und Schrift gegen die Grundsätze monarchischer Staatseinrichtungen offnen Krieg anheben will, keineswegs länger als unbedeutsam anzusehen. Ihre Reden finden nur allzu bereitwillige Ohren, und um so gläubigeren Beifall, je weniger die Menge eignen Urtheils und Prüfens fähig ist, oder je unbehaglicher ihr der wirkliche Zustand der Dinge für den Augenblick sein mag. Die Volksmenge glaubt in denen, die reizende Vorspiegelungen und freveln Rath bringen, nur ehrliche Fürsprecher und Freunde zu erkennen, weil sie Männer unter denselben erblickt, welche bisher, als öffentliche Lehrer oder als beliebte Schriftsteller, allgemeine Achtung genossen haben.

Eben diese, welche — ja, man kann es zugeben — nicht so sehr aus unredlichen Absichten, als vielmehr aus einer durch Unkunde der wirklichen Verhältnisse entstandenen Selbstverblendung fehlen, haben gerade durch ihre ausgezeichneten Geistesgaben, durch die Macht ihrer Beredsamkeit, mit der sie ohne Mühe den Schein in Wahrheit, die Wahrheit in Schein verwandeln, gewaltigern Einfluß, als jeder Andre. Und was noch mehr ist, unsre arglosen Fürsten selbst haben ihnen auf dem Wiener Kongresse durch den dreizehnten Artikel der Bundesverfassung eine Waffe in die Hand, welche sie nur allzu geschickt zu führen wußten. Es war doch wohl voraus zu sehen, daß nicht Gelehrte und Schriftsteller, daß nicht einzelne Unterthanen, daß nicht das Volk in Masse, sondern die Souveräne allein Ausleger der Worte sein konnten, die sie ausgesprochen

Digitized by Google

hatten: „In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung statt finden.“ Während der Artikel jedem Souverän freien Spielraum ließ, eine Verfassung nach den Bedürfnissen seines Staates zu bilden, beschränkten ihm jene Volksredner eigenmächtig diese billige Freiheit; wurden sie, geleitet von ihren Lieblingsideen, eigenmächtige Ausleger jener Worte, und machten sie in der leichtgläubigen Menge Erwartungen laut, welche nie, oder nur mit Zerstörung alles vorhandenen Guten und Glücks, erfüllbar sind.

Sollen deswegen die Fürsten, sollen deren Staatsdiener dem Ungestüm jener falschen Erwartungen nun den ganzen Werth ihrer bessern Ueberzeugungen, ihrer vielseitigern Erfahrungen ruhig hinopfern? Sollen sie sich vom Getöse jener Dränger schrecken und auf einen andern Weg hinschüchtern lassen, den sie für den Weg des Unheils erkennen? Ja, kann es in diesem Augenblick mit der Wohlfahrt der Völker und mit der Ehre der Monarchen bestehen, daß die Regierungen nachgiebige Schwäche vor dem Toben einer lärmenmachenden Partei zeigen? Wird nicht, auch was jene ihren Unterthanen mit freudigstem Willen geben möchten, jetzt Vielen viel zu wenig, Allen aber werthlos dünken, weil es nicht freiwillig, sondern abgetrotzt geworden zu sein scheint? Wird der gährende Mißmuth sich begnügen, oder wird er, wenn einmal Ehrfurcht vor der Stärke und Majestät des Throns gewichen ist, weiter schreiten? Welches ist wahrscheinlicher? Und wo zuletzt wird er still stehen?

Daher muß erst jene Partei mit Ernst zum Stillschweigen gebracht werden, damit die Fürsten freihandelnd dastehen, und ihre Gewährungen dem Volke nicht das verächtliche Ansehen einer Nothgabe haben. Es muß den Demagogen die gemißbrauchte Buchdruckerpresse, und auf der Lehrkanzel die Willkühr genommen werden, gegen Thron und Gesetz zu predigen, deren Heiligkeit sie schirmen sollten. Denn eben Buchdruckerpresse und Lehrkanzel, diese weit- und tiefwirkendsten aller menschlichen Werkzeuge, sind ihre Werkzeuge geworden; dadurch beginnen sie, die Gegenwart zu beherrschen, den Ton des Tages zu stimmen, und bemeistern sie sich der Zukunft. Denn das bildsame Gemüth der Jugend geht mit den verführerischen Grundsätzen von ihnen ins Leben hinaus, und sucht ihren Phantomen irgend etwas Entsprechendes zu gestalten. Denket euch dereinst, die heut erzogenen, oft zu den wildesten Wagstücken entflammten Jünglinge, als Richter, als Vorsteher, als obere Beamten unsers Volkes, an der Spitze der öffentlichen Verwaltungen, der Heerschaaren, der Kirchen und Schulen! Welcher Zukunft hat sich Deutschland zu gewärtigen?

Wir wollen zugeben, es bestehe keine verbrecherische Verschwörung; aber wer läugnet das Dasein einer stürmischen, weitverbreiteten Meinungsgenossenschaft hinweg? Um wie weniger furchtbar sie scheint, weil sie sich ohne Scheu bekennt, um so furchtbarer ist sie in der That. Wir wollen zugeben, daß sie keinen gewaltsamen Aufruhr und Umsturz der Dinge will, weil sie Zeit und Gelegenheit nicht reif genug findet; aber die Handlungen des Königs und Sands, mit Vernichtung aller menschlichschönen Gefühle und aller Begriffe von Sittlichkeit, Tugend und Recht, und der denselben gezollte Beifall, zeigen; wessen Geistes sie sei, und daß ihr

Digitized by Google

Beſtreben auf Vorbereitung künftiger Staatsumwälzungen gerichtet ſehe. Es bedarf keines finſtern Bundes, keiner Verſchwörungen unter ihnen, um ihre Eintracht und Einheit zu bewirken. Sie ſind Eins durch Anſichten und Grundſätze. Daher müſſen die, welchen die Wohlfahrt und öffentliche Ruhe der Nationen anvertrautes Heiligthum iſt, Eins werden in ihrem feſten Willen. Nur die allgemeinſten, die einträchtigſten Maasregeln können noch die Ehre der Fürſten, die Rechte aller Volksklaſſen, die Wohlfahrt von Deutſchlands Zukunft retten.

Man laſſe die Wiſſenſchaften in unbeſchränkter Kraft blühen; ſie ſind Hebel des öffentlichen Wohlſtandes und des Staatenruhms. Aber wehret der politiſchen Freigeiſterei; ſie iſt der Ruhe der Nationen und ihrer Sittlichkeit ſo furchtbar, wie religiöſe Freigeiſterei der Seelenruhe. Man gebe Landſtände; ſie ſind urdeutſche Stiftung; aber man gebe ihnen ihre urſprüngliche Bedeutung zurück, daß ſie eben ſo ſehr die Rechtſame des Throns, wie der Provinzen, Städte und Dorfſchaften verwahren helfen, ſtatt alle umwälzeriſch zu vermengen. Jene republikaniſchen Volksvertretungen, jene Oeffentlichkeit der Verhandlungen, welche man anpreiſen will, unterhalten weniger die Freiheit, als die Gährung der Staaten. Sie ſind auf deutſchem Boden fremdes Gewächs, und Niemand kann vorausſagen, welche Veränderungen der Genuß von deſſen Früchten in der Natur deutſcher Nation erzeugen werde.

So ward von Vielen geurtheilt.

Andre aber ſprachen: Sehet euch vor in dem, was ihr zu thun beginnet! Es wird heut großes Spiel geſpielt, in welchem der verliert, der, ſtatt mit ruhiger Beſonnenheit, mit Leidenſchaftlichkeit verfährt und wagt. Auch geheime Kabinetspolitik und diplomatiſche Taktik verfangen hier nichts. Man hat es nicht als Staat gegen einen fremden Staat, ſondern mit ſich ſelbſt zu thun. Vom Volk muß die Rede ſein, nicht von der Partei links und rechts. Die wilde Ungebehrdigkeit demokratiſcher Schwärmerei und die Schlauheit des ariſtokratiſchen Stolzes ſind die Scylla und Charybdis. Wer ſich von der einen zu ſehr abwendet, ſchreitet unausbleiblich an der andern.

Gewiß nicht die Völkerſchaften träumen und ſprechen von gewaltſamen Staatsumwälzungen und ſpiegeln den Fürſten Schreckbilder vor, ſondern die erſten Redner der Parteien. Unſre Völker ſind ruhig. Es iſt noch zu allem Guten die gute Zeit vorhanden, wenn man das Gute redlich will. Schon der oberflächlichſte Blick auf Deutſchland, wenn man nicht ſchlechterdings Geſpenſter ſehen will, belehrt Jeden, daß hier von keiner gewaltſamen Revolution die Rede ſein, und daß noch weniger Deutſchland im Jahre 1819 mit Frankreich im Jahre 1789 verglichen werden könne. Frankreich war damals, wie jetzt, ein einiger Staat, und die Bewegungen der Hauptſtadt zuckten unmittelbar, wie vom Herzen durch den Körper des ganzen Reiches, weil Alles einerlei Intereſſe hatte. In Deutſchland hingegen liegt nicht etwa ein einziges Staatsganzes; ſondern es ſind vielfache, von einander unabhängige Staaten vorhanden, mit verſchiedenen Intereſſen ausgeſtattet. Was den Einen quält, thut dem Andern

Digitized by Google

nicht webe. Jeder will sein eigenthümliches Leben behaupten, und jede dieser Völkerschaften hält an ihr angestammtes Fürstenhaus, unbekümmert um die übrigen. Daher ist keine allgemeine Umstürzung der Dinge auch nur gedenkbar, so lange die Fürsten nicht selbst allen Völkerschaften einerlei Interesse aufzwingen. Theilweise meuterische Bewegungen können nie furchtbar werden, weil einzelne Staaten viel zu schwach sind, in umwälzerischer Verwirrung allen übrigen Widerstand zu leisten; weil diese übrigen immer bereit in Waffen stehen, jeden ersten Aufruhr zu dämpfen; weil Frankreich und Rußland von zwei Seiten, mit einerlei Interesse, jedes empörerische Schwert in der Scheide zurückhalten.

Wahr ist es, deutsche Völkerschaften befinden sich gegenwärtig in einem fieberhaften, gereizten Zustande. Aber man unterscheide doch wohl: nicht alle. Süddeutschland ist ruhig; ist im Genuß seiner freisinnigern Staatsordnungen zufrieden. Man ist es überall, wo dieselben Wohlthaten wirkten. Warum will man strenge Maasregeln gegen zufriedene ergreifen? Mit Härte gegen Schuldlose verfahren, heißt sie muthwillig erbittern, und allen Werth dessen wieder vernichten, was ihnen vorher gegeben ward, und was sie dafür geworden sind. Man ehre die Tugend der Völker durch Anerkennung, und handle nur gerecht, um Gerechtigkeit von ihnen erwarten zu können.

Wahr ist es, die Nation ist in einem gereizten Zustande. Aber man unterscheide wohl! Dieser Zustand ist gewiß nicht bloßer Erfolg der vorangegangenen physischen Leiden, sondern auch der emporgestiegenen geistigen Bildung. Fruchtbare Jahrgänge, neuer Aufschwung des Gewerbes, Kunstfleißes und Handels, begünstigt durch zweckmäßiges Einschreiten der Regierungen, und die Zeit selbst, können und werden endlich alle Wunden der letzten Unfälle und Kriege vernarben. Allein die Forderungen, welche der höhere, geistige Stand der Nation macht, lassen sich nicht mit Brod beschwichtigen; werden nicht von der Zeit gestillt, sondern durch die Zeit selbst heftiger; sie werden es, wenn Verfassungen und Gesetzgebungen, für ein früheres, ganz andres, noch unmündigeres Geschlecht erfunden, nicht dem neuen Geschlechte entsprechender gebildet werden. Dem Jüngling wird das vormals bequeme Knabenkleid zur Folter. Niemand verlangt Unnatürliches, sondern ganz Natürliches; jeder nur Anerkennung dessen, was er wirklich jetzt ist; der gesunde Menschenverstand, bloße Achtung für den gesunden Menschenverstand; der Unterthan der Monarchie nur keine Aristokratie, sondern einen Monarchen, dem er sich unmittelbar nahen kann, das heißt, ohne einen Mittelsmann für sich reden lassen zu müssen, den er nicht kennt, und der noch weniger ihn kennt; der freie Bauer verlangt bloß, nicht mehr für ein in Gedankenlosigkeit hinbrütendes, leibeignes Lastthier der Uebrigen gehalten zu werden: der Bürger begehrt lediglich für seine höhern Einsichten und feinern Sitten und bei seinen vermehrten Glücksumständen, im Staate und vom Staate diejenige Achtung, welche eben dieser Ursachen wegen vor Zeiten Andern ausschließlich erwiesen wurde: der Bürger des Staats will nur Staatsbürger sein, und die Landeskinder mögten nur ein Vaterland haben im vollen Sinne des Wortes, das heißt, mochten nicht, neben Schooskindern, als

Digitized by Google

Stiefkinder des gemeinsamen Landesvaters gelten. Man verlangt darum aber keine republikaniſche Verfaſſungen, keine Umwälzungen, keine Verſchmelzung des geſammten deutſchen Landes. Dieſe Hirngeſpinnſte überläßt das Volk denen, welche daran ſpinnen mögen.

Wahr iſt's, die Parteien ſtifteten Unheil. Es iſt in ihnen keine ruhige, beſonnene Anſicht der Dinge, ſondern leidenſchaftliche Verfinſterung ihres Gemüths. Der Zorn vertritt ihnen die Stelle des Grundſatzes; die Einbildung die Stelle der Vernunft. Sie ſehen im menſchlichen Geſchlecht nur Engel oder Teufel. Sie kennen und berechnen die Macht der Gegenwart nicht, und glauben Alles ausführbar, was ſie wünſchen. Es iſt recht, daß demokratiſchen wie ariſtokratiſchen Umfugen und Umtrieben Schranken geſetzt werden. Allein man hüte ſich, das ganze Volk zu ſchlagen, um den Einzelnen zu treffen, und den Schuldloſen zu empören, um den Schuldigen zu beugen. Man hüte ſich vor dem Wahne, man habe durch Maasregeln gegen die Parteien auch die Bedürfniſſe des Volkes abgethan; und daß, wenn Keiner mehr *redet* auch Keiner mehr *fühle* und *denke*.

Wahr iſt es, das Volk horcht nur allzugern auf jene, weil es fürchtet, daß ſonſt niemand für das Volk ſpreche. Man befriedige die gegründeten und beſcheidenen Wünſche der Nation, und die Volksmaſſe zieht ſich von ſelbſt von den bisherigen Sprechern ab. Dieſe werden allein ſtehen, ohne Beifall, ohne Rückhalt und, unter vornehmem Achſelzucken über die Erbärmlichkeit des Zeitalters, das ſie nicht verſtehe, den klügſten Theil ergreifen, nämlich ſchweigen. Den Beweis liefern die Staaten, welche ſchon die Sehnſucht des Volks erfüllt haben.

Man verachte aber ſtolz dieſe Sehnſucht und verfahre mit Strenge gegen die Parteien: ſo wird das Volk in ſeinen Wortführern, auch wenn es deren übertriebene Geſinnungen nicht billigen mag, ſich ſelbſt mißhandelt fühlen; es wird in dieſen nicht Strafbare, ſondern Märtyrer des Volks erblicken; es wird diejenigen vergöttern, welche der Hof verdammt, und Furcht und Mißtrauen gegen alles wachſen laſſen, was von oben her kömmt.

Denn es iſt hier nicht um Gewerbs- und Brodſachen, ſondern um Meinungen und Ueberzeugungen der Menſchheit in zivilisirten Staaten zu thun. Man konnte einſt *Huß* und *Savonarola* verbrennen, aber die Reformation ward mit ihnen doch nicht verbrannt. Was reifen wollte, wurde reif. Man kann den Schriftſtellern Schweigen gebieten; aber die zurückgedrängte Klage ſpricht mit deſto lebendigerer Stimme abwärts ins Volk von Herz zu Herz. Die Ueberzeugungen ſind ſchon da und leben, wenn man auch kein Blatt mehr druckt. Folglich verliert das Volks *nichts* mehr, nur die Regierungen büßen mit der vernichteten Oeffentlichkeit ein; denn es *wird dunkel* zwiſchen ihnen und den Unterthanen; ſie erfahren, was ſich in dieſen regt, nur aus Berichten demüthiger oder gar einſeitiger Beamten, und vernehmen auf amtlichen Wegen Vieles nur halb, Vieles falſch oder zu ſpät. — Man kann den Lehrern der Kirchen und Schulen vorſchreiben, was ſie lehren und nicht lehren ſollen; aber nicht vorſchreiben, mit welcher Stimme, mit welchem Blick. Es gibt ein Schweigen, das die Gemüther tiefer erſchüttert, als der beredteſte Vortrag. Zudem noch, was anfangen mit der Jugend, welche ſchon *andere* Ueber-

Digitized by Google

zeugungen empfangen hat, als die, welche gewünscht werden? — Diese Jugend wird mannbar und rückt mit Jahren und Tagen in die Stellen aller Zweige öffentlicher Verwaltung ein. Dann geschehen dennoch die großen, von Manchen gefürchteten Verwandlungen unvermeidlich; wer entscheidet aber heut schon, wie dann? — Wer entscheidet, wie dann, wenn beim still fortgährenden Mißmuth der Unterthanen unerwartet den Staat ein Krieg überrascht? — Ists nicht weiser, dem Strom ein Bett zu graben, in welchem er den vorgezeichneten Lauf nehmen muß, als daß er es sich selbst nach und nach wähle?

Wie genügsam Deutschlands Völker noch sind, beweiset die Zufriedenheit derer, welchen die Vaterliebe der Fürsten gewährte, was das Nationalbedürfniß erheischte. Das Bedürfniß des Volks ist allezeit das dringendste Bedürfniß der Regierung. Deutschlands Regenten erkannten dies immer, und werden es sich durch kein Blendwerk der wider einander erhitzten Parteien verdunkeln lassen. So trug Preußens Bevollmächtigter schon beim Kongreß zu Wien mit edelm Nachdruck darauf an (Februar 1815): daß alle Stände deutscher Staaten das Recht haben müßten, allgemeine Gesetze für die Staatsbürger mit zu berathen, in die Aufstellung neuer oder Erhöhung alter Steuern zu willigen, und über Verwaltungsmißbräuche Klage zu führen; auch, wofern man nicht die alten Landstände beibehalten, sondern neue einrichten wolle, Grundsatz sein müsse, daß alle Klassen der Staatsbürger daran Theil nehmen.

Es ist daher gewiß das Streben der einen Partei, die Fürsten an dem zu hindern, was ihren Völkern Frieden bringt, eben so eitel, als die Furcht der Andern, daß das Gerechte unerfüllt bleibe. Der stürmischen Wortführer Ungestüm, die aus demselben entsprungenen Unfugen und Besorgnisse konnten allenfalls nur Verspätung dessen bewirken, was gethan zu werden beschlossen stand.

So sprachen die Gemäßigten der andern Seite.

22.

Der Karlsbader Kongreß. Die ständische Verfassung des Königreichs Würtemberg. Schluß.

In beiderlei Urtheilen lagen allerdings große, von den Verhältnissen der Zeit begründete Wahrheiten. Allein es konnte ohne Mühe vorausgesehen werden, daß die deutschen Landesherrn sich nicht einseitig durch jene Aeußerungen bestimmen lassen würden. Ihnen lag vor allen Dingen ob, dem Toben der Parteien Stille zu gebieten, die gefährdete öffentliche Sicherheit zu schirmen, den Geist der Schwärmerei und Leidenschaft von schweren Verletzungen der gesetzlichen Ordnung zurückzuschrecken, und alles im festen Geleise des Rechts zu erhalten, ohne welches frevelhafte Willkühr an die Tagesordnung kommen muß, und selbst die gutgemeinte That sich zum Verbrechen verirren kann.

Daher traten die Gesandten aller selbherrlichen Stände des deutschen Bundes zu Karlsbad in Berathung über die zweckmäßigsten Mittel (August 1819).

Während hier große Maasregeln zur Rettung des innern Friedens der Nation verabredet

Digitized by Google

wurden, vollendete Würtemberg die Grundverfassung seines Reichs (25. Sept. 1819), und bestimmte mit freisinniger, würdiger Haltung die Verhältnisse des Fürsten, des Volks und der stellvertretenden Stände. Die alten vertrags- und gesetzmäßigen Rechte und Freiheiten der Stammlande, wie der neuerworbenen Provinzen, versöhnten sich unter Anerkennung der Forderungen des Zeitalters in einem neuen freiwilligen Vertrage. Er konnte als Muster einer recht- und zeitgemäßen Entwickelung des öffentlichen Rechtszustandes gelten. Beinahe anderthalb Millionen entzückter Unterthanen, deren Wünsche in Erfüllung gegangen waren, segneten ihren König. Aber auch war es König Wilhelm von Würtemberg gewesen, welcher, alle Klassen seines Volks mit gleicher Liebe umfassend, einer jeden Recht und Freiheit ehrend, aus seinem Geiste selbst die Grundzüge zur neuen Schöpfung gegeben hatte. Beneidenswürdiger Fürst, der im Drang der Zeitereignisse königlichen Gleichmuth, im feindseligen Widereinanderstürmen zahlloser Meinungen Gerechtigkeit und Mäßigung behauptete, Freudenthränen aller Parteien ärntete, und einer unsterblichen Liebe der Nachwelt gewiß ist!

Gleichzeitig erschienen, als Wirkung der Karlsbader Uebereinkunft, die merkwürdigen Beschlüsse des Bundestages (20. Sept. 1819), kraft welcher Deutschlands selbherrliche Stände einmüthig eine nähere Bestimmung vom dreizehnten Artikel des Bundesvertrags, die ständischen Verfassungen betreffend, feststellten, — desgleichen eine vorläufige Vollziehungsordnung der Bundesbeschlüsse zur Erhaltung der innern Sicherheit, — ferner eine strengere Beaufsichtigung der öffentlichen und besondern Lehrvorträge an den Hochschulen, so wie des Lebens der Jugend an denselben, — nicht minder verschärfte Maasregeln gegen Mißbrauch der Preßfreiheit in gesammten Staaten des Bundes, — und die Thätigkeit einer Bundesbehörde in Mainz zur Untersuchung der in mehrern deutschen Ländern vorhandenen staatsumwälzerischen und volksaufwieglerischen Umtriebe.

Der Eindruck dieser Verfügungen auf den Geist der Parteien, auf das Gemüth der Nation, auf die Gesinnung des Auslandes war groß. Ihre Wirkungen wird die Zeit offenbaren. Der Geschichtschreiber darf sich über Erscheinungen der Gegenwart keines Urtheils vermessen, ohne seine Stellung mit der sehr trüglichen eines Propheten zu verwechseln.

Doch schon der einfache Ueberblick der Begebenheiten des letzten halben Jahrhunderts, den ich hier gegeben, — und der Blick auf die sich nie verläugnende Treue und Rechtlichkeit deutscher Nation, so wie der Herzensgüte und Weisheit ihrer Fürsten, flößen jedem unbefangenen Sinn Ruhe und Vertrauen ein. Das Bessere wird sich ohne Schmerz entfalten durch Gerechtigkeit und Mäßigung Aller gegen Alle; nicht so früh, als die Ungeduld will, nicht so spät, als der Kleinmuth fürchtet, sondern wie das Gesetz der Natur es gebeut, dem Niemand gebeut.

H. Zschokke.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Aus Deutschland.

Schreiben aus Wien vom 8. Dezember über Leben, Ton und Literatur daselbst.

Die Zerstreuungen von Wien verhalten sich gegen jene von Berlin ungefähr wie ein gezier-tes, sinnreich geordnetes Tableau zu einem kräftigen und lebendigen Volksspiele. Hier ist alles gedacht, vornehm, mitunter auch etwas steif; dort alles inniges Leben, Mittheilung und rege Bewegung. Dieses zeigt, was es vorstellen soll, jenes stellt es wirklich dar. Hier sieht man auf vielen Gesichtern Ostentation, Reflexion, hier und da wohl auch Langeweile; dort genießt das Volk und schämt sich nicht zu genießen. Diesen Karakter bringt der Wiener zu allen Volks-spektakeln mit. Er freut sich eben so herzlich an den Pferde- und Hunde-Komödien, als er aufrichtig die Rosenkränze bewundert, die ein junger Böhme, Namens Steber, der erst aus Palästina kam, vom heiligen Grabe mitbrachte, und gegen Eintritt von 2 fl. vorzeigt; er läuft eben so fleißig in das Kasperletheater, als zu Werners (des Dichters der Söhne des Thales) erbaulichen Predigten; er erstaunt eben so sehr bei den Kunststücken des indischen Gauklers, als bei den Wundern des Mariendildes in der Roßau, das eine völlig lahme Frau wieder auf die Beine brachte; es singt eben so innig seine Wallfahrtslieder nach Maria Zell, als es in heiterer Unbefangenheit seine Gassenhauer trillert. Ein Land, wo Klima und Kultur, Verfassung und Regierung sowohl Gemüthlichkeit und Frohsinn, als auch Gemächlichkeit und geistige Genüg-samkeit fördern; über dessen Grenzen weder die Sucht nach Konstitutionen und sogenannter politischer Toleranz, noch nach Preßfreiheit eingedrungen ist; wo jeder Staatsdiener bei seiner Anstellung schwören muß, kein Mitglied einer geheimen Gesellschaft zu sein, noch werden zu wollen, wo die Staatsbureau's daher leichter zu leiten sind, weil das Volk zahm ist, die öffent-liche Aufsicht wachsam und thätig wirkt, und die Minister alle noch einem Zentralpunkte hin-arbeiten, den die Bewegungen von Aussen in dem Ministerium der auswärtigen Geschäfte finden lassen; in einem solchen Lande gedeiht die Lebensluft gar üppig, weil da der Minister dirigirt, der Priester predigt und Messe liefert, der Soldat exerzirt, der Beamte schreibt, der Bürger arbeitet und der Bauer seiner Herrschaft dient. Alles wirkt in seiner Sphäre; und ist die Arbeitszeit vorüber, so genießt man das Leben.

Du erinnerst dich, mein Bruder, wie die Franzosen im Jahre 1809 Wien bombardirten, und dann die Wälle und Basteien sprengten. Lange lagen diese im Schutte, da erbarmte sich der gütige Kaiser Franz in den Hungerjahren 1816 und 1817 seiner getreuen Wiener, und ließ diese Wälle aufbauen. Während er so einem Theile des arbeitslosen Volks Brod schaffte, gab er dem Wohlhabenden Bequemlichkeit und Vergnügen. Du würdest jetzt den Raum zwischen der Stadt und der Vorstadt (das Glacis) nicht mehr erkennen; überall überraschen Verschönerungen

Digitized by Google

das Auge, besonders vor der kaiserlichen Burg, wo sich ein geräumiger Paradeplatz ausdehnt, an den sich rechts ein großer Park für das Publikum der Residenz und links ein Garten für die kaiserliche Familie anschließt. Als ich jüngst im Anschauen dieser Herrlichkeiten versunken da stand, fuhr eben der Kaiser bei seinen neuen Schöpfungen vorüber. Ich hatte ihn, seit er von Rom zurückgekehrt, nicht gesehen. Der Vatikan hat nichts in seinen Mienen geändert. Noch sind sie gerade und offen; noch flößt seine Persönlichkeit Zutrauen ein; noch heißt es wie immer, er sei fromm, gerecht und gütig. Glaube daher, lieber Bruder, nicht den schiefen Gerüchten von einem Konkordate und von der Einführung der Jesuiten in Oesterreich; Franz sitzt auf dem Throne; fromm ist er, aber kein Frömmler; Franz hat die römische Kurie in Rom gesehen. Mag auch Pater Werner sich auf der Kanzel heiser schreien; mögen auch die Herausgeber des pietistischen Journals: die Oelzweige, von der starren Verzückung des heiligen Franziskus Seraphikus in den kräftigsten Kernsprüchen schreiben; mögen gewisse Herren die katholische Leihbibliothek eines Hrn. Baffy mit dem Ausbunde alles mistischen Unsinns versehen, oder ein Graf noch einmal so viel Juden taufen lassen, als er ohnedies taufen läßt; mag man durch Verbreitung der Originale und des Nachdrucks der Sailer'schen Schriften Proselyten werben wollen, so viel man kann, in Oesterreich gedeihen die Früchte einer verrückten Phantasie nicht; das gerade, kräftige und heitere Volk hatte schon einen Joseph, der es aus dem Schlummer weckte. Noch hat Kaiser Franz seinen Staatsrath Lorenz, seinen Burgpfarrer Frient und andere wackere Männer, die ihn vor den Einflüsterungen des römischen Nuntius bewahren; und mag im Staatsrathe auch irgend ein grämlicher Mann der Pfleger intoleranter Maximen sein, der Kaiser ist ein Neffe Josephs, der seinen Völkern das Toleranzedikt gab. Zwar machte der heilige Vater einen Bruder des Kaisers zum Kardinal; da aber der Letztere wohl wissen wird, was ihm die Würde kostet, so hält der Kaiser die Sache für abgethan. Möchten doch alle Pietisten, Mystiker, Jesuitenfreunde und Römerlinge an dem hochherzigen Spruche des Kaisers genesen, der das Reformationsfest der Protestanten in seinen Staaten auf eine Art zu feiern befahl, wie es nur im protestantischen Deutschland gefeiert wurde. Man sehe die unwiderlegbarsten Beweise hierüber in des bekannten Predigers Glatz vielgelesener Geschichte des Reformationsfestes in den österreichischen Staaten, der aber übrigens mit seinen Glaubensgenossen, durch die zu handgreifliche Geltendmachung der Vortheile der Reformation für die Menschheit, einen andern Regenten bei den gegenwärtigen Zeitereignissen leicht zu andern Maasregeln hätte bewegen können; aber nur einen Monarchen nicht, der dem katholischen Konsistorium die Zensur der protestantischen Schriften nimmt, damit diese Toleranz nicht verletzt werde. Ein Kaiser, der seinen Unterthanen diese Toleranz gewährt, kann dieselben weder mit einem Konkordat à la Blacas, noch mit der loyolischen Zuchtruthe strafen. Franz, der Gerechte, läßt wohl geistliche Institutionen gedeihen, wenn sie seinem Staate nützen, wie z. B. die Piaristen, die barmherzigen Brüder und Schwestern, die Ursulinen- und Elisabethiner-Nonnen, er duldet sogar die Oelzweige und ihre Herausgeber, so lange sie

Digitized by Google

in Schranken bleiben, wie er die Juden und Türken in seinen Ländern duldet; er wird aber alle Anhänger H***s, Z's und Sailers in ihre Schranken weisen, wenn sie zu laut werden, so wie er die Böschlianer und Boosianer zu Paaren getrieben hat.

Es ist wahr, ich liebe die Künste, und finde hier in Wien den Zentralpunkt der deutschen Kunstwelt, besonders wenn man darunter mehr die bildenden und musikalischen Künste, als die redenden, versteht; denn die meisten Kunstjünger Wiens, die man hier zu den Heroen der schönwissenschaftlichen Literatur zählt, sind bis auf wenige, wie Karoline Pichler, Grillparzer, Castelli u. s. w., unter aller Kritik (Deinhardstein, Kuffner, Feitteles, Gräffer, Silbert, Schreyvogel, und wie das servum imitatorum pecus immer heißen mag, nicht ausgenommen). Folglich bleibt mir noch immer Zeit übrig, täglich ein paar aufmerksame Blicke, nicht in die Politik, denn die sei fern von mir, sondern in die Geschichte der Staaten und Völker zu werfen. Ich gehe freilich lieber zum Kälperle, und weide mich an den drolligen Späßen eines Schuster oder Raimund, die hier oft sehr vernehmlich an das Zwerchfell schlagen; oder stimme in den Jubel ein, den das Publikum bei einer Posse der beliebten Wiener Theaterdichter Meisl und Bäuerle aufschlägt; aber manchmal tönt doch dasjenige gar zu vernehmlich in die Ohren, was der österreichische Beobachter über die gegenwärtige Lage Deutschlands mit einer Kühnheit schreibt, die gegen die übrigen österreichischen Blätter, die sämmtlich unter strengen Zensur stehen, gar grell absticht. Dieses Blatt ist aber gewöhnlich das einzige Organ, durch welches die Nachrichten aus Deutschland zu meinen Ohren dringen können; denn das literarische Mauthsystem wird in Wien genauer, als man wohl glauben mag, exequirt, und obwohl ich bei unserm Gesandten und in den Häusern einiger Kavaliere, welche vorzüglich interessante Zeitblätter durch die Briefpost oder Kuriere erhalten, alle europäischen Journale finde, so mag ich doch diese Herren nicht immer brandschatzen. Man wirft zwar nicht allein in Deutschland, sondern auch hier in Wien, diesem österreichischen Beobachter vor, daß er sich gern manchmal fremdartigen religiösen und politischen Absichten füge, und deßhalb nicht immer ganz lauter sei. Indessen, was schadet dies? Die österreichische Luft ist bei weitem nicht so dicht, daß sie den wahren Sinn der Lieblingsphrasen gewisser Zeitungsschreiber verhüllen könnte, und so durchblickt man hier auch deutlich genug den Schleier glatter Worte, wenn es dem Beobachter einmal gelüstet, dem Publikum ein X für ein U zu machen, oder seinem Ideale, einem Zeitungsmonopole in Oesterreich, näher zu rücken. Indem der Beobachter übrigens gegen geheime Gesellschaften, Revolutionen, Sucht nach Konstitutionen und Preßfreiheit wie Don Quixote in den Wind hinausficht, ist er doch, Dank sei es der hohen Protektion, das einzige politische Bindungsmittel zwischen Oesterreich und Deutschland; denn durch denselben erfahren die Oesterreicher wenigstens, daß Deutschland nach den beiden letzteren verlange, und die Regierungen darüber klüger sind, während einige ungebetene Demagogen Oel ins Feuer gießen. Jene, welche sich bei diesen Erscheinungen nicht immer Rath wissen, und doch Rath schaffen sollen und wollen, sprechen von weit verbreiteten geheimen Gesellschaften und thronerumstürzendem Verrathe,

Digitized by Google

Andere meinen, es wären doch nur ein Paar Maulbreſcher (wie der Oeſterreicher ſie charakteriſtiſch nennt), und einige irregeführte Studenten, die den Spuck anfingen und fortführten, und die beſſer durch den Karzer als mit einem Mainzer-Inquiſitions-Gerichte zurechtgewieſen würden.

Wundere dich daher nicht, lieber Bruder, daß ich Dir von Wien aus nichts von Konſtitution und Preßfreiheit, nichts von geheimen Geſellſchaften und von Revolution ſchreiben kann. In Oeſterreich weiß das Volk von dieſen Dingen nichts, und auch die Herrn de Eadem ſchienen nichts davon zu wiſſen. Wozu Konſtitution? Viele Länder der Monarchie ſind dazu nicht reif, heißt es, Ungarn will nur ſeine uralte Konſtitution, und die übrigen Länder haben ohnedies ihre Landſtände, wie Unter- und Inneröſterreich, Böhmen, Mähren u. ſ. w. Freilich ſind dieſe, heißt es weiter, in ihren Rechten gar ſehr herabgekommen, aber ſie ſind dennoch Stände, obſchon der Bürger- und Bauernſtand nur einen einzigen Vertreter am Landtage hat, (während der Adel das Gremium ausmacht). Wohl kann man es da nicht immer verhüten, daß das Papiergeld und die Steuern vorzüglich an dem Landmanne und Bürger nagen, daß mancher reiche Edle den Getreide- und Weinhandel den Dienſten für's Vaterland vorzieht, daß Theurung und Hunger in einem Lande, wie in Ungarn, entſtehen, auf das des Himmels beſter Segen gefallen zu ſein ſcheint, daß der mit Talenten und Kenntniſſen geſchmückte Sohn der Natur dem Pergament-Helden nachſtehen muß, dem 16 Ahnen, aber manchmal auch nur dieſe allein, Verſtand und Tugend leihen, und wer wird nicht wünſchen, daß die Menſchheit im Bürger wie im Edelmanne gelte, daß die hohen wie die niedern Staatsdiener für jede ihrer Handlungen nicht bloß dem Fürſten, der ſie oft von ſeinem hohen Standpunkte herab nicht bemerkt, verantwortlich gemacht wurden; aber durch Turnübungen, Wartburgsfeiern, Burſchenlieder, durch oratoriſche Exerzitien beim Bierkruge, durch Tugendbündler, durch Deutſchthümler, und durch mäßigungsloſe Pamphlete, wie der ſonſt ſcharfſinnige Görres meint, wird nichts erweckt, als gegenſeitige Spannung, Mißtrauen, thörichtes Entgegenhandeln, und Vernichtung alles Guten, was durch das Vertrauen des Volkes an ſeine Regierung ſonſt hervorgebracht worden wäre. Noch iſt es nicht dahin gekommen, wie Börne, Pfeilſchifter und Wieland glauben machen, daß es in Oeſterreich revolutionäre Bewegungen gebe; das öſterreichiſche Volk iſt in den Jahren 1805 und 1809, trotz manchen Lockungen ſeinem Kaiſer getreu geblieben, wo doch der Reiz der Verführung ſo nahe lag; es denkt etwas langſam, aber umſichtig, das Neue findet nicht ſchnellen Eingang, aber auch das Böſe wurzelt nicht ſo bald; was ſoll es nach fernen Ideen haſchen, die es vielleicht nicht durchgehends zu handhaben verſteht, und deren glückliche Realiſation ihm erſt noch problematiſch ſcheint. Die alten Formen ſind durch die Gewohnheit geheiligt, alte Feſſeln werden oft dem Gefangenen lieb, und wer ſollte einem Kaiſer Neuerungen zumuthen, der früh an das Zepter gebunden, nach ſiebenundzwanzig Jahren heftiger Stürme in den Hafen der Ruhe eingelaufen iſt, um ſich wieder eines glänzend gewordenen Thrones in der Mitte ſeiner Kinder zu freuen, die er wenigſtens nach ſeiner Ueberzeugung bisher gut und väterlich beherrſcht hat.

Digitized by Google

Preßfreiheit ist allerdings ein schönes Wort, und noch ein schöneres Ding, wenn es mit Volksbildung, mit allgemeiner Aufklärung, mit der Staatsverfassung und Administration im Einklange steht. Oesterreich hat seit vier Dezennien in seiner Bildung Riesenschritte gemacht, die polytechnischen und ökonomischen Institute, die Landes-Museen der meisten Provinzen, die ökonomischen Sozietäten, die ungeheuere Zahl der Zeitschriften und Journale, die zahlreichen Schriftsteller (besonders in sciences exactes), gegeben hierfür wohl Beweise genug. Dennoch steht Oesterreich, das große Oesterreich, auf einer der untern Stufen der deutschen Literatur. Wer ist daran Schuld, die Zensur selbst, die Zensoren oder die Literatoren? Wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir alle Drei anklagen.

Die Formen der österreichischen Zensur sind aus Alter beinahe unkenntlich geworden, die Umrisse haben sich in einander verloren, und der Zeitgeist verlangt nach einer bestimmten Norm, die ihm zu imponiren vermag. Dies kann nun das alte baufällige Gebäude nicht mehr, und da die letzten zwei Dezennien bald Restriktion, bald Liberalität der Zensur forderten, so mußte sich nothwendig ein Konvolut von Zensur-Instruktionen häufen, das sich vielfach widerspricht. Bisher wagte kein Zensur-Vorsteher dem alten Schlendrian zu nahe zu treten. Mit Palliativen und Kleinlichkeiten, mit Wortklaubereien und Rücksichtkrämereien ist aber weder der Literatur noch dem Staate geholfen. Nur ein Mann, wie Graf Sedlnitzky, der dem Throne so nahe steht, vermag es hier, mit Neuerung durchzudringen. Bedarf er der Erfahrung, so wird er unter jenen Männern, die das morsche Gebäude der österreichischen Zensur bisher durch zwanzig Jahre aufrecht erhalten haben, tüchtige Gehülfen finden. Mit solchen Hilfsmitteln versehen, ist er das Ziel, wornach Aller Blicke gerichtet sind.

Zwar sind einige der sogenannten Zensoren mit ihren Instruktionen alt geworden, sie haben den Zeitgeist überlebt. Weder Muth noch Geistesgegenwart, weder Weltkenntniß noch Vertrauen des Publikums eignen sie mehr zu diesen Stellen. Man sollte ihre langjährigen Dienste mit Ruhe lohnen, und während man ein neues, dem Zeitgeiste entsprechendes, Zensur-Gebäude aufführt, dasselbe auch mit jüngeren und rüstigeren Bewohnern besetzen. Man wähle dazu gute Katholiken und ehrliche Oesterreicher, nicht Renegaten oder Banqueroutiers, wenn man die Sache reinen Händen vertraut wissen will.

Die Literatoren Oesterreichs bückten sich bisher gar zu demüthig vor dem Auslande. Oesterreich hat Köpfe, die sich mit demselben messen dürfen, sie lehren aber bisher zu isolirt und abgeschlossen, so lernte sie das Ausland nie kennen. So reich die Journalistik in Oesterreich ist, so wenig erfährt Deutschland von ihr. Dies sollte, dies könnte anders sein. Erhielte nur erst die Zensur eine gefälligere Form. Bisher haben die österreichischen Schriftsteller ihr Vaterland überschätzt oder gar nicht geschätzt. Beides taugt nicht, weil ihm Wahrheit gebricht. Die Mittelstraße brachteten nur wenige Schriftsteller, eben weil sie vereinzelt dastanden und den Takt verfehlten. Die Wiener-Literatur-Zeitung, von Sartori begonnen, von Collin fortgeleitet, erwarb sich auch im Auslande Theilnehmer und Leser, weil die Mitarbeiter nicht

Digitized by Google

bloß als Oesterreicher, sondern als Männer schrieben, denen es eben sowohl um die Wissenschaften als um ihr Vaterland zu thun war. Mit den Jahrbüchern der Literatur scheint übrigens der kenntnißreiche Collin nicht so glücklich zu sein, weil er sie nicht zu meistern vermag, weil er ausser dem langweiligen Büsching und kurzweiligen Ast in Deutschland fast keinen Mitarbeiter hat, und daher einseitig wird. Man mißt ihnen überdies, vielleicht unverdient, versteckte Absichten bei, während sie doch nach dem Willen ihres seingebildeten hohen Stifters nur der Literatur und den Literatoren Deutschlands imponiren sollten.

Andere Schriftsteller, die in Oesterreich Aufnahme und Schutz fanden, wie der Herausgeber des Hesperus, Andre in Brünn, der Professor Schneller in Grätz u. s. w., verbreiteten in Deutschland das für Oesterreich schmähliche Gerücht, als ob sie hier literarische Martirer wären, und schadeten so dem guten Rufe eines Landes, das sie loyal gehegt und gepflegt hatte. Ungeachtet dieser literarischen Windbeutelei kann man ihre Schriften doch als Beweise gegen die schweren Anklagen der österreichischen Zensur aufstellen, denn man ist schon oft über Stellen von Andres Hesperus und Schnellers Staatengeschichte erstaunt, welche die größten Beleidigungen des religiösen und politischen Kultus in Oesterreich enthielten, während über den österreichischen Journalen sonst die Zuchtruthe der Zensur nur zu sichtbar waltet.

Wenn auch in Oesterreich die sogenannten spekulativen Wissenschaften sich noch lange nicht erheben dürften, so hat doch der gegenwärtige Studienreferent im Staatsrathe, Baron Stifft, bewiesen, daß er den Mann zu wählen verstehe. Er hat einen Hartmann, Raimann, Meißner, Littrow, Guldener an ihre Plätze gestellt, er hat das polytechnische Institut wie ein Mentor gezogen, er hat manches junge Talent ermuntert, er hat mit Hintansetzung jegliches Nepotism nur Gedeihliches für den Thron, für die Wissenschaft, für das Vaterland geleistet; ein solcher Mann bereitet seinem Staate eine Kultur, die nur der Glätte einer verständigen Preßfreiheit bedarf, um zu den theuersten Gütern der Menschheit gezählt zu werden. Was Oesterreich an wohlthätigen Instituten für Humanität und Geistesbildung auszeichnet, was der Monarch für seine Staaten, was die Bewohner für ihr Vaterland wirken, haben schon mehrere patriotische Schriftsteller, wie Biefinger, Liechtenstern, Sartori, Pezzl u. s. w., kräftig und wahr geschildert, aber was das Volk an Selbstthätigkeit und Geistesübung gewänne, wenn ihm die Fesseln einer in ihren Formen veralteten Zensur gelockert würden, das würden die späten Nachkommen noch als das theuerste Vermächtniß ihres gütigsten Kaisers Franz bewahren. Freilich könnte hier die Betrachtung der neuesten Zeitereignisse in Deutschland dem schönen Wunsche ein fast unübersteigliches Hinderniß entgegensetzen, aber was hat Oesterreich bei größerer Denkfreiheit zu befahren? Der Adel ist Herr im Hause, die feudalistische Verfassung schützt ihn, der Mittelstand ist nicht unzufrieden, denn er hat wahre Bildung und kennt die Güter dieses Lebens, Beamte und Militär werden in klingender Münze gezahlt, sie sind ohnedies eine natürliche Stütze des Throns, das Volk ist ruhig, weil es bedächtlich, etwas gemächlich und der monarchischen Regierung von Alters her ergeben ist. Das Volk ist

Digitized by Google

an seinen Kaiser Franz, wie Franz an das Volk, durch Gewohnheit gebunden. Man traut diesen falschen Propheten in Oesterreich nicht. Der Wiener kennt sie zum Ueberflusse noch persönlich seit ihrem Aufenthalte in der Kaiserstadt.

Während sich das Volk in Deutschland an den armen Juden vergriff, erhebt man in den österreichischen Staaten die Juden in den Adelstand, während die deutschen Studenten Sottisen machten, gingen die österreichischen fleißig zur Schule, und lernten ihre Philosophie und Physik in barbarischem Latein, während manche deutsche Journalisten radodirten, schrieben zwar die österreichischen auch nicht immer ganz vernünftig, aber doch stets anständig und bescheiden, während man auswärtig turnte, magnetisirte und niederdolchte, war man in Oesterreich mißtrauisch gegen das Magnetisiren, weil der pietistische Doktor B*th durch den Magnetismus ein Wunder der Mutter Gottes an einem 15jährigen Mädchen geschehen lassen wollte, aber entdeckt wurde. Turnen wollte ohnedies Niemand mehr, seit ein Paar Turner Fenster eingeworfen und dafür Prügel bekommen hatten, und das Volk hegte keinen Meuchelmörder, denn es ist offen und bieder. Konnte man doch, als Stein den Tugendbund errichtete, ausser weiland Stadion, Hormayr und wenigen Andern in Oesterreich keine Mitglieder finden, obwohl Gagern in Wien und Justus Gruner in Prag angelegentlich darum warben. Der Schluß von allem diesen ist nun wohl kein Räthsel! Möge die Zeit doch den gordischen Knoten entwirren! —

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß

vom dritten Jahrgang

der Ueberlieferungen zur Geschichte unsrer Zeit.

I. Zur Geschichte Europa's

1. im Allgemeinen.

Seite

Darstellung gegenwärtiger Ausbreitung des Christenthums auf dem Erdball. 85 113 161 217
Der Wechsel des europäischen Staatensystems im achtzehnten Jahrhundert, von dem General-Lieutenant Graf Mathieu Dumas. 392
Bibliographische Anekdoten. 495

2. im Besondern.

Frankreich.

Die politischen Parteien in Frankreich nach der Räumung des Gebiets von der fremden Besatzung, im Wintermonat 1818. 3
Französischer und deutscher Ton. Karrikaturen u. s. w. 102
Fastenmandat gegen den wechselseitigen Unterricht. 260
Beitrag zu Frankreichs religiöser Statistik. 288
Merkwürdige doch nicht unerhörte Aeußerungen der Frömmigkeit. 293
Ueber die neuen Missionen, von Hrn. Bischof Gregoire. 413

Italien.

Gemälde des römischen Hofes. 61
Blick auf Volksbildung überhaupt. — Die Bell-Lancasterische Schule in Neapel. — Stand des Volksunterrichts im Toskanischen. — Die Volksschulen im lombardisch-venetianischen Reich. — Normalschulen in Mailand. — Lancaster-Schulen in Piemont. — Beobachtungen beim Erdbeben von Sizilien im Jahr 1818. 211
Kardinal Consalvi's Schreiben an den portugiesischen Minister. 267

Großbritannien.

Die Polarreisen. 70
Uebersicht der Zeitungsliteratur in Großbritannien vom Jahr 1819. — Das Sprachgedächtniß des Geistlichen Samuel Lee. — Geburts- und Sterbeliste von Island. 239
Wichtige Beiträge zur Emanzipationsgeschichte der irländischen Katholiken. Vorbereitungsarbeiten des englischen Parlaments. Unterhandlungen mit Rom. 260

Deutschland.

Sachsen. Geschichtliche Darstellung von der Theilung der sächsischen Armee und den dadurch veranlaßten Bewegungen. 18
Der Weltweise Platner in seinen letzten Lebensjahren. 154
Literarische Fehden gegen Sachsen. — Sendschreiben an den Staatsrath v. Kotzebue. 318

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Vorläufige Andeutung einer diesen Gegenstand erörternden, nächstens erscheinenden Schrift: „Läßt sich wohl mit Grund behaupten, daß die Erde noch fortwährend wachse und sich vergrößere?“

Kurze Geschichte der Steindruckerei von Erfindung derselben bis ans Ende des Jahres 1818; von Franz Xaver Bronner. 33

Epilog aus Heinrichs v. Lang Geschichte der Jesuiten im südlichen Deutschland. 78

Großherzogthum Baden. Ein wichtiges Aktenstück zur neuesten Geschichte des Adels. 233

Der Territorialstreit zwischen Baden und Baiern und seine Quellen 245

Bemerkungen über die Streitigkeiten des badischen Hofes mit der römischen Kurie. 253

Schlossers Ansichten über die Zivil-Uniformen. 385

Vermischtes. Zur Geschichte der Frankfurter Unterhandlungen über die katholische Kirchen-Organisation. Sendung an den römischen Hof und Vorlegung der Schlüsse. 467

Vom Geist des deutschen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. 517

Schreiben aus Wien vom 8. Dezember über Leben, Ton und Litteratur daselbst. 598

Schweiz.

Des Doktors Schnell Heil- und Bildungs-Anstalt für Geistes- und Gemüths-Kranke und Schwache aus der gebildeten Klasse. 363

Die dritte Jahrhundertfeier der Kirchenreformation in der Schweiz. 417

Die Alpenstraßen über St. Bernhardin und St. Gotthard. 475

Ungarn.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Protestanten in Ungarn. 323

Beitrag zur Geschichte der Länderkultur, in besonderer Beziehung auf die in Ungarn und Oesterreich gelegenen Herrschaften des Fürsten Joseph Palffy von Erdöd und deren Verwaltung durch den Güter-Regenten Hrn. Nikolaus v. Lacsny. 358

Rußland.

Rußlands gegenwärtiges Verhältniß zum europäischen Staatensysteme. 284

Zur Geschichte der Verschwörung gegen Paul I. und der Thronbesteigung Alexanders I. 340

II. Zur Geschichte Asiens.

Bibelübersetzungen in die Sprachen Hindostans. 30

Flora des thracischen Bosphorus. 55

Fischers Nachrichten vom orientischen Türkis. 80

Indiens hohe Gebirge. 81

Die Vielfraßschlange in Java. 157

Besoldungen (in den vereinigten Freistaaten von Nordamerika) der obersten Beamten der Bundesbehörde. — Aufblühen der Stadt Lexington. — Die zunehmende Größe und Schönheit der Stadt Cincinnati. 212

Zustand des Kriegswesens in Persien unter Feth-Ali-Schach. 263

Sorge der tatarischen Eroberer China's für die Erhaltung ihrer Muttersprache. Nachrichten über China's Sprache, Druckerei, Papier und Hofzeitung. 352

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Seite

III. Zur Geschichte Afrika's.

Gestiftung im Negerstaat Haiti. 276
Das afrikanische Königreich und Negervolk der Assianter. 496

IV. Zur Geschichte Amerika's.

Nachrichten aus dem republikanischen Haiti Haitischer Staatskalender. Das haitische Lyceum. Vertheidigung des Freistaats gegen französische Ausfalle. 57
Die Stadt Port d'Espagne auf der Insel Trinidad. 74
Amtliche Erklärung der portugiesischen Regierung in Brasilien gegen Wiedereinführung der Jesuiten. 83
Ein Blick auf den Unabhängigkeitskrieg des Freistaats Venezuela in Südamerika. 297
Amerikanische Skizzen. Strafanstalten in Philadelphia. Klima. Sittlichkeit. Nationalcharakter. Föderalisten und Demokraten. Die Staatsmacht. Nationaleitelkeit. 369
Die statistischen und politischen Verhältnisse der Insel St. Domingue, von dem General Vincent, nebst Bemerkungen über das jetzige Verhältniß Frankreichs zu diesem Eilande, von dem General-Lieutenant Mathieu Dumas. 406-
Die Besitznahme der westindischen Insel Curassas durch die Briten im Jahre 1800. 441

Die Ueberlieferungen zur Geschichte unsrer Zeit werden im Jahr 1820 ebenfalls erscheinen, und man kann sich dafür in allen Buchhandlungen mit 11 fl. rheinisch oder 7 Thlr. sächs. abonniren. Ferner erscheinen im gleichen Verlag die Erheiterungen für 1820 zu 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr. 20 Gr.

Für die Aarauer Zeitung und den Schweizerboten 1820 beliebe man sich bei den löbl. Schweizer-Postämtern zu abonniren; von der ersten kostet der Jahrgang 8 fl. 15 kr. und von dem letztern 2 fl. 45 kr.

Die vierte Auflage der Stunden der Andacht ist nun vollständig in acht Bänden im Druck vollendet, aber auch schon wieder vergriffen. Es wird demnach unverzüglich die fünfte Auflage veranstaltet, von welcher der Preis wie bisher beibehalten wird; nämlich auf ord. Papier zu 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 16 Gr.; auf weißem Papier zu 8 fl. 15 kr. oder 5 Thlr. 12 Gr. Wer bei dem Verleger eine Anzahl von fünf Exemplaren zusammen nimmt, erhält solche auf ord. Papier im Partiepreis zu 22 fl. oder 15 Thlr.; auf weißem Papier zu 33 fl. oder 22 Thlr.; es wird dieser Parthie dann noch ein Freiexemplar für Unbemittelte gratis beigefügt, deren Namen, Gewerbe und Wohnort mir jedoch anzuzeigen sind, damit ich versichert bin, daß die Freiexemplare zuverlässig unentgeldlich an solche Personen abgeliefert werden.

Aarau, den 14. Dezember 1819. H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Von der in diesen Heften erschienenen Darstellung ist auch ein besonderer Abdruck unter folgendem Titel erschienen:

Zschokke: Vom Geist des deutschen Volks im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

Der Herr Verfasser hat dieser Ausgabe folgendes Vorwort vorangehen lassen;

„In andern, als unsern Tagen, wäre ein Vorwort zu der hier gegebenen geschichtlichen Abhandlung vielleicht überflüssig gewesen. Sie trat zuerst in den letzten Heften der „Ueberlieferungen zur Geschichte unsrer Zeit“ (Jahrgang 1819) ans Licht. Man hat sie eines besondern Abdrucks würdig gehalten, weil man ihr zutraute, auch ausser dem engern Kreise von Lesern jener Zeitschrift wohlthuend werden zu können. Durch den Verfasser war sie bloß bestimmt, eine Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen zu gewähren, und aus der Verkettung von Ursachen und Wirkungen (deren Zusammenhang nicht in jedem Gedächtniß klar blieb) sichtbar werden zu lassen, wie das, was gekommen ist, kam. Weil aber die Meinungen hier, mehr denn je, Urheberinnen der größten Ereignisse wurden, mußten sie auch in dieser Darstellung, als Hauptgegenstände, vor allen hervortreten. Ihre flüchtige, zarte Gestalt zu bezeichnen, mußten, so viel es die Form des ganzen Bildes gestattete, die eigenen Ausdrücke derer dienen, welche sie ausgesprochen hatten.

Es hat oft im Leben des einzelnen Menschen, wenn ihm die überraschende Gewalt des Augenblicks jede Fassung raubt, ein Blick auf sein Vergangenes, Wunderkraft. Ein solcher Blick kann belehrend, tröstend, erhebend, ihm die verlorene Besonnenheit wiedergeben und oft seine ganze bisherige Ansicht der Dinge verändern. Vielleicht bewirkt ein Zurückschauen auf die letzten Jahrzehende bei manchen von den Tausenden Aehnliches, die heut einander mißtrauisch, mit entzweiten Grundsätzen, gegenüberstehen, und, erbittert durch die Gegenwart, geschreckt von der Zukunft, die ruhige Haltung einbüßten, ohne welche Niemand mit Würde urtheilen oder mit Zweckmäßigkeit handeln kann.

Doch bleibt dies ein sehr schüchternes Vielleicht. Denn in Tagen, wo jeder mehr auf den stürmischen Schlag seines Herzens, als auf die Gründe der Vernunft horcht, hat für Viele auch selbst die Geschichte ihre Macht verloren, und wird der, welcher redet, weniger nach dem Werth seiner Absicht, als nach der Parthei gewürdigt, der er anzugehören scheint.

Inzwischen ist sich der Verfasser nur der vollen Güte seines Willens und seiner reinen Unbefangenheit bewußt. Als Bürger eines Freistaates, dem alle Mächte Europens ewige Neutralität zugesagt haben, wird ihm, wie jedem Schweizer, Erwiederung strenger Unparteilichkeit zur Pflicht, wenn sie nicht sonst schon in seiner eigenen Ueberzeugung liegt. Er theilt mit seinem ganzen Vaterlande die dankbare Ehrfurcht für jene erhabenen Monarchen Deutschlands, welche das glückliche Loos der Eidsgenossenschaft entschieden haben; anderseits aber auch nicht minder die dankbare Hochachtung für die deutsche Nation, deren herrlichem Wirken in Wissenschaft und Kunst und Allem, was daraus für Gesittung und Wohlstand anderer Völker erwuchs, Europa Schuldnerin ward; ihr, deren Wohl und Weh auf Wohl und Weh der ihr an Sprache, Gemüth und Sitte am engsten verwandte Schweiz besonders zurückwirkt.

Daher wird man den Verfasser mit größerm Recht jedes andern Fehlers, als der Befangenheit und des Partheisinns zeihen können, wenn man Unpartheisamkeit und Freiheit und bescheidene Sprache nicht etwa selbst wieder für Befangenheit erklärt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt des dreiundzwanzigsten und vierundzwanzigsten Heftes.

Vom Geiſt des deutſchen Volks im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. S. 561
Mannigfaltiges. Aus Deutſchland: Schreiben aus Wien vom 8. Dezember über Leben, Ton und Litteratur daſelbſt. — 598

Von dieſer Zeitſchrift erſcheinen monatlich zwei Hefte, jedes drei bis vier Bogen ſtark, nebſt einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang beſteht demnach aus vierundzwanzig Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht beſonders erlaſſen werden, ſondern das Abonnement iſt für einen ganzen Jahrgang feſtgeſetzt; dafür iſt der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheiniſch, und in Norddeutſchland franko Leipzig 7 Rthlr. ſächſiſch. — Jede gute Buchhandlung in Deutſchland und in der Schweiz, ſo wie alle Poſtämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Beſtellungen darauf an; die Verſendungen der Hefte geſchehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und litterariſche Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gedruckte Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinſte Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreiſes dieſer Zeitſchrift. Beiträge für dieſelbe können unfrk der Adreſſe des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Poſt eingeſandt werden; in weiterer Entfernung können ſolche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an die Herren Gebrüder Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Chriſtian Wilhelm Vogel mit einem beſondern Couvert verſehen und mit der Bemerkung zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Verſendungen an mich abgehen, wo ſolche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

L905 U22 1819 2
3 5556 008 849 770

NORTHWESTERN
UNIVERSITY LIBRARY

BOOK CARD
PLEASE KEEP THIS CARD IN BOOK POCKET.

Digitized by Google